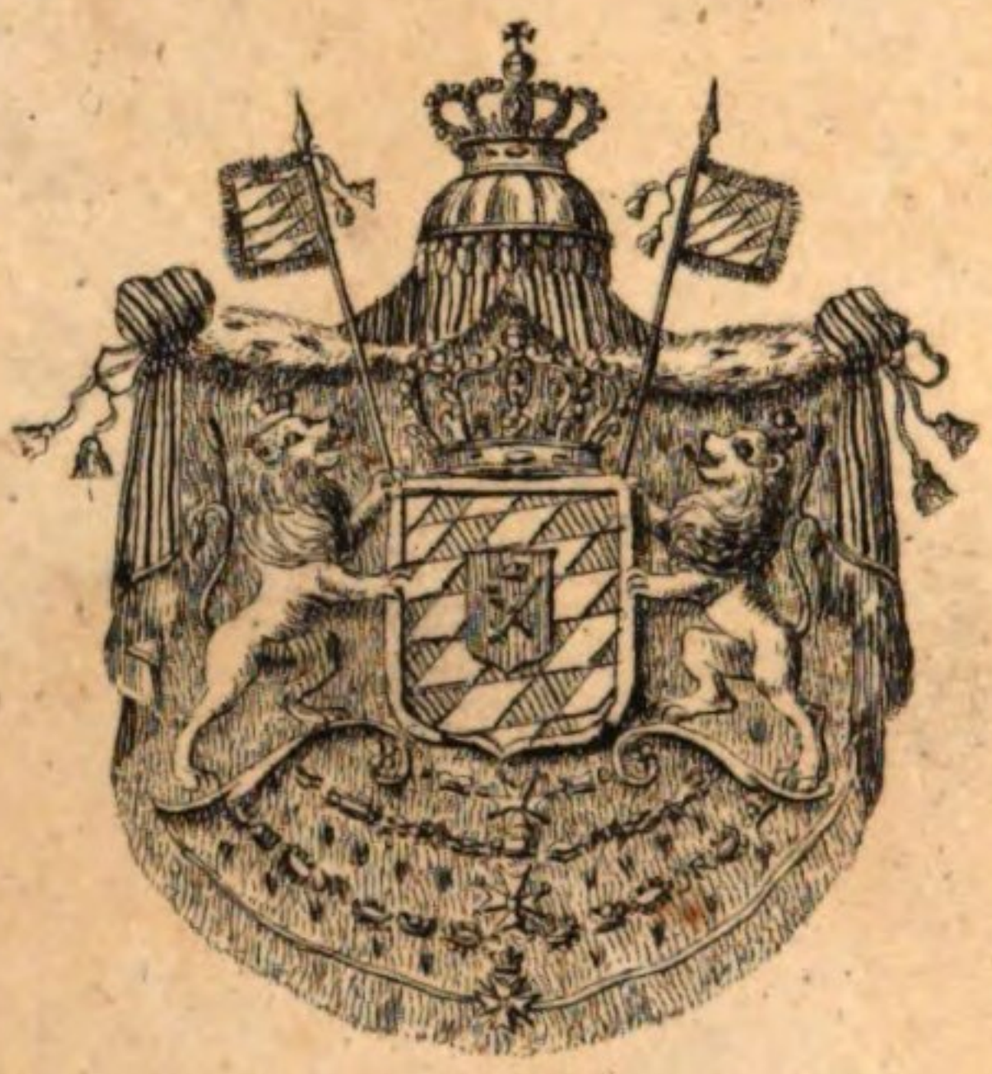
Dec. 1904

Wilcke



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

899

899

~~Section~~

Oeconom.

292

Oec. agr. ex. 425.

R

George Wilh. Constantins von Wilcke

monatliche Anleitung

zur

Beförderung

einer ergiebigen

Erziehung des Obstes.

[illegible]

Ein Buch für Landleute und Gärtner.

Mit einer Kupfertafel.

Halle,
bei Johann Jacob Gebauer,
1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

Sr. Wohlgebohrnen

den

HERRN

Johann Beckmann,

Königl. Großbritt. Churf. Hannövrischen Hofrath und Professor der Oekonomie auf der hohen Schule zu Göttingen.

Wohlgebohrner

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Welcher teutsche Mann sollte wol ökonomische Wissenschaften schätzen und treiben, geschweige denn selbst lehren und ausbreiten helfen, ohne Ihren großen Namen und alles das Vortrefliche zu kennen, das eben diese Wissenschaften den ausgebreiteten Kenntnissen und dem Eifer verdanken, mit welchem Ewr. Wohlgebohrnen bereits seit vielen Jahren diesen vorzüglichsten Haupttheil der wahren und gemeinnützigsten Gelehrsamkeit bearbeitet haben. Nehmen Sie, unschätzbarer Mann! dieses — Ihnen schon so oft geschehene — Geständ-

ständniß jetzt auch von mir mit Wohlwollen an. Unfähig, Ihnen würdigere Versuche vorzulegen, widme ich Ihnen gegenwärtige Blätter. Kann diese Arbeit, auch nur einigermaßen, als Denkmal meiner innigsten Hochachtung gegen Ewr. Wohlgebohrnen und als Erweis meines lebhaften Eifers, nach dem Maaße meiner wenigen Kräfte Einigen nützlich zu seyn, angesehen werden, o so bin ich schon glücklich und belohnt.

Nie werde ich aufhören mit reinster Ergebenheit zu seyn

Ewr. Wohlgebohrnen

inniger Verehrer,

der Verfasser.

Vorerinnerung.

Der Versuch, welchen ich, vor nunmehro vier Jahren, durch Herausgabe meiner Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey wagte, war so glücklich, sich den Beyfall wahrer Kenner zu erwerben, und auch das Publikum belohnte meine Arbeit durch eine sehr gütige Aufnahme derselben. Bald darauf ward ich ermuntert, dieses nehmliche Feld abermals und zwar etwas ausführlicher zu bearbeiten, damit ich mich der Vollständigkeit um so viel mehr und immer glücklicher nähern mögte.

Ich glaubte dieses Verlangen dadurch zu erfüllen, woferne ich bey einer, etwa nöthigen, neuen Auflage meiner Sammlung, selbige mit Zusätzen bereicherte und dadurch vollständiger machte; Allein man forderte mich häufig auf, lieber die Ausarbeitung eines ganz neuen Werks zu übernehmen, und zwar nicht nach der vorher gebrauchten Ordnung, sondern nach der Calendermethode, weil letztere für den, der in Kurzem nur so viel übersehen wollte, als

ihm vor den jedesmal gerade gegenwärtigen Monath nöthig ist, die allerbequemste sey.

Nunmehro gehorsamte ich dieser Aufforderung, und dies um so viel williger, da ich ohnehin binnen den nächsten Jahren nach der Herausgabe gedachter Baumgärtner-Sammlung gar viele erhebliche Zusätze zu derselben niedergeschrieben, nicht weniger in ihr einige Irrsätze bemerkt hatte, welches alles ich dem Publiko in bester Ordnung und baldigst vorlegen zu können wünschte.

So erwuchs, unter fortgesetztem Gebrauche meiner bereits bekannten bisherigen Hülfsquellen *) die gegenwärtige Einleitung, die ich hiermit allen den gütigen Gönnern meiner Schriften übergeben kann, und von welcher ich sehnlich wünsche, daß sie ihnen in eben dem Maaße angenehm und brauchbar seyn möge, in welchem ich mich bestrebte, sie gut und nützlich zu liefern.

*) Zu diesen meinen bisherigen Hülfsquellen habe ich noch die vortreflichen Arbeiten eines Krünitz, Riem, Krause, Bryant und einiger Journalisten zu zählen.

Geschrieben zur Herbstmesse des Jahres 1787.

Der Verfasser.

Monatliche Verrichtungen des Obstgärtners.

Januarius oder Jenner.

1. Abbrechen der Pfropfreiser.

Die Ursachen, um deren willen man die Pfropfreiser schon jetzo und nicht erst dann abbricht, oder abschneidet, wenn man so eben pfropfen will, ist keine andre als diese, damit sie nicht zu vollsaftig werden. Letzteres würde nehmlich hernach im Zuschnitte des Reises sehr hinderlich fallen, denn man ist kaum im Stande, solch einem Reise, wenn es einmal recht voller Saft ist, einen gehörigen Keil

zu schneiden, ohne daß sich die Rinde abgeben und von dem Keile, an welchem sie doch eigentlich verbleiben muß, trennen sollte. Weil nun dieses Abblättern der Rinde den nachtheiligen Erfolg hat, daß dergleichen aufgesetzte Reiser nicht leicht anschlagen, so dachte man auf Mittel zu verhüten, daß die Reiser zu der Zeit, wo man sie aufsetzen soll, schon merklich saftvoll wären; und da konnte man nun kein schicklicheres Mittel finden, als das zeitige Abnehmen und einstweilige Einschlagen der Reiser. Man trennt diese, zu einer Zeit, wo sie noch wenig Saft gezogen haben, und wo ihre Augen oder Knospen noch nicht so sehr angeschwollen sind, daß man sie leicht herabstossen könnte, von dem Baume, und scharrt sie in die Erde, in der sie zwar frisch und lebendig bleiben, aber doch auch nicht mehr, als eben hierzu gehört, von Säften an sich ziehn.

Die Propfreiser dürfen niemals an einem solchen Tage, an dem es friert, gebrochen oder abgeschnitten werden. Denn da zu solcher Zeit in den Zweigen und Reisern Frost steckt, so ist es ja durchaus nicht rathsam sie mit den warmen Händen zu betasten, so wenig es einem thierischen Gliede, welches von Frost durchdrungen ist, jemals anders als sehr übel bekommen wird, wenn es unter diesen Umständen sogleich in die warme Stube

gebracht,

gebracht, oder mit etwas warmen berührt wird *). Man gedulde sich deshalb mit dem Abnehmen der Pfropfreiser so lange, bis man einen gelinden, lauen Tag, an dem es gar nicht gefroren hat, antrift; Wären dergleichen Tage im Jenner selten oder hätte man sie versäumt, so wird man ihrer im Hornung mehrentheils desto mehrere treffen.

Ob man die Pfropfreiser abbricht, oder abschneidet, das ist ganz einerley. Ich pflege sie abzuschneiden.

Daß es nöthig sey, sich bey Unternehmung dieser Verrichtung nach dem Mondslaufe zu richten, glaube man ja nicht. Zwar gehöre ich nicht zu denjenigen, die allen Einfluß des Mondes auf Thiere und Pflanzen schlechterdings verwerfen; aber so viel getraue ich mir doch zu behaupten, daß bis jetzt noch niemand sichre Regeln über Gunst und Ungunst des Mondes vestgesetzt hat, und daß

*) Es ist bekannt, daß ein solches Glied (und eben so ein Zweig eines Gewächses) anstatt durch dieses geschwinde Erwärmen gebessert zu werden, vielmehr verschlimmert wird, indem es nehmlich alsdann gewiß erfriert, da es, wenn man es an der Kälte bleiben gelassen hätte, oder wenn man es, statt der Erwärmung, mit Schnee oder mit eißkaltem Wasser berührt, oder eingeweicht hätte, sehr gut und ohne allen Schaden an der nächsten gelinder werdenden Luft von selbst wieder aufgethaut seyn würde.

daß unsere Aufmerksamkeit auf die minder versteckten Naturwinke und Naturwürkungen vielmehr die ganze Hauptsache bey dem Feld- und Gartenbau ausmache.

Wie müssen aber gute Pfropfreiser beschaffen seyn? Sie müssen 1) vom nächstverwichnen Sommer, folglich zu der Zeit, wo man sie abnimmt, noch kein völliges Jahr alt seyn. — Von dieser ersten Regel macht man blos dann eine Ausnahme, wenn man Stämme, die schon alt und dick sind, pfropfen soll. Ein junges Reis des nächstverstrichenen Jahres würde mit der Dicke solcher wilder Stämme gar zu wenig im Verhältnisse stehen, es würde den sehr reichlichen Saft, den ein so starker Wildling herbey zieht, ohnmöglich auffassen können, auch fast nicht im Stande seyn mit seinem schwachen Keilgen dem heftigen Klemmen jener dicken, wilden Stämme (falls man sie in den Spalt pfropfte) zu widerstehn. In diesem Falle also weicht man von obiger Hauptregel einmal ab, und bricht die Reiser so, daß sich unten an jedem noch etwas zweyjähriges Holz (aus welchem hernach der Keil zu schneiden ist) befindet. Nebenäste darf ein Pfropfreis eigentlich nicht haben. Es ist auch rathsam alle Pfropfreiser von der Mittags-Seite der Baumcronen zu nehmen, denn auf dieser Seite sind sie am vollkommensten und reifsten.

sten. — 2) müssen die Pfropfreiser nur von solchen Obstbäumen abgenommen werden, deren gute Art (der Sorte nach) uns nicht allein bekannt ist, sondern von welchen wir auch wissen, daß sie gern und häufig Früchte tragen. Es giebt nehmlich Obstsorten, die sich gegen alles Fruchttragen verschworen zu haben scheinen, die nur immer ins Holz wachsen und eine ungeheure Größe erlangen, aber gar nicht blühen, wenigstens keine beträchtlichen Früchte liefern. Da nun dergleichen Bäume durchaus nicht unter gute und tragbare Obstsorten gepflanzt werden sollten, weil sie nicht allein keinen Nutzen abwerfen, sondern auch noch den bessern Bäumen Nahrung und Gedeyhen schmälern, so wäre es ja unvernünftig, solche Obstarten, durch Veredlung auf Wildlinge, auf die Nachwelt fortpflanzen zu wollen. Hierinne fehlen viele Bambergische Handelsgärtner, welche mit jungen, bereits veredelten, Obstbäumen einen, meistens betrügerischen, Handel treiben, ganz gewaltig. Sie nehmen die Pfropfreiser zu ihren Wildlingen von den elendesten Bäumen, die noch nie Frucht getragen haben. Wer nun so ein jämmerliches Stämmgen kauft, der ist angeführt, denn wenn er dergleichen Dinger auch 10 und mehrere Jahre in seinem Garten stehen hat, so tragen sie doch nie eine Frucht. Deswegen verkaufen auch solche

Betrüger ihre Stämmgen so wohlfeil, als kein Gärtner, der uns ächte verkauft, selbige ablassen kann. 3) Müßen sowohl die ganzen Bäume, von welchen man Reiser bricht, als auch diese einzelnen Reiser selbst, recht gesund seyn. Solche demnach von Bäumen, die einen Ansatz zur Kränklichkeit oder die im nächstvorhergegangenen Sommer gelitten haben, oder die der Winterfrost beschädigte, zu brechen, wäre sehr übel gethan *). Reiser also, welche äußerlich eine runzelnde matte Rinde, oder innerlich einige schwärzliche Strichlein, oder ein schwärzliches Mark haben, tragen schlechterdings nicht, denn es würde zu dreist seyn, wenn man sich versprechen wollte, daß solche ungesunde Reiser vollkommen gut anschlagen und von ihrer Kränklichkeit auf immer genesen würden. 4) Muß man jedesmal und zu allen und jeden Arten der Veredlung Holzreiser niemalen aber Fruchtreiser nehmen. Denn wenn solch ein auf-

*) Eben deswegen ists auch nicht gut, die Pfropfreiser allzuspät (nehmlich erst im März oder April) zu brechen, denn oft leiden die zu Propfreisern ausersehenen Zweige, wenn sie gleich sehr gut durch den eigentlichen Winter gekommen waren, noch im Nachwinter am allermeisten, und werden sonach ganz spät noch zum Aufsetzen untauglich, welches sie nicht geworden wären, wofern man sie zu solcher Zeit bereits abgebrochen und eingeschlagen hätte.

aufgesetztes Reis auch gleich anschlägt, so gewinnt man doch in der That dadurch äußerst wenig; Ist es nehmlich nicht ganz offenbar, daß jeder Obstbaum, der groß und alt werden soll, in seinen jungen Jahren zuförderst recht viel Laubholz und dann erst Fruchtholz treiben muß? Was sollte nicht das vor jämmerliche schwache und elende Obstbäume geben, wenn man verlangen wollte, daß uns ein Pfropfreis, das ein Fruchtzweig wäre, aus seinen Tragknospen den ganzen zukünftigen Stamm, mit seiner ganzen Crone verschaffen sollte. Jeder, der bey dem Pfropfen (und eben so auch bey jeder andern Art der Veredlung) Fruchtholz gebrauchet, wird es augenscheinlich erfahren, daß sein aufgesetztes Reis nicht von der Stelle d. h. nur in sehr wenige und schwache Zweiglein wachsen wird, worgegen ein aufgesetztes Laubreis (Holzzweig) vortreflich empor treibt, also, daß aus ihm binnen einigen Jahren ein hoher Baum, mit einer weitläuftigen Crone erwächst, welcher sich nicht schon in seinen ersten Jahren durch Fruchttreiben entkräftet, sondern erst in den eigentlichen, naturgemäßen Jahren der Tragbarkeit sein Fruchtholz ansetzt *).

5) Soll

*) Jeder Baumverständiger unterscheidet ja sehr leicht das Fruchtholz von den Holzreisern; denn letztere sind schlank und glatt, die Fruchtzweige

5) Soll man zu solchen Bäumen, welche nicht zwerg, sondern hochstämmig werden sollen, am liebsten keine andere als solche Reiser nehmen, welche an dem Baume, von dem man sie abbrach, ungehindert, in gerade empor gehender Richtung erwuchsen. Auf Wildlinge hingegen, aus welchen Zwergbäume werden sollten, setze man solche Reiser, welche in schiefer Richtung aus ihren Bäumen hervorgewachsen sind; denn ein solches Reis wächst forthin minder frech, als ein gerade empor erwachsenes und schickt sich eben deswegen ganz vorzüglich auf einen dem Zwergzuge bestimmten Wildlinge, bey welchem ein frecher Wuchs sehr unwillkommen *) seyn würde — 6) Nehme man keine Wasseräste von der schlimmen Art. Wasseräste werden diejenigen Holz- oder Laubreiser genannt, welche noch am allerweitesten von der Lust, Tragknospen (Fruchtholz) anzusetzen entfernet sind. Will man sie eben so richtig mit andern Worten beschreiben so darf man nur sagen, daß die Wasseräste die am geschwin-

zweige hingegen knorzig und ringlich, mit einzelnen, dickern, geschwollenen Augen (Tragknospen) besetzt.

*) Denn wo hat man wohl an den meisten Spalieren den Platz, welchen übermäßig wachsende Spalierbäume erfordern. Bey Wildlingen aber, aus welchen hochstämmige Bäume werden sollen, ist ein recht starker Wuchs vielmehr erwünscht.

schwindesten an Länge und Dicke über alle andre Holzreiser hinwegwachsende Art der Baumzweige sey. Gegen diese Wasseräste nun herrschen unter den Unkundigen sehr viele Vorurtheile; gemeiniglich glaubt man, sie verdienten jedesmal sogleich vertilgt zu werden und man handle grausam gegen den Baum und dessen bessere Zweige, wenn man die Wasseräste dulde. Dies ist ganz irrig. Die gewöhnlichen Wasseräste pflegen, wenn sie einige Jahre getrieben haben und nicht unterdessen beschnitten oder verstutzt worden sind, doch endlich mit der Heftigkeit ihres Wuchses inne zu halten und dann währt es nicht lange, so schieben sie auch ein vortreflich kräftiges, lange Jahre dauerndes Fruchtholz. Ist dies nun einmal geschehen, so hat man Ursache, sich zu freun, denn dergleichen Fruchtholz ist wie gesagt allemal sehr vest und dauerhaft, weil es auf starkwüchsigem Laubholze steht. — Freylich giebts aber auch eine schlimme Art von Wasseräsen, welche deswegen, weil sie alle übrige Zweige des Baumes, auf welchen man sie erblickt, allzugewaltig überwächst und entweder gar nicht oder doch wenigstens erst nach sehr vielen Jahren tragbar wird, unterdessen aber den bessern Zweigen den meisten Saft wegstielt, mit gutem Grunde verworfen wird. Man trift sie nicht allein bey Obstbäumen an, sondern auch bey dem Wein-

stock. Das Hauptmerkmal, durch welches sie mit Zuverläßigkeit erkannt und von andern Zweigarten unterschieden werden können ist folgendes: die Augen oder Blätterknospen sitzen bey dieser Art von Wasserästen gewaltig weit von einander, so daß selbst ein langer Zweig doch nur gar wenige Augen hat, und jedesmal zwischen zweyen Knospen ein starkes Spatium innen liegt. Je dichter eines Laubreises Augen beysammen sitzen, desto gewißer kann man die Hoffnung, es werde in kurzem auch Fruchtaugen hervortreiben, hegen — Je mehr der Baum, den man aus einem Pfropfreise ziehen will, groß, hochstämmig, langdauernd, und selbst im freysten Felde den Stürmen trotzend seyn soll, desto lieber gebrauche zu seiner Bepfropfung einen Wasserast, der aber freylich nicht von der allerschlimmsten Art seyn muß.

Haben nun die Pfropfreiser, die man abnehmen will, jene sechs Eigenschaften, so nehme man sie ohne Bedenken ab und bezeichne sie Bündelweiß, oder auch einzeln (wornach man deren viele, oder wenige bricht) mit Zeddeln, die man an sie bindet und auf welche man den Nahmen derjenigen Obstsorte schreibt, von welcher die Reiser gebrochen worden sind. Hierauf muß ohnverweilt zur Einschlagung der gebrochnen Pfropfreiser geschritten werden. Dieses Einschlagen kann

auf

auf zweyerley Manier bewerkstelligt werden: 1) im Keller. Man trägt die Reiser in einen Keller und scharrt sie daselbst (ohne Beschädigung ihrer Augen und Rinde) in feuchten Sand ein, so daß bloß die Spitzen der Reiser, nebst denen daran gebundenen Bezeichnungszeddeln heraus guckten und so läßt man alles, bis daß des Frühlings-Ankunft uns an das Pfropfen und an die Hervorsuchung der Reiser erinnert. 2) Im freyen Lande. Man trägt hier die Reiser auf eine solche Gartenstelle, die den ganzen Tag über nicht eher, als des Abends von der Sonne beschienen wird, die aber auch nicht etwa übermäßig naß, noch zum Moder und Schimmel geneigt ist; auf diese dermaßen schattige Stelle *) legt man die gesammten Reiser, oder Reiserbündel, und nun beschüttet man selbige mit einigen Blumentöpfen voll feuchter Garten-Erde und läßt so alles liegen, bis zum Pfropfen. Diese letztere Methode hat vor der Aufbewahrungs-Art im Keller gar merkliche Vorzüge; Im Keller werden die Aestgen und Reiser sehr leicht von Schimmel und Moder befallen; Ist der Keller, in welchem die Reiser liegen sehr warm

*) Die Ursache, aus welcher dies Plätzgen schattigt seyn muß, ist lediglich dieser, weil daselbst (wie sich unten October 1 zeigen wird) die Reiser am wenigsten vom Froste leiden, auch am wenigsten austrocknen.

und die Erde oder der Sand, der selbige umgiebt, sehr feucht, so gerathen die Reiser sogar in Versuchung auszuschlagen oder grün zu werden, welches selbige aber erschöpft und kränklich macht. Diese Unbequemlichkeiten finden sich nicht, wenn man seine Pfropfreiser in freyer Erde oder unter freyem Himmel aufhebt. Diejenigen inzwischen, welchen irgend der mögliche Fall begegnet, daß sie die Pfropfreiser von fremden Orten her zu einer solchen Zeit in ihre Hände bekommen, wo man vor Frost und Schnee nichts in die freye Erde einschlagen kann, diese werden gar nicht übel thun, wenn sie, wenigstens bis zur vorhandnen gelindern Witterung, die erhaltnen Reiser im Keller einschlagen. Manchmal sind dergleichen, aus fremden Orten anlangende, Pfropfreiser unterwegs eingeschrumpft und im Begriff etwas runzlich zu werden, weil sie unterwegs nicht gehörig gehalten worden sind: In solchem Falle darf man sie nur, sobald man sie bekommt, an einem ungeheitzten Orte, wohin es jedoch nicht frieret, auf 24 Stunden lang in frisches Wasser stellen, sodann aber herausnehmen und tief (doch nie tiefer, als die Länge des kleinen Fingers beträgt) im Keller oder freyen Lande einschlagen, so daß blos die oberste Spitze heraus guckt. Auf diese Weise pflegen sie sich in der feuchten Erde sehr bald wiederum vollkommen anzufrischen.

Wer

Wer sehr spät zum Pfropfen schreitet, (welches wohl hinfort immer mehr und mehr erforderlich werden wird) der beobachte nur dabey, daß ihm ja nicht von der, zu Ausgang des Winters nicht ungewöhnlichen, scharfen und auszehrenden Luft die Pfropfreiser austrocknen, denn ob diese schon eingeschlagen und mit feuchter Erde oder Sande umgeben sind, so entgeht doch alsdann gewißlich den Reisern alle Feuchtung, woferne sich eine solche Luft, als ich eben vorher gedachte, über sie hermacht und die umgebende Erde irgend zu hohl auf und um selbige liegt, folglich nicht so genau an die Reiser anschließt, daß nicht jene auszehrende Merzluft die Feuchtung wegnehmen könnte. Bey so bewandten Umständen muß man fleißig nachsehen, auch die Erde (am liebsten gleich bey deren erster Anschüttung) wenn sie gerade mehr trocken, als feucht ist, sanft an die Pfropfreiser andrücken, auch wohl gar einmal um Mittagszeit, wenn gerade kein Frost ist, ein wenig angießen. Auf solche Art, wird man im geringsten keine Ursach haben über das Austrocknen der Propfreiser zu klagen und wenn man sie auch gleich bis an das Ende des Aprils aufzuheben gemeynt wäre.

Wer Pfropfreiser nach fremden Orten verschicken will, der drücke ihr unterstes Ende (ohne Beschädigung der Augen und ohne Ab-

blätterung der Rinde) in feuchten Lehm, oder Leimen, darauf umbinde er diesen Lehm sowohl, als auch die aus letzterem hervorragenden Pfropfreiser mit befeuchtetem oder eingeweichtem Mooße, und endlich schlage er um dieses Alles herum eine Matte, Tuch, Wachsleinwand oder Papier. Solche Packete werden dann in Kisten, Schachteln oder Körben versendet und der Empfänger darf sich nur nicht säumen, sie sofort (wofern nicht etwa gerade Frost in ihnen steckt, denn da muß er das Packet erst an einem zwar ungeheitzten, jedoch gelinden Orte des Hauses von selbst aufthauen lassen) zu eröffnen und die Reiser in Erde oder Sand einzuschlagen.

Hat man irgend Gelegenheit im August, September oder October sich an einem Orte zu befinden, an welchen man vorzüglich schöne, seltne Obstsorten antrift *), weiß man da-

*) Dies trift sich nur allzu oft, noch öftrer aber trift sichs, daß zwar wir, oder unsre Nachbarn jene Sorten zwar ebenfalls besitzen, aber nicht in der nehmlichen Vollkommenheit. Mir selbst sind z. B. zwey Dörfer bekannt, die nur eine Stunde auseinander liegen. In beyden trift man die Borsdorfer-Aepfel in jedem Bauergarten häufig an, gleichwohl sind die aus dem einen dieser beyden Dörfer, wenigstens zweymal gröser und um eben so viel erhabner an Geschmack, als die in dem andern Dorfe wachsenden. Würde nicht also hier jeder kluge Pfropfmeister, wenn er

dabey, daß man im nächsten Februar nicht wohl abermals an denselbigen Ort gelangen noch auch sich, ohne schwere Weitläuftigkeit oder Unkosten, in gedachtem Monathe von dannen etwas zuschicken lassen kann, wünschte aber dabey doch gar sehr, von so schönen Bäumen seine zu Hause habenden Wildlinge zu veredeln, so verwerfe er diesen billigen Wunsch nur nicht schlechterdings; Er breche vielmehr selbst zu dieser, sonst hierzu unschicklichen Zeit, schickliche Pfropfreiser von jenen treflichen Bäumen ab, schlage diese Reiser obgedachtermaßen in feuchte Umschläge ein, und nehme sie dann (wobey sie so kühl als möglich zu halten sind, daß sie ja nicht schrumpfen, noch eintrocknen) mit sich nach Hause. Hier hole er die Reiser aus ihren Umschlägen heraus, schlage sie, obiger Vorschrift gemäß, ins freye Land ein, gieße sie ein wenig an, und überlasse sie nun, den ganzen Herbst und Winter hindurch, unbesorgt der Natur. Sie halten sich woferne sie nur nicht gar zu grün und unreif abgebrochen worden, gut, und können hernach im Frühjahre gleich andern Pfropfreisern gebraucht und aufgesetzt werden.

er Reiser braucht, am liebsten in das erste dieser Dörfer gehen, wenn er gleich auch in dem andern Borsdorfreiser erlangen kann.

2. Verhütung des Glatteisses.

Nicht selten geschieht es in diesem Monath, daß ein Schneegestöber herab und ganz dick auf die Bäume fällt, zugleicher Zeit friert es auch heftig und der auf die Obstbäume gefallene Schnee friert ganz vest an die Baumzweige an. Am nächsten Tage kommt nach Gelegenheit heller Sonnenschein in den Mittagsstunden. Letzterer thaut dann den an die Baumzweige vestgefrornen Schnee wieder auf, und so wie der Abend heran kommt, gefriert wiederum alles. Den folgenden Tag pflegen dann solche Bäume nicht anders auszusehen, als ob alle ihre Zweige gläsern wären, jedes Reis ist mit einer Kruste von geschmolznem Schnee befroren und viele Eiszapfen hängen von der Crone herab. Diese mehrmalige Abwechslung des Thauens und Frierens an den Zweigen gereicht letztern zum größten Schaden, vornehmlich wenn sie nur eine sonnenreiche Lage haben; die Zweige, wenigstens ihre Fruchtknospen, erfrieren sehr leicht davon. Es ist deshalben die Pflicht eines jeden aufmerksamen Obstgärtners, daß er den auf die Baumcronen fallenden Schnee, bevor er an den Zweigen anfriert, durch Schütteln ihrer Stämme, oder durch Abkehren der Zweige mit einem Federwisch herrabwerfe und daß er schlechterdings nicht dulde, daß

der

der Frost den Schnee auf den Zweigen bevestigen und ihn in Glatt-Eiß verwandeln könne.

3. November 3.

4. Raupennester aufzusuchen.

Da man in gegenwärtigem Monath ohnhin nur sehr wenig in dem Baumgarten zu verrichten hat, die folgenden Monate aber desto mehrere Arbeiten mit sich bringen, so ists sehr rathsam, daß man jetzt schon das Ablesen der Raupennester von den Obstbäumen vor sich nimmt. Diese Nester sind nichts anders, als dürre Blätter der Obstbäume, welche krumm zusammengelaufen sind, und zwischen ihren Krümmen ein schwärzliches Pulver haben, welches den Schnupftaback gleicht und in der That nichts anders ist, als lauter Schmetterlings-Eyer, aus welchen bey Antritt des Frühjahrs schädliche Baumraupen entstehn.

Man verfüge sich demnach vor jedweden einzelnen Obstbaume, und betrachte jeden seiner Zweige, findet man zusammengerollte dürre Blätter, die mittelst einiger Gespinstfäden, oder andrer Bevestigung vest an irgend einem Zweige hängen, so nehme man jedes dieser dürren Blätter sorgfältig herab. Der welcher dieses Geschäft verrichtet, muß

ein großes Gefäß bey sich haben, worein er die abgelesenen Raupennester wirft, oder er steckt sie auch wohl in ein umgebundenes Tuch. Sehr bequem läßt sich diese Einsammlung an den Zwergbäumen vornehmen; bey den hochstämmigen Obstbäumen hingegen hält es desto schwerer, indem es ja hier nicht möglich ist, mit den Händen in der Bäume Cronen zu reichen. Man hat daher hierzu absonderliche Werkzeuge, welche das Ablesen der Raupennester von den hochstämmigen Bäumen ganz vortreflich erleichtern. Ich habe die beste Art dieses Instruments auf der Kupfertafel entworfen, und bey der Erklärung des Kupfers werde die nähere Schilderung davon geben. Derjenige welcher solch ein Instrument führen und gebrauchen will, muß ein gutes Gesicht haben, sonst läßt er, wenn es hohe Bäume sind, die meisten Nester ruhig auf den Bäumen sitzen, weil er selbige nicht zu erkennen vermag.

s. die Tafel fig. 32.

Die gesammelten Raupennester muß man sogleich verbrennen. Keineswegs aber ins Wasser werfen, oder unter die Erde graben, dann beydes tödtet die Raupen-Eyer nicht, sondern im ersten Falle schwimmen die Nester doch wieder ans Land, im zweyten ist man wohl auch nicht genug davor gesichert; Das Verbrennen hingegen verschafft uns vollkommne Sicherheit. Uebte man diese wich-

tige Art und Weise der Raupenvertilgung aller Orten, und zwar auch an denen im freyen Felde stehenden, selbst an denen wilden Obstbäumen alljährlich und fleißig aus, so würde man auch gewiß mit jedem Jahre reichern Nutzen und immer weniger Raupen verspüren, denn welche schreckliche Anzahl von Raupen steckt nicht schon im einzigen Raupennneste, das man völlig herabzog und dem Feuer überlieferte, wie unaussprechlich würde also vollends die Anzahl derer seyn, die bey einer, durch ganze Provinzen hindurch, alljährlich emsig angestellten Aufsuchung, in ganzen Landschaften vernichtet würden. Das Ablesen der Raupennester sollte in der That ein Gegenstand der allgemeinen Landes Policey werden. Man sollte dessen Verrichtung nicht allein überhaupt anbefehlen, sondern auch jedes Jahr, bey Strafe, zwey bis drey ausdrücklich benahmte Tage ansetzen, an welchen dieses Geschäft vorzunehmen sey. So lange dieses nicht geschieht, und so lange nur der einsichtige und fleißige Hauswirth gehörig die Nester ablesen läßt, ist er noch immer nicht sicher genug, denn so kann er noch immer die im Garten eines faulen Nachbaren ausfriechenden Raupen herüber bekommen. Freylich müßte aber auch die Policey strenge und scharf visitiren lassen, ob ihr Befehl auch wirklich allenthalben befolgt sey.

5. Be-

5. Bereitung des Baumwachses.

Da es Klugheitspflicht ist, in gegenwärtigem Arbeitsleeren Monathe alle Arten derjenigen Verrichtungen, deren jetzige zeitige Beendigung uns in den künftigen Monathen zum großen Vortheile gereicht, zu Stande zu bringen, so müssen wir auch jetzo das Baumwachs (Pfropf-Pelz-Wachs) verfertigen, das wir hernach im März und April bey allen Arten der Veredlung, imgleichen beym Verschneiden der Bäume ohnmöglich entbehren können.

Es giebt gar mancherley Arten dasselbe zu bereiten; ich setze aber blos folgende, als die hauptsächlichsten und sehr empfehlungswerthen her.

1) Man nehme Wachs, Harz, Schaaftalg, Baumöl, ungesalzne Butter und Terpenthin, von jedem $\frac{1}{4}$ Pfund, schmelze es in einem Kessel unter einander *), gieße es dann vom Bodensatze, den man zurückläßt, ab, und lasse

*) Bey dieser Schmelzung ist große Vorsicht vonnöthen, daß man nicht etwa im Schmelzen eine Flamme in das Gefäß, in welchem man jene Dinge in einander schmelzt, schlagen lasse, denn wenn dieses geschieht, so brennt der Terpenthin in einer Geschwindigkeit wie ein Blitz an, und in diesem Anbrennen fährt er mit der Flamme, welche ihn ansteckte und die er gewaltig verstärkt und vergrößert gerade zur Esse (Schornstein) hinan,

lasse es kalt werden. Befindet man es alsdann zu dick, so muß es mit Baumöl, (denn Oel, desgleichen auch Terpenthin, giebt denn Baumwachse seine Weiche und sein schmierbares, dehnbares Wesen) ists aber allzu schmierig und fließend, mit Harze umgeschmolzen werden. Auf solche Art ist es fertig und kann nun aufgehoben werden, bis es gebraucht und hierzu entweder auf Leinwand oder auf Papier oder auf Wollband, gestrichen werden soll. Von dem Aufstreichen wird unten (März 4. und 5.) ein mehreres vorkommen.

2) Man nehme $\frac{1}{4}$ Pfund gelbes Wachs und 1 Pfund Harz, schmelze jedes in einem besondern Gefäße über Kohlen, gieße dann das geschmolzne Harz zu dem, gleichfalls fliessenden, Wachse, rühre alles über Kohlen noch recht durch einander, gieße darauf vor 6 oder 8 Pfennige Terpenthin hinzu (ebenfalls unter der nur so eben in der Note angegebenen Vorsicht gegen Feuersgefahr), rühre alles

hinan, woraus denn die größte Feuersbrunst entstehen kann. Verrichtet man die Schmelzung nicht am Feyer, sondern blos auf glühenden Kohlen, so ist man hiergegen sicher, indem die Kohlen (die doch eben so gut hitzen und ins Schmelzen bringen) keine lodernde Flamme geben. Wer aber ja beym Feuer schmelzen will, der halte nur ja eine passende Sterze zur Hand, um auf den Fall des Loderns das Gefäß sogleich zudecken und die Flamme ausschließen zu können.

alles bestens durch einander und schütte es endlich, indem es noch heiß und fließend ist, in ein Gefäß voll kalten Wassers. In letzterm muß es nun nochmalen tüchtig durchknetet werden (denn es bleibt vor sich und vermischt sich keineswegs mit dem Wasser) und zuletzt gießt man das Wasser weg und macht aus dem darinnen erkalteten Baumwachse Stangen, Kugeln oder sonst eine Form, in der man es zum Gebrauche aufheben will.

Es ist sehr wohlgethan, wenn man gleich zuvor, ehe man das Baumwachs ins Wasser schüttet, ein wenig dürren Wermuth oder Myrrhen, beyde zerpülvert oder etwas Roß-Aloe hinzu streut. Diese bittre Zuthat sichert uns nehmlich vor dem Uebel, daß dann die Bienen, die sonst das Baumwachs wegzuholen pflegen, demselben gar nichts anhaben, indem ihnen, wenn sie es zu kosten anfangen, dessen Bitterkeit so fort auffällt, welches sie abschreckt, sich das auf die Baumwunden geklebte Baumwachs zum Behufe ihrer aufzuerbauenden Zellen zu zu eignen. Einige gebrauchen zu eben dieser Absicht etwas Schwefel, dies ist aber schlechterdings nicht anzurathen, denn die saure Schärfe die im Schwefel steckt ist fressend und den Bäumen wirklich schädlich.

3) Nehmt gelbes Wachs, Harz, und Terpenthin, von jedem ein Pfund, schmelzt

das

das Harz zuerst absonderlich, damit sich das, was daran dick ist, zu Boden setze, und blos das Klare, welches man abgießt, übrig sey. Unter dies abgegoßne, geschmolzne, klare Harz schütte man das gleichfalls absonderlich geschmolzne Wachs, dann auch den Terpenthin, welchen man, um sein erwähntes Feuerfangen zu verhüten vorsichtigst, und nicht auf einmal, sondern nur nach und nach hinzu gießt. Dann rühre man alles tüchtig durcheinander, werfe etwas von obgedachten Bitterkeiten hinzu, rühre alles nochmals durcheinander und schütte dann, wie bey Nr. 2. die gesammte fliessende Masse in ein Gefäß voll kalten Wassers.

4) Die Holländer sollen 4 Pfund Harz klar schmelzen, in dies abgegossene Klare ein halb Pfund Rübsenöl schütten, beydes wohl durcheinander rühren, und dann die ganze fließende Mischung als fertiges Baumwachs in kaltes Wasser einschütten. Alles Baumwachs muß wenn es fertig ist, zwar recht kleben, und anpacken, aber doch recht dehnbar und schmierig seyn, gerade so wie ein recht steifer Honig sich doch noch vortreflich aufschmieren läßt. — Nach einigen vortreflichen Meistern macht man das beste Baumwachs dann, wenn man ein Pfund gelbes Wachs, drey Pfund Harz, und $\frac{3}{4}$ Pfund Terpenthin, nach gedachter Manier unter einander schmelzt.

Vor-

Hornung oder Februarius.

1. Anwendung der Verdeckungsmittel bey leicht erfrierenden Fruchtbaumarten.

Dreyerley Fruchtarten sind es hauptsächlich, welche dem Erfrieren allerdings sehr ausgesetzt sind, ich meyne nehmlich die Apricosen- Pfirsch- und Mandelbäume. Erstere leiden gewöhnlich am allerleichtsten.

Man hat zwey ganz vortrefliche Mittel, um dem Verderben, das der Frost an diesen Baumarten anzurichten vermag, dermaßen vorzubeugen, daß man selbst in den schlimmsten Nachwintern *) ganz und gar keinen Schaden an ihnen erleidet. Würde man diese zwey Vortheile allenthalben auszubreiten und ins Werk zu richten bemüht seyn, so würden wahrhaftig die seitherigen vielen und leider gerechten Klagen übers alljährliche und zum Theil gänzliche Erfrieren jener Fruchtbäume, dergestalt vergeblich und thörigt

*) Ich sage: Nachwintern, denn unten (März 4.) werde ich darthun, daß die Nachwinter und Spät- oder Frühlings Fröste den Bäumen (und überhaupt allen Wintergewächsen) viel schlimmer mitspielen als der eigentliche Winter selbst bey aller seiner Härte.

rigt erscheinen, daß sich jeder verständige Baumgärtner derselben hinfort schämen müßte.

Diese beyden Vorbeugungsmittel sind nun folgende: 1) Dasjenige, welches sich auf richtige Kenntniß der für obgedachte Fruchtbaum-Arten einzig passende Lage stützt. Ich werde davon unten (October 2.) ausführlich zu handeln haben. 2) Eigentliche Arten der **Verdeckungen** vor die obgedachten Bäume. Bey diesem 2ten Mittel bleibe ich hier stehen.

Man hat gewöhnlich zweyerley Hauptmethoden die Apricosen-Pfirschen- und Mandelbäume gegen die Fröste zu schützen. Es sind dieses folgende beyde: a) Zu Ausgang des Novembers oder auch im December nimmt man einige Gebunde (Schütten) Weitzen- oder Roggen-Stroh, welches recht rein, trokken und durchaus nicht dumpf, noch modernd, oder schimmelnd seyn muß; zugleich nimmt man eine Anzahl lange Stangen von Weidenholz und nun werden ganze Hände voll Stroh vor die Bäume gedeckt und durch die queervor gelegten Weidenstangen, welche man an die Spalierlatten vestbindet, anbevestiget. Auf solche Weise steckt die ganze Vorderfläche des Baumes in einem Strohgewande, und das Stroh muß vest und schliessend auf den Zweigen bleiben, weil es durch

die queerüber vestgebundnen Stangen vor dem Herabfallen gesichert wird. — Ich mag mich nicht weiter mit der Schilderung dieser Verdeckungsart befassen, denn sie hat meinen Beyfall im geringsten nicht, und es scheint mir unnöthig, eine Sache weitläuftig zu beschreiben, vor der ich mich Andre zu warnen gemüssigt sehe. Die Ursachen, aus welchen ich diese Verdecke von vorgelegtem Strohe mißbilligen muß, sind folgende: Hinter dem Strohe gerathen die Zweige nicht selten ins Modern und Verdumpfen, oder sie treiben zu früh und die Knospen verbutten; ferner hat diese Art der Beschützung den großen Fehler, daß sie den Bäumen zu derjenigen Zeit gerade, wo sie den Schutz vor den Frösten am allernöthigsten brauchten, wiederum entzogen werden muß. Schon oben gedachte ich, daß nicht sowohl die eigentlichen Winterfröste (vom December bis Ausgang Februars), als vielmehr die Spät, oder Frühlingsfröste (im März, oder noch später) jenen Obstbäumen den größten Schaden zufügen; Verdecke also, welche diesen Schaden wahrhaft abhalten sollen, müssen im März und späterhin anzuwenden seyn, dies kann aber mit jenen Verhüllungen ins Stroh nicht geschehen, denn wenn man sie in nurgedachten Monathen auch noch auf den Bäumen läßt, so liegen die Knospen zu warm hinter dem

Stro-

Strohe, wollen grün werden und ihre Blüthen eröffnen sich, die Nässe des Schnees wie auch des Regens, den etwa der Winter herabfallen läßt, verfängt oder verhält sich in dem Strohe, und dies erzeugt Moder und Schimmel an den Zweigen. Aus diesen Gründen ist man genöthigt, zu Anfang des Märzes, oder richtiger zu sagen, bey eintretender gelinderer Frühlingswitterung das Stroh hinweg zu nehmen. Was erfolgt aber aus diesem zeitigen Hinwegnehmen? dieses, daß sehr oft noch hartes Winterwetter erfolgt und daß Spätfröste die hinter dem Strohe weich und zärtlich gewordenen Zweige, wenigstens die Knospen derselben, gewaltig zu Grunde richten. Wir sehen demnach, daß wir einer andern Verdeckungs-Art, die wir auch im März und April anwenden dürfen, nachforschen müssen. Diese ist nun keine andre, als: b) Man mauert in die Spalier-Mauern Hölzer mit Rollen ein; in diesen Rollen müssen Leinen (Strickgen) gehen, an welchen lange Tücher von grober Leinwand herabhängen müssen, die einerley Breite mit der Höhe der Spalier-Mauern haben und welche man durch Anziehung der Leinen empor zieht, durch Loslassung dieser Stricke hingegen wieder niederläßt, eben wie der Vorhang auf den Theatern aufgezogen und wiederum hernieder gelassen wird. Nichts

kann schicklicher und zweckmässiger seyn, als diese Leinwandverdecke. Man gebrauche sie folgendergestalt. In den eigentlichen Wintermonathen d. h. vom December, bis Ausgang des Februars *) hat man, woferne nur die Bäume durch vorliegende Gebäude oder hohe andre Bäume vor den schneidenden Winden gesichert sind, keineswegs nöthig die Apricosen- Pfirsch- oder Mandelbäume gegen die Kälte zu verdecken, denn wenn sie nur anders an die rechte Lage (von welcher unten März 4. zu sehen) gepflanzt sind, so schadet ihnen keine Winterkälte, es müßten denn einzelne Tage, an welchen ausserodentlich-schneidende Lüfte einen ungewöhnlich argen Grad von Kälte brächten, einfallen. An solchen Tagen spannt man doch allerdings, zum Schutz gegen diese tödlichen Lüfte die Vorhänge vor. Von dem Ausgange des Hornungs aber an, gebrauche man sie ja, denn zu dieser Zeit hat es gemeiniglich schon einige einzelne angenehme Tage mit lieblichem Sonnenschein gegeben, durch welche der Baumsaft, der in den nur erwähnten Baumarten zeitig

*) Wäre der Jenner gelind und der Anfang des Hornungs lau gewesen, folglich dadurch eine Disposition zum Ausschlagen jener Bäume erfolgt, so muß man sich schon zu Anfang des Hornungs auf die Anwendung der Verdecke gefaßt halten.

zeitig und leicht in die Zweige empor zu steigen pflegt, bereits in die Aeste gezogen worden ist. Treten nun wieder harte Tage mit bösem Frost Wetter und zehrenden, kalten Winden ein, so fällt dies den saftigen Aestgen gewaltig auf und sie erfrieren entweder ganz, oder es verderben doch wenigstens die Knospen, vornehmlich die tragbaren Augen oder Blüthen. Sobald man also dergleichen nachtheilige Witterung wahrnimmt, muß man sogleich die leinwandnen Verdecke oder Vorhänge anmachen und zwar so, daß sie bey jedem besorglichen Nachtfroste schon des Abends bey zeiten herabgelassen werden, am Tage aber zieht man sie jedesmal ganz empor, es müßte denn eine Frostluft oder ein schneidender, austrocknender, harter Frühjahrswind wehen, welcher diesen Bäumen, es sey im Winter oder Frühjahr, beynahe eben so gefährlich ist, als die Wintermorgensonne. Auf solche Art stehen die Bäume hinter der dicht vor ihnen herabgehenden Verdeckung äusserst sicher und gedeckt und man hat doch nicht zu befürchten, daß ihre Zweige weich und verzärtelt oder gar schimmelnd und modernd werden könnten. Durch welchen andern Weg sollte es wohl möglich seyn, die gedachten Bäume gleich gut und bequem zu verwahren, wer wollte es wohl über sich nehmen, in jeder harten Frühjahrswoche jeden Baum jedweden Abends in

Stroh zu verhüllen, früh Morgens aber wiederum zu entblößen? welche unsägliche Mühe und Beschwerde sollte das nicht verursachen! und wie viele Knospen würden nicht durch das tägliche Handthieren an den Zweigen herabgestossen werden! Einige, welche sich Decken von Stroh, oder von dünnem Schilf (Rohrdecken) geflochten und bereitet haben, können zwar mit minderer Beschwerde früh lüften und Abends zudecken; so bequem inzwischen, als es mittelst jener Leinwandverdecke eingerichtet wird, haben sie es aber dabey doch noch lange nicht; bloß durch die äusserst leichte Anziehung oder Nachlassung der Leinen wird ja hier alles zu Stande gebracht. Rechne ich nun hierzu noch dies, daß dergleichen Verdecke, weil man sie bis zum Ausgange des Hornungs trocken und verwahrt im Hause liegen lassen kann, und sie folglich nichts von der Winternässe des Schnees leiden dürfen, sich mehrere Jahre gut und brauchbar erhalten, auch sonst noch, nehmlich in der Küchengärtnerey, höchst nützlich anzuwenden*) und im Ankaufe doch gewiß nicht zu theuer sind, so glaube ich ja wohl vollen Grund, ja sogar würkliche Verpflichtung zur innigsten Anpreisung dieser Verdeckungsart zu haben.

2. Be-

*) Was ist gewöhnlicher, als daß frisch gepflanzte Küchengewächse, vornehmlich solche, welche in der

2. Bepfropfung wilder Obstbäumgen.

Verschiedene alte Gartenbücher empfehlen das Pfropfen (Zweigen, Impfen) schon im Februar zu unternehmen, vornehmlich bey den Kirsch- und Pflaumenbäumen, als deren Saft am frühsten in Bewegung kommt, und welche dieserhalben am zeitigsten auszuschlagen pflegen. Nach meiner Meynung mögen jene Scribenten zu ihrer Zeit allerdings Recht gehabt haben, als sie uns ein so frühes Bepfropfen anriethen, denn es ist aus ganz unwidersprechlichen Zeugnissen gewiß, daß das deutsche Clima anjetzt bey weitem nicht so mild und warm mehr ist, als es zu den Zeiten jener ältern Autoren gewesen, daß unsre

der Jugend nur wenige und schwache Wurzeln haben, nach der Verpflanzung gar bald wiederum eingehen, woferne nicht gleich nach derselben ein guter Regen erfolgt. Wie ärgerlich ist es aber nicht, wenn auf den bepflanzten Beeten, durchs Eingehen vieler einzelnen Pflanzen häufige Lücken, in welche man mühsam nachpflanzen muß, entstehn. Durch Anwendung schattengebender Verdecke über die bepflanzten Beete vermeidet man jene Unbequemlichkeit auf das allerglücklichste und vermag dann bey dürrer Witterung eben so gut und glücklich zu pflanzen, als bey feuchter. Man sehe hiervon meine Sammlung der wichtigsten Regeln in der Küchengärtnerey, Seite 37. und mein Handbuch für Lustgärtner, Seite 247.

Winter vielmehr immer länger und härter, und die Nachwinter und Spätfröste immer gewöhnlicher werden. Sollte uns dies — da doch das Pfropfen unmöglich bey hartem Winterwetter angestellt werden darf — nicht schlechterdings dahin disponiren, daß wir fast alle alten Garten- und Wirthschafts-Regeln dieser Art tiefer ins Jahr hinein rückten und verlegten; dann erst würden sie unserm gegenwärtigen Clima angemessen seyn. Erst in dem Märze also werde ich die Materie vom Pfropfen ausführlicher und eigentlich abhandeln.

3. Die im Jenner (N. 2.) empfohlne Besorgniß.
4. die eben daselbst (Nr. 4.) angegebene.
5. die eben daselbst (Nr. 5.) vorkommende.

März.

1. Die im Jenner (Nr. 2.) angezeigte Verrichtung.

2. Ebendaselbst (Nr. 5.) welche aber eigentlich schon in den vorigen Monaten vollendet seyn muß.

3. Hornung Nr. 1.

4. Pfropfen.

Nicht von allen und jeden Arten des Pfropfens kann ich hier handeln, denn verschiedne sind übel ausgedacht, schlagen nicht leicht an, oder laufen doch wenigstens auf bloße Spielerey, oder auf eine bloße Curiosität hinaus, andre aber dürfen nicht früher, als im April oder noch später unternommen werden, von welchen ich deshalben weiter unten handeln werde. Hier bleibe ich bey folgenden stehen:

a) Das **Pfropfen** (Impfen, Pelzen, Possen, Zweigen) **in den Spalt**, oder das Spaltpfropfen. Die Wildlinge, welche man in den Spalt pfropfen will, dürfen nicht zu alt, noch zu dick seyn; die von der Dicke eines mäßigen Daumens sind die besten, ja es haben mir glaubwürdige Personen versichert, daß sie Stämmgen, die viel dünner

waren, mit bestem Erfolge in den Spalt bepfropft hätten, und daß diese Operation jedesmal weit besser anschlagen würde, wenn man sie auf schwachen Bäumgen vorzunehmen wagen wollte. Sie betheuerten mir, daß sie darüber sehr glückliche Versuche angestellt hätten, mit Stämmgen, die noch so jung und schwach waren, daß sie nicht nur (nachdem man sie gespalten hatte) keineswegs im Stande waren, das aufgesetzte edle Reis, wie sichs gebührt, vest und haltbar einzuklemmen, sondern daß man sich auch genöthigt sah, eben um dieses Vestsitzen des Reises zu bewirken, ein Copulierband um den mit dem Reise besteckten Wildlingsspalt herumzulegen und dadurch den Spalt zuzuklemmen und das darzwischen stehende Reis zu bevestigen. Sollte sich alles dies in der That anempfehlen, so wäre es wahrhaftig sehr hoch zu schätzen, denn so könnte man einige Jahre früher zur Veredlung der wilden Obstbäumgen schreiten und sie würden auch ihre (bey schwachen Stämmgen nicht so beträchtliche) Verwundung, die das Spaltpfropfen ihnen zuzieht, weit geschwinder und glücklicher, als bey den dickern Wildlingen geschieht, verheilen und verwachsen. Wenn ein Wildling bepfropft werden soll, darf er unterhalb der Stelle, auf welcher man das edle Reis aufsetzen will, keine Aeste oder Zweige behalten, denn be-

hielte

hielte er sie, so würden diese Zweige, (da sie den Wurzeln des Wildlings um eine Stufe näher stehen, als das aufgesetzte Pfropfreis) dem höher oben stehenden, edlen Reise gewißlich allen Saft vor dem Maule wegnehmen, folglich könnte weder das Reis einwachsen, noch der Spalt des Wildlings verheilen. Man ist demnach offenbar genöthigt, solche Zweige wegzuschneiden, bevor man pfropft, nur aber frägt sichs, wenn ehr soll dieses Abschneiden jener Zweige geschehen, zugleich mit dem Pfropfen, oder früher oder später? Nach meinem Urtheil muß man diese Frage folgendergestalt beantworten: Alles Abschneiden der Zweige eines Gewächses macht den Umlauf seiner Säfte gewaltig irre, denn es verhindert den Saft, sich nach eben der Richtung und Austheilung empor zu ziehen, nach welcher er, vor jenem Abschneiden, aufwärts zu steigen gewohnt war, und weil ja durch das Beschneiden der Aeste die Wurzeln des Gewächses nicht zugleich mit beschnitten werden konnten, so zieht sich also, selbst nach dem Wegschneiden jener Zweige, noch immer eben so viel Saft in das Gewächs, als vorhero hineinkam; dieser häufige Saft kann sich nun, weil das Abschneiden die Anzahl der Zweige verringert hat, nicht mehr frey und ungehindert in die Zweige verbreiten, es ist zu viel Saft vor das wenige Holz, dieser-

halben drängt sich dann der sich immer mehr anhäufende Saft so nachdrücklich herbey, daß er am Stamme oder an den Aesten des Gewächses neue Augen heraustreibt, in welche er sich (eben wie er zuvor in die, nun abgeschnittene, überging) ergießen und vertheilen könne. Demnach begreift ja wohl ein jeder, daß es eine mächtige Revolution und beträchtliche, anfangs mit Zurücktreten und mit Stockung des Saftes verbundene Veränderung in den Säften eines jeden Gewächses hervorbringe, wenn man ihm seine Zweige verstutzt, oder gar wegschneidet; was kann gleichwohl nöthiger zu vermeiden seyn, als die Stockung und Unordnung in dem Safte eines beimpften Baums? Er wird ja ohnhin schon genug, durch das Pfropfen selbst, verletzt. Wenn wir nun also zugleich bey Verrichtung des Pfropfens jene billig wegzuschneidenden tiefsten Zweige wegschneiden, so wird die nothwendige Folge davon diese seyn, daß der stutzig und irre gemachte Saft des Wildlings sich nicht selten gar von dem Pfropfreise wegwenden und entweder (wenn die Säfte gar zu häufig herbey steigen und nicht ins Pfropfreis übergehen mögen) den Wildling in seinem eignen Safte ersticken wird, oder daß er doch viel neue junge Zweige (Räuber) austreiben wird, welche abermals unterhalb dem Propfreise entspringen und ihm folglich

lich alle Nahrung entziehn. Demnach sehn wir, daß es gar nicht rathsam sey, das Abschneiden jener dem Pfropfreise schädlichen Zweige zugleich mit dem Pfropfen selbst d. h. in den Tagen des Pfropfens vorzunehmen. Eben so sehr würde sich derjenige schaden, welcher diese Zweige einige Zeit nach Verrichtung des Pfropfens wegschneiden wollte, denn nun wären seine Pfropfreiser bereits verhungert, weil ihnen die untern Wildlingsäste alle Nahrung entwandten. Es bleibt also nichts anders zu empfehlen übrig, als daß man jene verwerflichen Wildlingszweige geraume Zeit vor dem Pfropfen wegschneide. Wer z. B. im Jahr 1787 solche Wildlinge besitzt, von welchen er sieht, daß er sie im nächstfolgenden 88sten Jahre recht gut wird bezweigen (pfropfen) können, der schneide selbigen im May des Jahres 87 alle diejenigen Zweige weg, von welchen er vermuthen muß, daß sie bey der Pfropfung im kommenden Jahre unterhalb dem Pfropfreise stehen würden. Es ist sehr leicht dieses zu beurtheilen, denn man weiß ja, in welcher Tiefe man die Wildlinge abschneidet und in welcher Tiefe man also die Pfropfreiser auf sie setzt. Alles nun, was unterhalb dieser Tiefe herausgewachsen ist, gehört offenbar zu denenjenigen Zweigen, die im folgenden Jahre den Pfropfreisern zum Verderben gereichen würden; am be-

sten

sten also, man schneidet sie bey Zeiten weg, wo sie noch jung sind, wo auch folglich die Wunden, die das Wegschneiden dieser Zweige verursacht, viel geschwinder und schöner verwachsen. Hierbey aber darf man auch der Sache nicht etwa zu viel thun, denn die höher sitzenden Wildlingszweige dürfen nicht weggeschnitten werden, weil sie, wenn man im nächsten Jahre pfropft, ohnhin wegkommen, indem der ganze Stamm mit allen seinen Zweigen und mit seiner Crone weggesägt oder weggeschnitten wird, so bald man zur eigentlichen Pfropf-Operation zu schreiten unternimmt. Ich wiederhole es demnach kürzlich, daß man jeden Wildling, von der Erde an, bis zu derjenigen Höhe, in welcher man die Wildlinge abzuplatten und die Pfropfreiser aufzusetzen pflegt, von allen Aesten reinige und zwar muß diese Säuberung gedachtermaßen ein ganzes, wenigstens aber ein halbes Jahr vor dem Pfropfen selbst geschehen und man muß hernach nicht gestatten, daß in der Zeit zwischen dem Säubern und dem Pfropfen selbst an den von Zweigen gesäuberten Untertheilen der wilden Stämmgen abermalige Zweige heraustrieben. Die pünktliche Beobachtung dieses Verfahrens enthält gewißlich alles, was in dieser Materie naturgemäß genannt werden kann.

Alle Wildlinge, welche man in den Spalt pfropfen will, werden, wenn sie nicht dicker, als eigentlich recht ist, sind, einer einzigen Handbreite hoch über der Erde abgeschnitten, sind sie aber älter und dicker, so läßt man sie etwas länger stehen. Gemeiniglich ist ein starkes, scharfes Gartenmesser schon zulänglich das Durchschneiden der zu bepfropfenden Wildlinge zu bewürken, hat man letztere aber alt und zu dick werden lassen, so muß die Abplattung (so nennt man diesen platten Durchschnitt queer durch den Stamm) mittelst einer Säge geschehn, wobey nur ja der Vortheil beobachtet werden muß, daß man, wenn die Säge beynahe ganz hindurch ist, auf derjenigen Seite, auf welcher sie wieder herauskommen will, mit dem Messer bey Zeiten queer durch die Rinde schneidet. Unterläßt man dies und sägt vielmehr fort, bis das die Säge auf der andern Seite wieder herauskommt, so thut sie letzteres gemeiniglich mit Beschädigung und Lostrennung der Rinde an dem stehen bleibenden und zu bepfropfenden Untertheile des Wildlings; hat aber dieser eine beschädigte und von seinem Holze losgetrennte Rinde, so ist er mehrentheils verlohren und es verlohnt nicht der Mühe ihn bepfropfen zu wollen. Wenn die Durchschneidung der Queere des wilden Stämmgens geschehen ist, so müssen mit

einem

einem recht scharfen Gartenmesser alle etwanige Holzfasern auf des Wildlings Platte, die vornehmlich, wenn man hindurch sägte, entstehn, hinweggemacht und die ganze Platte des wilden Stämmgens ganz vollkommen glatt und eben geschnitten werden. Die Ursache hiervon ist der Wunsch jedes Pfropfmeisters, daß die Pfropfwunde recht bald verwachsen möge, welches sie ohnmöglich kann, wenn der Schnitt nicht glatt und egal, sondern ungleich oder wohl gar durch die Zähne der Säge rauh und fetzig gemacht ist. Hierauf pflegen die meisten die eine Seite der Plattenfläche des Wildlings schräg *) zu schneiden, sie führen nehmlich auf der Morgenseite dieser Platte das Messer eines halben Zolles tief schief heran durch Rinde und Holz; alsdann entsteht aus der Platte a. (siehe die Kupfertafel Fig. 12.) eine geänderte Gestalt, die man bey Fig. 13. oder gar 14. auf der nehmlichen Kupfertafel in Augenschein nehmen kann. Die Ursache, aus welcher man diesen schiefen oder Rehfuß-Schnitt vor gut befindet, ist diese, man glaubt, dergleichen Schnitte verwüchsen geschwinder und leichter, als die ganz platten Wunden. Diesem Urtheile kann ich vor meine Person ohnmöglich ohne sehr sorgfältige Einschränkung bey-

*) schräg ist das Mittel zwischen aufrechtstehend und platt darnieder liegend.

pflichten. Ich läugne nehmlich nicht, daß ein Schnitt, der **nur ein ganz klein wenig** schräg (wie auf der Kupfertafel Fig. 13.) läuft, früher als ein völlig platter verwachsen könne, das aber behaupte ich eben so sicher, daß wenn diese Schräge nur einigermaßen zu merklich und beträchtlich folglich, (wie auf dem Kupfer Fig. 14) ein **Rehfußschnitt** daraus wird, alsdann das glückliche Zuheilen des Schnittes hierdurch ausnehmend erschwert, ja sogar (wenn der Schnitt etwa gar **mehr schräg als platt** geschah) unmöglich gemacht wird. Sehr viele Wildlinge, welche bepfropft, aber nicht angeschlagen waren, und welche ich darauf nach meiner Gewohnheit höchst sorgfältig untersuchte (um zu erforschen, **warum** sie wohl zurückgegangen seyn möchten) haben es mir äusserst deutlich sehen lassen, daß die Pfropfwunde platt ungleich glücklicher erwächst, als wenn man sie von der einen Seite her auch noch geschrägt hatte. Ich nahm nehmlich mit voller Deutlichkeit wahr, daß die untere Seite des schrägen Schnittes (an der es mehr platt, als schräg ist) einen sehr glücklichen Anfang zum Verheilen und Einwachsen des Reises gemacht hatte, jemehr es aber hinaufwärts (wo es im Gegentheil mehr schräg, als platt wird) kam, desto weniger fand man Spuren eines vorhanden gewesnen Anfangs zum Verheilen. Beobach-

tet man platt gelassene bepfropfte Wildlinge mit eben der Genauigkeit, so wird man gewiß allemal finden, daß sie leichter, geschwinder und besser, nehmlich auf einer Seite, wie auf der andern verwachse. Ich vor mein Theil pflege dem zu folge allemal platt (wie auf der Tafel bey Fig. 12. zu sehen) zu bepfropfen, ob ich schon, wie gedacht, keineswegs läugne, daß nicht, woferne sonst alles gut und recht gemacht ist, auch die Pfropfung auf geschrägte Platten, gedenhlich anschlagen könne. — Hierauf wird der platt und egal geschnittne Wildling in seiner Mitten gespalten, indem man das Messer hindurch drückt *); dieser Spalt darf nie zu lang seyn, denn

*) Ein vor allemal erinnere ich hier, daß ich mich unmöglich darauf einlassen kann, Dinge, wie das Pfropfen, Oculiren ꝛc. wo alles auf den Augenschein und Handgriff ankommt, durch eine bloße Beschreibung sinnlich-deutlich machen zu wollen. Kupferstiche davon zu geben, würde das Buch zu sehr im Preiße erhöhen, daher habe ich nur wenig in Kupfer stechen lassen, und hoffe, daß jeder meiner Leser ganz leicht zu der Gelegenheit wird gelangen können, sich die bekannten Methoden der Veredlung von irgend einem Gärtner, Bauer, Winzer oder Jäger sichtlich zeigen zu lassen. Ey! dürfte mancher einwenden, so hättest du ja das Pfropfen ganz und gar nicht zu beschreiben gebraucht, wenn du willst, daß andre es uns lehren sollen. Ich ant-

denn wenn er allzu tief geht, so wird ja natürlicherweise das Verheilen erschwert, ist der Spalt gerade so lang, als ein Zweygroschenstück (queer über seine Fläche gemessen) breit ist, so hat er gerade die rechte Länge. Dabey muß auch mit darauf gesehen werden, daß der Spalt reinlich und expedit gemacht sey, denn wer erst lange daran herum drückt, der macht gar leichtlich einen ungleichen und inwendig fasrigen Spalt, der nicht wohl zuzuheilen vermag. Gemeiniglich empfiehlt man den Spalt so zu machen, daß er von Morgen nach Abend geht, auf die nach Abend hin gerichtete Seite des Spaltes und des Wildlings soll man das Pfropfreis einsetzen weil es so, da von dieser Seite oder Gegend her die meisten Stürme zu wehen pflegen, gegen letztere besser bevestigt und gesichert sey, als wenn man es auf der Morgenseite einschieben wollte. So viel vom Zuschnitte des Wildlings, nun auch zu dem des Pfropfreises. Es muß nehmlich auf jeden Wildling ein gehörig passendes Reis (von deren Wahl und Aufbewahrung ich schon oben

(Jenantworte hierauf, daß ich es keineswegs beschreiben wollte, sondern daß ich lediglich Vortheile angebe, die sehr vielen, welche übrigens, was den bloßen Handgriff anbetrift, recht gute Pfropfmeister heißen können, leider unbekannt sind. Von ihnen lasse man sich also den Handgriff, von mir die Vortheile zeigen.

(Jenner Nr. 1.) gehandelt habe) gewählt werden. Es kann freylich ohnmöglich gut anschlagen, wenn auf einen derben, dicken Wildling ein dünnes, kurzes Pfropfreis gesetzt wird und es muß daher vielmehr eine gehörige Proportion beobachtet werden *). Bey Wildlingen, wel-

*) Ueber diese rechte Proportion läßt sich, wie mir dünket, noch immer manches versuchen. Wer weiß, ob nicht Einige Recht haben, welche behaupten, daß man dann die Proportion am aller richtigsten treffe, wenn man Wildlinge von der ohngefähren Dicke eines thönernen Pfeiffenstiels mit Reisern von vollkommen gleicher Dicke in den Spalt bepfropfe. Diese Reiser, sagen sie, sind, da sie einerley Dicke mit dem Stamme, der bezweigt werden soll, haben, allein geschickt, dem Stamme das, was man ihm beym Abplatten weggeschnitten hat, zu ersetzen und eben den Saft zu beherbergen, den ein Wildling von dieser bestimmten Dicke in sich emportreibt. Zudem, fügen sie hinzu, befördert ja diese Art des Pfropfens, ein vorzüglich glückliches Anschlagen des aufgesetzten Reises ausnehmend, denn den Keilen solcher Pfropfreiser braucht man ja nirgends die Rinde zu nehmen, sondern wenn das Reis eingesetzt ist, steht auch an beyden Aussenseiten des Spalts seine Rinde mit der des wilden Stammes in einerley Gleiche. — Hier paßt demnach Rinde auf Rinde, Holz auf Holz, Mark auf Mark. Welche glückliche Gleichheit! Ich wünschte sehr, daß recht viele über diese neue Pfropfmethode, die mir sehr viel vor sich zu haben

scheint

welche die Dicke eines Fingers haben (und diese halte ich immer für die tauglichsten zum Spaltpfropfen, woferne nicht etwa die noch dünnern den Vorzug verdienen) nehme man Pfropfreiser von der Dicke eines Stiels an einer thönernen Tabakspfeiffe, bey stärkern dickern Wildlingen nehme man verhältnißmäßig dickere, bey schwächern hingegen dünnere Reiser. An jedem Pfropfreise muß das unterste keilförmig zugeschnitten werden, dieser Keil muß dicht unter einem Auge anfangen und eben so lang seyn, als der Spalt des Wildlings lang ist. Der Keil darf nicht zu dünn seyn, denn höchstens nur am untersten Ende des Keils (nicht aber höher hinauf nach dem Absatze oder des Reises Augen zu) darf das zuschneidende Messer bis zum Marke des Keils eindringen. Letzterer muß zwar an derjenigen Seite, welche in dem Spalte zu stehen kommt, dünner, als an der andern

scheint, genaue und wiederholte Versuche anstellen mögten; daß so junge Stämmgen hierzu genommen werden sollen, lasse man sich nicht verdrießen, denn warum sollten wir geradezu jene Leute Lügner schelten, wenn sie versichern, daß solche Stämmgen ihnen angeschlagen sind, und gewiß, da sie um den gespaltnen und bezweigten Wildling einen Verband, wie man zum Copuliren gebraucht, legten, so saß das Reis gewiß eben so vest, als im Spalte eines dicken, klemmenden Wildlings.

(welche heraus und mit des Wildlings äusserer Rinde in Einer Gleiche steht) geschnitten, doch aber auch noch vollkommen so dick gelassen seyn, daß seine äussere braune Rinde vest am Holze sitzen bleibt, ohne sich loszugeben, denn diese Reisesrinde hilft gar vortreflich den Saft aus der, an sie stoßende, Wildlingsrinde an sich zu ziehen und hierdurch nach und nach mit dem wilden Stamme in Eins zusammen zu wachsen. Es ist daher ein schrecklicher Unverstand, wenn manche diese Rinde nichts achten, ohne Verschonung behandeln, oder gar wegschneiden, als wäre sie unnütz; diese armen Tropfen sollten ja bedenken, daß zur Herbeyziehung des Saftes die Rinde allemal das meiste und beste thun muß. Soll man für einen Baum unter zween Uebeln das geringste wählen; ob er nehmlich lieber seine Rinde, oder sein Holz verlieren soll, so kann man dreist das letzte, als das geringste erwählen. Sieht man doch gar nicht selten, daß alte Bäume, welche innerlich lauter dürres, ausgefaultes Holz, dabey aber noch viel gute, gesunde Rinde haben, noch immer lange leben und auch noch Frucht tragen, das aber wird man nie sehen, daß ein Baum ohne Rinde leben könnte. — Man muß das Pfropfreis weder zu lang lassen, noch es zu tief abstutzen. Wenn es 5 Augen über dem Keile behält, so ist dies, glaube ich, gerade die rechte Länge;

den

den Ort, wo man ihn etwas abstutzte, verklebe man mit etwas Baumwachs, damit das Reis nicht von oben herein austrockne. Vor das beste hält man es wenn man das Reis gar nicht abzustutzen braucht, sondern es mit unverkürzter Spitze aufsetzen kann. Denn das verstutzte wächst meistens unordentlich und minder gerade, minder schlank empor. Wenn man den Keil des Reises in den Spalt des Wildlings einpaßt, so mache man es also, daß des erstern äussere Rinde mit der gleichfalls auswendigen Schaale des wilden Stämmgens vollkommen in einerley Gleiche zu stehen komme, so daß von aussen niemand sehen könne, daß man etwas in den Spalt gebracht habe, welches doch sehr wohl zu sehen seyn würde, wenn der Keil entweder zu tief ins innerste des Spalts oder gegentheils zu wenig in denselben hineingeschoben worden wäre. Man muß sich hierinnen gänzlich nach der Dicke der Rinde des Wildlings richten, je beträchtlicher sie nehmlich ist, desto mehr muß man auch den Keil so weit in den Spalt hineinrücken, bis des Reises saftige Rinde mit der Saftrinde des Wildlings in Einerley Gleiche steht. Denn Rinde muß auf Rinde treffen, sonst ist alles umsonst. Dies lehrt der bloße Augenschein gar gut, und es läßt sich keine allgemeinere Regel darüber ertheilen. Bey dickern Wildlingen, welche am Spalte stark

klemmen, muß man den Spalt, wenn man den Keil des Reises hineinschieben will, durch einen in den Spalt gehaltnen Meißel oder starkes Messer so weit von einander halten, daß der Keil bequem und ohne sich langsam hineinzuzwängen in dem Spalte zu sitzen komme, denn durch ein solches Einzwängen könnte er nur allzu leicht seine Rinde oder seine Holzfasern losstreifeln, folglich den glatten Zuschnitt, den alles, was gut verheilen soll, haben muß, verlieren. Man muß sich aber auch bey dieser Eröffnung des Spaltes und Hineinschiebung des Reises gewaltig in Acht nehmen, damit nicht der Spalt tiefer hinab aufreiße als tief er der Regel nach seyn soll. Einige haben die Gewohnheit, daß sie viele Reiser auf einmal zuschneiden und darauf erst zum Zuschnitt des Wildlings und zur eigentlichen Pfropfung schreiten, damit ihnen aber nicht die Pfropfreiser, während der Zeit daß sie die Wildlinge abplatten, an den Keilen zu sehr austrocknen, so stellen sie selbige in frisches Wasser. Mir gefällt diese Behandlung nicht ob ich wohl weiß daß einige, die sich derselben bedienen, dennoch mit dem glücklichsten Erfolge pfropfen, und ich rathe vielmehr einem jeden, daß er weder Wasser noch Speichel (denn manche nehmen den Keil gar in den Mund und pfropfen, welches man nicht läugnen kann, glücklich; Versuche auf beyder-

derley Art und unter Einerley Umständen angestellt entscheiden auch hier) an das Pfropfreis kommen lasse, sondern daß er lieber desto mehr darauf beflißen sey, die Zuschnitte des wilden Stammes sowohl als des Reises in der möglichsten Geschwindigkeit zu beendigen und sodann auch auf der Stelle und ohne allen Zeitverlust das Reis in den Spalt einzusetzen. Auf solche Art wird man nie über Austrocknung der Reiser zu klagen haben, es werden sich vielmehr Stamm und Reis saftig vereinigen. Ich pflege erst den Wildling abzustutzen, zu platten und zu spalten dann erst schneide ich (jedoch in möglichster Geschwindigkeit) das Pfropfreis auch und fast in nehmlichem Augenblicke wird auch schon letzteres in des Wildlings-Spalt eingeschoben. Erst dann wenn dies geschehen und mit dem Verbande verwahrt ist, schreite ich zum völlig gleichen Verfahren mit einem andern Wildling und dessen Pfropfreise. Obgedachter schädlicher Gebrauch, daß man die Pfropfreiser erst sämmtlich (in der warmen Stube) zuschneidet und dann ins Wasser stellt, bis daß die Wildlinge zugeschnitten sind, rührte wohl daher, daß man gemeiniglich bey sehr früher Jahreszeit zu pfropfen wagt; die harte kalte Witterung, die dann noch herrscht, würde, wenn man es anders machen und nach meiner nur beschriebenen bessern Art pfropfen wollte,

die Finger des, bey jedwedem Stamme doppelt zuschneidenden Pfropfers erstarren machen, und mit diesen steifen Fingern würde er dann nicht vermögend seyn, gut und ordentlich zuzuschneiden. Allein dies beweist nichts gegen mich, denn ich verwerfe alles, bey Frostwetter angestellte Pfropfen, und impfe nie, als bey einer solchen Frühjahrswitterung, welche der Biegsamkeit unsrer Finger keinen Eintrag thut. — Sehr dienlich ist es zur Beförderung jener nur so eben empfohlnen, (bey dem Pfropfen so ausnehmend wichtigen) Geschwindigkeit des Zuschneidens und Beendigens, wenn sich zwey oder drey Personen, welche gleich thätig und gemeinschaftlich mit einander zu arbeiten gewohnt sind, bey dem Pfropfen vereinigen, also daß während den Augenblicken, in welchen der Erste den Wildling abplattet und spaltet, der Zweyte den Zuschnitt des Pfropfreises verrichtet und es in den Spalt setzt, der Dritte aber jenem auf dem Fuße nachfolgt und den Verband applicirt; auf solche Weise wird aller Aufenthalt glücklich vermieden und das Pfropfen einer solchen Geschwindigkeit vollbracht, die nicht nur allem Austrocknen des Spaltes oder Reises bestens zuvorkommt, sondern auch dahin führt, daß man so eine große Menge Bäume binnen gar kurzer Zeit vollkommen bepfropfen kann. — Aber nun auch noch die

Frage:

Frage: womit verwahrt oder verbindet man die Pfropfwunde? Man hat verschiedne Arten. Die eine, deren sich vorzüglich der Landmann bedient, die ich aber dem Baumwachse nachsetze (denn der Lehm läßt wenn der Regen ihn durchnäßt, die Nässe hindurch, das Baumwachs aber nicht) ist folgende. Er nimmt etwas Leimen (Lehm), weicht ihn in Wasser und knetet frisch gefallenen Kuhfladen darunter; so bald nun dieses fertig und weder zu flüssig, noch auch steiffer ist als ein Baumwachs zu seyn pflegt, und er gepfropft hat, so legt er ein Stückgen weiches Druckpapier queer über die Wildlingsplatte, wodurch selbige, nebst ihrem Spalte, vollkommen bedeckt wird. Ueber dieses Papier nun legt er ungefähr eine Obertasse voll von jener Salbe, und zieht dieselbe also auseinander, daß sie nicht nur oben auf dem Papiere, sondern auch seithalben (wo auf zweyen Seiten der Spalt etwas herabgeht) jede offne Stelle vollkommen überzieht und bedeckt, also daß das Pfropfreis aus der Mitte dieser Lehmkugel (Lehmdocke) empor steht. Hierauf nimmt er ein Stück Leinwand, oder auch nur sonst irgend einen Lappen, macht durch die Mitte der Länge und Breite desselben ein ganz kleines Löchlein, steckt durch letzteres das Pfropfreis hindurch und umbindet nun die Lehmdocke mit diesem Lappen, mittelst Hauszwirn, oder auch Bind-

faden

faden. Wollte man nehmlich die Lehmdocke, ohne sie mit Leinwand zu überbinden, lassen, so würde dies zweyerley Böses zu stiften vermögen, es würde nehmlich entweder der Leimen, der, wenn er an freyer Luft, ohnverdeckt stehen muß, gar sehr ausgetrocknet wird, Risse bekommen, durch welche hernach die freye Luft zu dem Spalte und zum Keile des Reises eindringen und die ganze Pfropfung durch Austrocknung der Pfropfstelle vereiteln könnte, oder es würde auch wohl der, auf die unverdeckte Lehmdocke herabfallende, Regen selbige zerweichen, verwaschen und wegspühlen, folglich die Pfropfwunde entblößen und ins Verderben stürzen, welches ohnmöglich geschehen kann, wenn der um die Docke gebundene Lappen den Lehm zusammen erhält. — Von dieser jetzt angezeigten Art, die Pfropfstelle durch Lehmdocken zu verbinden, kann man allerdings etwas Gutes sagen, und man sieht nicht selten, daß der Bauersmann mit ihr so ganz glücklich pfropft. Nur darf man nie unterlassen das Druckpapier, das ich oben erwähnte, unter den Lehm zu legen, denn wenn letzterer, wie ausserdem geschehen mußte, in den Spalt eindringen könnte, so verhinderte er ja den Stamm gleichsam recht mit allem Fleiß, daß er an selbiger Stelle nicht verheilen noch zusammen wachsen dürfte. Auch ist nöthig den Leimen, der hier-

zu

zu gebraucht werden soll, recht tüchtig einzuweichen und zwar schon 6 bis 8 Tage vor dem würklichen Gebrauche selbst und ihn reichlich mit oberwähnter Zuthat aus dem Kuhstalle, auch wohl mit etwas Gerstenspreu, oder Rothgerber-Haaren zu widerholten malen tüchtig zu durchkneten; diese Zuthaten, zu welchen man, falls er etwa von dem mehrmaligen Durcharbeiten zu trocken würde, auch noch etwas angegoßnes Wasser beyfügt, machen ihn dehnbarer und dann auch bindender, und er wird hernach nicht so leicht rissig. Die zweyte, ebenfalls sehr bewährte, Art die Pfropfwunden zu verkleben ist folgende: Man nimmt Pech, Harz und Schaaftalg, von einem so viel, wie von dem andern, schmelzt es (über Kohlen, in einem Gefäße) tüchtig unter einander, und folgt nun mit dieser Mischung dem Pfropfmeister auf dem Fuße nach. So wie man sieht, daß ein Stämmgen bepfropft ist, so legt man also bald ein Striemgen Druckpapier oder ein bisgen abgeschälte weiche Baumschaale, oder ein Baststriemgen über dessen Spalt, tunkt darauf mit einem Hölzgen in die bey sich habende Mischung, und bedeckt hierdurch die ganze Oberfläche des abgeplatteten Wildlings und auch seitwärts herab den noch bemerkbaren Spalt. Auf diese Art sind Platte und Spalt vollkommen mit dem Pflaster überdeckt,

deckt, (ohne daß letzteres in den Spalt eindringen könnte, denn das läßt jenes aufgelegte Papiergen nicht zu) und diese Decke geht nicht von selbst herunter, weil sie vielmehr, sobald sie auf den Stämmen erkaltet, hart wird und wie angeschmolzenes Pech vest sitzt. Eine dritte, äusserst empfehlungswürdige, Art die Pfropfstellen zu verkleben, ist folgende: Man nimmt ein gutes Baumwachs *) zur Hand, desgleichen einen Bogen gutes, vestes Schreibpapier; letztren breitet man auf einem großen Tische völlig aus, und überstreicht ihn mittelst eines Spatels (dies ist der Nahme eines eignen Instruments, dessen sich Apotheker und Wundärzte in der Absicht bedienen, um Pflaster recht gut und egal zu streichen, denn ohne solch ein Instrument, gelingt dies nicht sonderlich, indem man da die Pflastermasse an manchen Flecken zu dick, an andern zu dünne auf die Leinwand streicht) über und über mit dem Baumwachse. Dies Aufstreichen muß aber also geschehen, daß das Baumwachs nur ganz dünne, jedoch recht egal und völlig eben auf dem Papier ruht oder klebt. Hierauf wird der bestrichne Bogen seiner länge nach in 8 gleiche Streiffen zerschnitten und jeglicher Streif wiederum in 6 Gleiche Quadrate oder Vierecke. Auf solche Art giebt uns

*) Wie ein solches zu verfertigen sey, das ist oben (Jenner Nr. 5.) vorgekommen.

uns jedweder Bogen Papier 48. fertige Pflaster. Jedes dieser Pflaster schneide man mit der Scheere von der einen seiner 4 Ecken bis in die Mitte ein, und nun lege man sie insgesammt über oder auf einander, doch also, daß sich nicht alle 4 Ecken einander berühren, als welches machen würde, daß man sie nicht gut würde anfassen, noch aus einander nehmen können. So hebt man nun die aufeinander liegenden Pflaster bis zur Zeit des Pfropfens auf, und wenn letztere da ist, werden sie also applicirt, daß man über jedes bepfropften Wildlings Platte ein Pflaster veste aufdrückt, so daß die (durch den ins Pflaster gemachten nur erwähnten Einschnitt) entstandenen zwey Lappen des Pflasters über den Keil auf seine Aussenseite zusammen und über einander her schlagen, folglich sowohl die Platte vollkommen decken, als auch den Spalt nach seiner obern Queere und herabgehenden beyden langen Seiten. Nichts kann bequemer und schöner anzuwenden seyn, als diese trefliche Erfindung.

Nichts kann aber auch weniger gleichgültig seyn, als die aufmerksame und sorgfältige Anwendung der jetzt angegebenen Verklebungs-Arten der Pfropfwunden. Keine einzige Baumwunde, kein nur bloß abgeschnittener Baumzweig, geschweige denn eine so beträchtliche und noch dazu mit einem Spalte

ver-

vergesellschafftete Wunde, vermag es, sich glücklich zu schließen und vollkommen zu verwachsen, woferne sie nicht, bis zu ihrer gänzlichen Verheilung, unter einem rechtschaffenen Verbande, welcher Sonne, Luft und Regen abhält, gehalten wird. Ich werde davon noch an andern Orten, vornehmlich wenn ich auf den Baumschnitt komme, ingleichen unten in einem Anhange über die Entstehung des dürren Holzes verschiedenes zur Erklärung beyfügen, welches ich innig zu beherzigen von ganzer Seele bitte, weil die Verstoße dargegen von sehr schlimmen Folgen sind. Hier erinnere ich nur noch ganz kurz, daß bey jeder Art von Verklebung der Pfropfstellen die Hauptsache diese ist, daß schlechterdings weder Luft, noch Sonne oder Regen zu der Wunde dringen könne. Leistet die Verklebungsart, deren man sich bedient, jene Beschützung gar nicht, oder doch nicht vollkommen, so halte man sich vest versichert, daß selbst das übrigens geschickteste Pfropfen durchaus nicht anschlagen, oder daß wenigstens das angeschlagene Stämmgen gar zeitig falsch auf der Pfropfstelle werden wird. Eine vor den bepfropften und verbundenen Stamm tretende Person muß schlechterdings nicht im Stande seyn, das mindeste von der abgeplatteten Wildlingsfläche, oder den seitwärts herab gehenden zweyen Striefen des Spalts auswärts

wärts zu bemerken, denn alles das muß unserm Blicke und der freyen Luft durch den Verband vollkommen entzogen seyn. Schon Du Hamel, dieser genaue und emsige Beobachter merket an, daß Baumwunden ungemein leicht und glücklich verheilen, woferne man sie mit einer gläsernen Röhre umgiebt. Da meine Versuche hierüber mir ein gleiches dargethan haben, so bin ich immer der Meynung, es müsse dieser Grundsatz auch bey den verschiednen Arten der Veredlung mit grossem Vortheile anzuwenden seyn. Ist dasjenige Theil eines Baums, das eine schwere Verwundung erlitt, von einer gläsernen Röhre, (durch) deren Dicke es der Länge nach durchgeht), umgeben, so steht die Wunde selbst mitten in dieser Röhre und wenn man dann sogleich an letzterer beyde Enden oder Oeffnungen verklebt oder zustopft, so kann weder Luft noch irgend ein Insect zu der Wunde und deren entstehenden Verwuchse gelangen. Dies wäre nun noch nichts besonders, denn ein Baumwachspflaster ꝛc. leistet eben diese Bedeckung; allein darinnen, glaube ich, hätten dergleichen Glasröhren einen gewaltigen Vorzug, daß die mit verstärkter Wärme durch sie hindurch scheinende Sonne den Baumsaft viel schneller und reichlicher aus den Stämmen empor zu den Wunden ziehen würde, und dieser vermehrte Baum-

fast müßte, da keine äussere Luft ihn wegleken noch verdunsten machen kann, nothwendig das Verheilen der Wunden, folglich auch das Anschlagen der Veredlungs-Reiser oder Augen beschleunigen. Hätten Versuche diese Vermuthung gekrönt, dann wäre es ja leicht, sich dergleichen Glasröhren in einer geschickten Form und Figur ausdrücklich auf den Glashütten zu bestellen und solche Erfindung wenigstens bey vorzüglich wichtigen Wildlingen und Reisern, zu gebrauchen.

Nun frägt sichs: wann ist die rechte Zeit zum Spaltpfropfen? Viele fangen schon im Hornung an und pfropfen von da an immer frisch drauf los. Dies ist nach meinem Urtheile wahrhaftig nicht vernünftig gehandelt. Wie schlimm ist nicht oft die Witterung, welche zu solcher Jahrszeit noch nachzufolgen pflegt, und wie sollte es möglich seyn, daß die nach Vollbringung des Pfropfens annoch nachfolgenden Spatfröste, die in unsern Tagen, wo sich der Frühling immer später einzustellen pflegt, so sehr gewöhnlich werden, den glücklichen Anschlagen der aufgesetzten Reiser unschädlich könnte genannt werden. Ich bin vielmehr der Meynung, daß eine Hauptursache, aus welcher alljährlich so viele veranstaltete Pfropfungen so manchen Pfropfmeister verunglücken, keine andre, als diese sey, nehmlich die Spät- oder Frühlings-

Frö-

Fröste. Ich kann mirs unmöglich anders vorstellen, als daß ich also schließe: Wenn im Frühjahre noch nicht so viel Wärme in der Luft, noch so viel Trieb in den Bäumen ist, daß die alten Bäume (die doch ungehindert vest auf ihrem Platze stehen und durch kein Abplatten noch Zerspalten irre gemacht oder beleidigt worden sind) wirklich ausschlagen und grün werden könnten so kann ja noch viel weniger vermuthet werden, daß sothane Wärme der Luft zureichend seyn sollte, die bepfropften Stämmgen, die durch die erlittene harte Verwundung in dem ungehinderten Umlaufe ihrer Säfte gewaltig irre gemacht und wirklich aufgehalten worden sind, ins Anschlagen und Verheilen, so wie die aufgesetzten Reiser ins Ausschlagen und Grün werden zu bringen. Diese Ueberlegung, die mir unwidersprechlich richtig scheint, nöthigt mich durchaus zu glauben, daß wir uns bey Allem unsern Pfropfen schlechterdings nicht so genau nach dem Calender, als vielmehr nach der jedesmal vorhandnen Jahreswitterung richten sollten. Dieses Jahr z. B. träte ein schöner gelinder März ein, und ich sähe, daß die alten Pflaumenbäume meines Baumgartens nunmehro in der That *) grün wer-

*) Mit allem Bedachte sage ich: in der That. Denn oft, ja fast jedes Jahr, betrügt uns der

den wollten, so dürfte ich nun allerdings nicht länger anstehen, Pflaumenstämmgen zu bepfropfen; sähe ich, daß die alten Birnstämme nun gewiß ausschlagen, so schritte ich nun auch gleich zur Beimpfung meiner Birn-Wildlinge. Später austreibende und gegen die Kälte in der That sehr empfindliche Baumarten (vornehmlich Quitten, welche äusserst leicht erfrieren, woferne nach der Beimpfung noch Spätfröste kommen) würde ich nie früher pfropfen, als frühstens dann, wenn die Blätter des Lindenbaums (der hierinnen wirklich ein treffliches Merkzeichen, daß nun alle Nachtfröste gänzlich vorbey sind, dargiebt) im würklichen Ausschlagen und bereits so groß sind, als ein Sechspfennigstück (Sechser). Auf diese Art könnte ich mir schmeicheln, daß ich wahrhaftig naturgemäß gehandelt, und die Winke der Natur glücklich verstanden hät-

Anschein, als würden die alten Obst- und die Waldbäume nun wirklich grün, ganz gewaltig, und indem wir ihrem vollen Ausschlagen so eben entgegen sehen, tritt auf einmal wieder wahres Winterwetter ein, und es währt wohl noch mehrere Wochen, bevor ein würkliches Ausschlagen erfolgen kann; oft ist es einen oder etliche Tage lang schon so warm, daß es Gewitter herbey zieht; aber eben diese Frühjahrsgewitter bringen uns gleich darauf noch desto kälteres Wetter. Man übe sich also in der Witterungsprüfung.

hätte. Und wenn ich nun auch dieser Meynung wegen mit meinem Pfropfen so lange anstünde, daß darüber des Märzes Ausgang, auch wohl noch eine Anzahl mehrerer Wochen, ja, in schlimmen Jahren, wohl gar der May herbey käme, so würde mich doch das wahrhaftig gar nicht erschrecken, denn wenn der Trieb des Lebens und Wachsthums nicht früher eintreten will oder kann, warum sollte ich vorher schon bepfropfen.

Was gehört denn dazu, eine so beträchtliche Wunde, als die Pfropfwunde ist, gut zu verheilen? Nicht wahr nichts anders, als ein recht reichlicher, ungehinderter Herbeyfluß der Säfte, die des Wildlings Wurzeln herbey ziehn? Unmöglich etwas anders. Nun so sagt mir denn also, wie es ablaufen wird, wenn wir früh im Jahre pfropfen, und die Spätfröste unsrer Verrichtung auf dem Fuße folgen? Ist nehmlich nicht Wärme das Hauptmittel zur Beförderung des Emporsteigens der Baumsäfte, Kälte und Frost hingegen das sicherste Mittel zur Verhinderung dessen, daß kein Saft empor nach der Pfropfstelle oder in das Reis steige? Welchen Nachtheil bringen also nicht die aufs Pfropfen folgenden Spätfröste den bepfropften Bäumen! Sie unterdrücken das Emporgehen des Safts, von dem man ja doch so sehr zu wünschen hätte, daß er gleich vom Anfange

an, reichlich und ungehindert aufwärts steigen mögte, wenn anders die Pfropfwunde zugehen und das Reis einwachsen soll; Und indem nun solchergestalt, wegen aller der einbrechenden Kälte, das aufgesetzte Pfropfreis ohne Saft in sich bekommen zu können, elendiglich und trocken da steht, wird es, wenn die Spätfröste sehr anhaltend, oder gar zu plump sind, in diesem matten Zustande gleichsam ausgehungert und — getödtet.

Einige, welche an die Nutzbarkeit des frühzeitigen Pfropfens glauben, behaupten, man könne den Schaden, welchen die etwanigen Spätfröste anrichten, sehr sicher abwenden, woferne man 1) bey dem Pfropfen die Erde um den Wildling herum, so hoch an ihn heranhäufelt, daß er bis dicht unter der Pfropfstelle in der Erde folglich in einem Hügel von Erde steht (dies wird das Pfropfen unter der Erde genannt; Man wendet es vornehmlich bey Quitten- und Maulbeerstämmgen an, welche man auch in eben der Tieffe oculiren kann). Ferner wenn man 2) bey schlimmen austrocknenden Winden jeden Vormittag ein jegliches Reis etliche male mit einem in frisches Wasser getauchten Pinselgen überstreicht. Nun läugne ich zwar keineswegs, daß beyde hier angegebene Vortheile naturgemäß sind (denn die angehäufelte Erde hält den Frost ab, in den Wildling einzudringen, trägt auch

etwas

etwas bey, die Rinde desselben bey Safte zu erhalten, eben wie die Erde, in welcher man die Pfropfreiser bis zur Pfropfzeit einschlägt, denselben gleiche Vortheile gewährt); das Anpinseln mit Wasser hingegen zieht, wenn es gleich früh Morgens geschieht, den etwa ins Reis gedrungenen Frost heraus, und erhält manchmal die gesammte Rinde des Reises auf so lange bey Safte, bis es ihr etwa glückt, aus dem Wildlinge Saft zu erlangen. Nichts desto weniger glaube man ja nicht, daß so gar gewaltig viel in diesen beyden Vortheilgen liege. Ich habe selbst sehr viele frisch im Jahre bepfropfte Stämmgen, die man durch sorgsamste Anwendung gedachter zwey Vorsichtsregeln gegen die späten Fröste zu sichern gedachte, allein dem ohngeachtet vollkommen zu Grunde gehen sehen, und es bleibt also gewißlich bey dem, was ich oben auseinander zu setzen bemüht war, daß wir nehmlich nicht früher zum Pfropfen schreiten sollten, als bis uns der wahre, volle Trieb alter Obst- und Waldbäume (vornehmlich jedesmal solcher, welche einerley Zeit des Austriebs und überhaupt einige ähnliche Naturbeschaffenheit mit denjenigen Fruchtbaum-Arten, welche wir gerade pfropfen wollen, an sich haben) offenbar verkündiget, daß sie nun ausschlagen und grün werden müssen. — Kirschen und Pflaumen, (wenigstens einige Sor-

ten derselben), pflegen früher als Birnen und letztere wieder früher als die Aepfel-Bäume, grün zu werden, darum schreitet man auch zu ihrer Bepfropfung, wenn gedachte rechte Zeit in der That gekommen ist, früher als zu den letztern. Schon oft hat man den Versuch angestellt, wilde Kirschstämmgen heute auszuheben (und zwar schon zu Ausgang des Hornungs oder im Anfange des Märzes) auf eine andre Stelle einzupflanzen, und dann auch noch in der nehmlichen Stunde in den Spalt zu bepfropfen; dies ist vortreflich, ja wie einige behaupten, fast ganz unfehlbar sicher angeschlagen. Ich glaube unterdessen doch keineswegs, daß es meinen Satz, von der Schädlichkeit des frühzeitigen Pfropfens umstoße; Es beweist nehmlich höchstens so viel, daß Kirschen also geartet sind, daß sie allenfalls noch am ersten eine voreilige Beimpfung vertragen, und daß es ihrer Natur entgegen seyn würde, sie vorzüglich spät zu bepfropfen. Man richte sich doch auch hier nach dem offenbaren und unbetrüglichen Winke der Natur; Sobald nehmlich die erwachsnen und alten Kirschbäume unsers Gartens in der That ausschlagen wollen, so traue man ein gleiches den jungen Kirsch-Wildlingen zu, und dann pfropfe man also.

Noch erinnere ich, daß man niemals bey würklichem Regenwetter pfropfen dürfe. So

schick-

schicklich zu dieser Verrichtung ein trüber, wolkigter Tag ist, so würde doch würklicher Regen, der uns des Wildlings zugeschnittene Platte, oder das innere des Spalts, oder den Keil des Reises naß machte, nach der schon oben (gegen das Einsetzen der Reiser in Wassergefäße, desgleichen gegen schlechte Bandagen um die Pfropfstelle) angebrachten Bemerkung, äusserst schädlich seyn.

Einige ertheilen den Rath, man solle bey dem Spaltpfropfen, vornehmlich wenn der zu beimpfende Wildling stark und dick ist, ihn nicht völlig in der Mitte, sondern etwas seithalben spalten, damit sein Mark nicht betroffen werde, sondern unbeschädigt verbleibe; Auch dem Pfropfreise soll man nicht bis aufs Mark schneiden. Sie behaupten ein solches Pfropfen schlüge sichrer an. Ich habe keinen Glauben an diese Behauptung, spalte vielmehr allemal gerade durch die eigentliche Mitte, stelle aber doch dieses alles den weitern Versuchen der Pfropfmeister zur Prüfung anheim *) und gedenke dabey bloß so viel, daß

*) Ueberhaupt wünschte ich sehr, und mit mir wünscht es gewiß ein jedweder Verehrer der göttlichen Gartenwissenschaft, daß man der Versuche und der einander immer gerade entgegengesetzter weise ausgeübten Proben über das Pfropfwesen weit mehrere überall anstellen und deren Erfolg dem Publico getreulich mittheilen möchte.

es bey dieser Art des Verfahrens, wo der Spalt niemalen so stark klemmt, als wenn der Stamm in seiner Mitten zerspalten worden wäre, zum Bestsitzen des Pfropfreises wesentlich nothwendig scheine, die Klemmung des Stammes dadurch zu befördern, daß man den Spalt durch ein umgelegtes Baumwachsband (wie ich solches unten, wenn ich zu dem **Copuliren** komme, beschreiben muß) gehörig zusammen zieht.

Ob ein aufgesetztes Reis zuverlässig fehlgeschlagen sey und aussen bleibe, kann man, da manche sich noch sehr spät aufs glücklichste erho-

Es wird sich gewiß noch sehr vieles herausbringen und entdecken lassen. Es ist freylich ganz natürlich, daß nicht leicht Einer an Unternehmung dieser Proben gehen will, denn wer opfert gern seine hoffnungsvollen Wildlinge ungewissen Unternehmungen auf. Allein demohngeachtet ist ja doch auch nichts leichter anzutreffen und auch allenfalls aufzuopfern, als junge Pflaumen- oder Kirschbäume, von welchen die wilde, kleine, saure Sorte so gewaltig viel Wurzelsprossen, die in wenig Jahren völlig pfropfbar werden, treibt. Zudem müssen es ja zu solchen Proben auch nicht lauter Obstwildlinge seyn. Junge Waldbäumgen, mit sich selbst oder mit einer andern ihnen verwandten Baumart bezweigt, thäten auch gute Dienste. — Mir alndet unaufhörlich daß wir auf solchen Wegen noch die schätzbarsten Belehrungen über die mehrere Unfehlbarkeit des Anschlagens unsers Pfropfens, von den kommenden Zeiten zu hoffen haben.

erholen, nicht eher mit wahrer Gewißheit angeben als im Junius.

Es hat ohnlängst von neuem versichert werden wollen, daß es sehr wohl möglich sey, selbst im Sommer, nehmlich um Johannistag zu pfropfen, und daß diese Impfung bestens anschlage. Man soll aber zu derselben keine vorjährigen und bis zum Pfropfen in der Erde eingeschlagenen Pfropfreiser gebrauchen, sondern vielmehr solche Zweige, welche nur so eben erst, nehmlich nur vor einigen Wochen, als die Bäume selbigen Frühjahrs ausschlugen, hervorgewachsen sind. Ich kann nicht läugnen, daß mirs eine ausserordentliche Freude verursachte, als ich hievon die Nachricht empfieng, denn sollte sich diese vortrefliche Bemerkung durch künftige Erfahrungen bestätigen, so wären wir ja auf einmal alle die ängstliche Sorgfalt, die uns die bey dem Frühlingspfropfen so gefährlichen Spätfröste erwecken müssen, los und hätten von dieser Seite, die doch bis hieher die feindlichste gewesen ist, weiter nichts zu befürchten. Wahrscheinlicher weise wird dieses Sommerpfropfen alsdann am besten anschlagen, wenn wir es in solchen Tagen vornehmen können, in welchen die Erde mehr feucht, als trocken (folglich genugsamer Saft in den Stämmen vorhanden), der Himmel mehr wolkigt als heiter und heiß ist. Ob es dabey aber nützlich möchte seyn,

die

die bepfropften Stämme, wenigstens in den ersten Tagen nach der Pfropfung, durch eine vorgesetzte schattengebende Beschirmung vor dem Sonnenscheine zu bedecken, bis das Reis angeschlagen und im Fortwuchse wäre, wollte ich jetzt noch keineswegs entscheiden, denn wenn gleich eines Theils die Sonne das aufgesetzte Reis, wenn sie es frey bescheinen kann, austrocknen dürfte, so ist doch andern Theils auch ganz gewiß, daß der Saft eines jeden Gewächses, das anfangs der freyen Sonne ausgesetzt stand, auf einmal aber in Schatten versetzt wird, eben hierdurch stutzig und in seinem Umlaufe träger gemacht werde, welches doch das gute Anschlagen behindern müßte. Versuche mit mehrern Stämmen, deren man die eine Hälfte beschattete, die andre aber unbeschattet ließe, würden gar bald jeden Versuchenden auf die eigentliche Wahrheit führen. — So viel vom Spaltpfropfen, nun zu einer andern Impf-Art.

b) Man suche sich zu einem, eines Fingers dicken Wildlinge ein gesundes Pfropfreis von völlig gleicher Dicke*); dem Wild-

linge

*) Wer dies nicht gleich nach bloßem Augenmaas beurtheilen kann, der darf nur auf den gerade abgeschnittenen oder queer abgeplatteten Wildling das gleichfalls unten (am dicksten Ende) queer durchgeschnittne Pfropfreis, senkrecht aufstellen,

so

linge gebe man eben den Zuschnitt, den sie bey dem Spaltpfropfen zu erlangen pflegen; dann schneide man das edle Reis, da, wo es accurat einerley Dicke mit dem Wildlinge hat, in einem Keil zu, welchem Keile aber oben von beyden Seiten etwas große Absätze (die, wenn hernach das Reis in den Spalt gesetzt wird, die oberste Fläche oder die Platte der beyden Theile, in die man den Wildling durchs Spalten versetzte, gerade und aufs vollkommenste bedecken, und mit ihren zwey Platten auf den beyden Platten dieser beyden nur gedachten Theile vestruhen) eingeschnitten werden müssen. Dann wird das Reis passend aufgesetzt, und sein Vortheil ist der, daß, wie ich dies schon weiter oben in einer Note ausführte, der Keil den ganzen Spalt queer durch ausfüllt und daß seine beyden ihm gelassenen äussersten Rinden mit der Rinde der zwey so daß beyde Platten (nehmlich der Platte Durchschnitt des Reises so wohl als auch des Wildlings) sich berühren, als wären beyde zusammen nur Ein ganzer, nicht durchschnittener, Zweig oder ein ganzes Bäumgen. Hier sieht er ja gleich, ob das Reis dick genug und dem Wildlinge völlig gleich ist, denn wenn dieses nicht wäre, so deckt ja auch seine Platte die Platte des Wildlings nicht, sondern ist entweder von engerm oder von weiterm Umkreiße. Auf solche Art kann man auch beym Copuliren und bey allen den Baumkünsten, bey welchen Reis und Wildling völlig einerley Dicke haben müssen, verfahren.

zwey langen Spaltseiten des Wildlings auf dessen beyden Seiten in eine Gleiche zusammen treffen *), worgegen bey dem gewöhnlichen Spaltpfropfen, bey welchen das Reis weit dünner, als der Wildling ist, der Keil des Reises nicht gänzlich queer durch den ganzen Spalt durch, sondern blos bis auf dessen Mitte geht. Weil aber die auf diese neuere Art gepfropften Stämmgen, ihrer Schwäche und Jugend wegen, nicht genug klemmen, folglich das Reis in ihrem Spalte gar nicht recht vest steht, so muß man sie (indem man ein mit dem Baumwachse überstrichenes Band um sie legt) gehörig vest schnü-

*) Da bey einem so ansehnlichen starken Pfropfreis, als hier gefordert wird, kein vorjähriges genommen werden kann, sondern ein zweyjähriges (denn die einjährigen sind nicht immer so dick, als jener Wildling) gleichwohl behauptet wird, daß ein zweyjähriger Keil nicht so gut einzuwachsen und anzuschlagen pflegt, als die vom jungen Holze, so ist dies vielleicht ein gültiger Einwurf gegen diese Pfropfmethode, dessen Unstatthaftes blos Erfahrungen darzuthun im Stande sind. Ich selbst gehöre zu denen, welche zu glauben geneigt sind, daß die Keile von dem alten Holze nicht so leicht einwachsen, als die von dem jüngern. Allein könnte man denn nicht obstehende neue Pfropfart auch bey jüngern und dünnern Wildlingen vornehmen, folglich bey selbigen alsdann junges Holz zu den Pfropfreisern nehmen? gewiß dies muß noch zu versuchen stehen.

schnüren, so viel zur rechtschaffnen Haltbarkeit, und zum tüchtigen Anschluß der beyden durch den Spalt entstandnen Theile des Wildlings an den Keil, erforderlich ist. — Diese, hier abgehandelte Pfropfart hat man dadurch noch mehr vollkommen machen wollen, daß man auch folgenden Vortheil hinzu erfand: Man schneidet die beyden Enden oder Theile die durch das Spalten der Wildlingsplatte entstehn, an ihrem Obertheile schräg von unten nach oben, eben so schneidet man die Absätze des Reises von unten nach oben zu schräg ein, nunmehr schiebt man das Reis in den Spalt, da denn die Absätze des Reises herab greifen, und die schräg zugeschnittnen Wildlings-Enden in sich nehmen, oder decken, welches zum Vestsitzen beyträgt. Ich selbst habe diese Art des Pfropfens noch niemalen versucht und berichte sie blos nach dem, was mir davon aus Andrer Berichten, kund ward.

c) Das Pfropfen in die Rinde. Man unternimmt es nie im März, sondern frühstens im April, woselbst ich es denn also abhandeln werde.

d) Das fränkische oder bambergische Pfropfen von einigen auch das Anplacken genannt. Dieses will ich gleich am Schlusse der Beschreibung des Zungenpfropfens mit den leztern verbinden.

e) Das

e) Das Zungenpfropfen. Pfropfen mit der Zunge. Englisches Pfropfen. In Engelland betrachtet man es als die allersicherste und beste unter allen Pfropfarten, in Deutschland aber ist es leider unter den gewöhnlichen Gärtnern und Landleuten noch fast gar nicht bekannt. Bey denselbigen ist durchaus erforderlich, daß Reis und Wildling vollkommen Einerley Dicke haben. Der Wildling wird erst, wie gewöhnlich, tief genug an der Erde *) der Crone beraubt und abgeplattet, alsdann schräg zugeschnitten, dann an dem obern Ende der Hinterseite dieses schrägen Schnittes ebenfalls mit einem, obschon kleinen, schrägen Schnittgen versehen. Das Reis wird unten eben so schräg zugeschnitten, (und zwar muß dieser sein schiefer Zuschnitt vollkommen die Länge des schrägen Zuschnitts vom Wildlinge haben) und mit diesem seinen Zuschnitt muß es, wenn man letztern auf den langen Schrägschnitt, den das wilde Stämmgen bekam, auflegt, letztern gerade vollkommen bedecken, so daß bey Reis und Wildling, wenn man sie solchergestalt auf einander paßt, Rinde auf Rinde, Mark

*) In welcher Tieffe von der Erde an dies Abstutzen geschehen müsse, das lehrt sich von selbst, nehmlich gerade in derjenigen Tiefe des Wildlings, in welcher seine Dicke mit der Dicke des Untertheils des Reises vollkommen Eins ist.

Mark auf Mark vollkommen auftreffen muß. (Hierinnen kommt dieses Pfropfen gänzlich mit dem Copuliren überein, bey welchem ebenfalls vollkommen einerley Länge und Breite des Zuschnittes gefunden werden muß, so daß überall die Rinde des Reises auf die Wildlingsrinde, und das Wildlingsmark aufs Mark des Reises ohne alle Mängel und Zwischenräume vollkommen auftreffen muß). Hernach muß auch noch das Reis eine Zunge zugeschnitten bekommen, welche also nach ihrer Länge, Höhe und Breite beschaffen seyn muß, daß sie beym Anpassen, obgedachtes schräges Schnittgen an deren Obertheile der Hinterseite des Wildlings gerade vollkommen deckt. Ich verliere weiter kein Wort diese Zuschnitte zu beschreiben, sondern verweise auf die Kupfertafel. Die 18te Figur zeigt, durch die Punkte, wie ganz zuerst Wildling und Reis queerdurch abgeschnitten wurden, und wie da beyde einerley Dicke haben (denn die Puncte laufen bey dem untersten, oder dem Wildlinge in eben dem Umfang, als sie beym obern, oder dem Reise gehn). Von d. bis g. sieht man den ersten, langen, schrägen Zuschnitt des Wildlings und von g. bis c. sein schräges, kleineres Schnittgen von hinten her. An dem Reise sieht man den ersten, langen, schrägen Schnitt von e. bis f. (Dieser muß nun eben vollkommen auf den ersten, langen, Schräg-

schnitt des wilden Stämmgens von d bis g passen) die Zunge, die man nun noch überüberdies dem Reise zu schneiden hat, sieht man bey f, denn der daselbst bemerkte Haaken oder Winkel von f bis o, oder zwischen f und o. wird eben eine Zunge genannt. Diese Reiseszunge muß nun eben vollkommen auf das kleine Hinterschnittchen des Wildlings (das man bey g. bis c. sehen kann und welches auch noch, von der vollen Hinterseite her, auf Fig. 24. zu sehen ist) passen und selbige so accurat bedecken, daß nicht allein nichts mehr von ihr gesehen werden kann, sondern daß doch auch die Reiseszunge nicht über gc hinaus geht. Bey Fig. 23. sieht man den vollen Zuschnitt des Reises von der innern, oder eigentlich zugeschnittenen Seite desselben; bey Fig. 15. sieht man endlich die Anpassung, indem diese Figur es also darstellt, als bedürfte es nur noch eines einzigen Drucks mit den Fingern, um Reis und Wildling aufeinander zu schieben und sonach alles mittelst des Verbands vollkommen zu beendigen.

Von diesem Englischen oder Zungenpfropfen weicht nunmehro das obbenannte fränkische oder Bamberger Pfropfen blos in dem einzigen Stücke ab, daß man nicht allein dem Reise, sondern auch dem Wildlinge eine Zunge schneiden muß, ingleichen daß das fränkische Pfropfen nicht gerade

schlech-

schlechterdings eine vollkommen gleiche Dicke zwischen Stamm und Reis als nöthig voraussetzt, ob ich wohl vest überzeugt bin, daß eine vollkommen egale Dicke allemal höchst beförderlich zum glücklichen Anschlagen solcher Pfropfungen seyn müsse. Auch dieses Bamberger Pfropfen habe ich auf der Kupfertafel gezeichnet. Fig. 20. nehmlich zeigt uns einen nach dieser Manier bepfropften Wildling, der so eben vollends ganz mit seinem Reise zusammen geschoben, vereinigt und verbunden (oder verklebt) werden soll. Man sieht es an dieser Figur, daß weiter gar keine Abweichung von dem Zungenpfropfen ist, ausgenommen die beyden Stellen bey a b; a bedeutet nehmlich die Zunge des Wildlings, die dieser Pfropfart eigen ist, und b die darein passende Art des Reises-Zuschnitts, die in a vestsitzt und von a gerade völlig bedeckt wird, so daß überall und allenthalben Rinde auf Rinde, Mark auf Mark, Holz auf Holz trift, ohne alle Lücken und Ungleichheiten.

Beyde jetzt gehabte Arten des Pfropfens verdienen, glaube ich, ungemein, daß wir sie immer mehr und mehr unter uns einführen. Sie schlagen sehr geschwind an (wenn nur die Jahrszeit und Witterung keinen Eintrag thut), vereinigen sich wegen des accuraten, allenthalben passenden Zuschnitts ungemein glücklich und lassen sich schon bey noch

dünnen, jungen Bäumgen, welche (zumal nach gemeinem Vorurtheil) noch nicht in den Spalt gepfropft zu werden taugen, vollkommen, ja vorzüglich gut anwenden.

Zum Beschlusse der Materie von dem Pfropfen erinnere ich nur noch folgendes: Wenn man einen Wildling, der in einem mit Rasen überwachsenen Boden (in welchem freylich eigentlich nie ein Obstbaum stehen sollte) steht, bepfropfen will, so muß man wenigstens einige Wochen vor dem Pfropfen selbst, den Rasen, in einer starken Breite rings um das wilde Stämmgen herum, völlig aufhauen und die Erde eröffnen. Denn wie sehr ist es nicht den Wurzeln eines beimpften Baumes zu gönnen; daß sie jeden nach der Impfung herabfallenden Regen ganz gewiß und reichlich genug empfangen, damit sie Saft genug zum Einwachsen des Reises und zum glücklichen Verwachsen der Pfropfwunde einziehen mögen.

5. Mit Copuliren anzufangen.

Das Copuliren, oder Anplacken gehört zu den allervortreflichsten Veredlungs-Arten, zumal es denen, die es rechtschaffen verstehen, sehr leicht selbst bey dem Steinobst anzuschlagen pflegt, auch bereits bey ganz jungen Stämmgen angebracht werden kann, welche man (wenigstens nach gemeiner Meynung) noch

noch einige Jahre hindurch wild stehen lassen müßte, wenn man sie zu bepfropfen gedächte. Sonst ist auch noch dies ein großer Vorzug des Copulirens daß es sehr bequem und ausnehmend geschwind ausgeführt werden kann, ingleichen daß es, wenn es einmal nicht anschlüge, doch den Wildling nicht verderbt, als welcher ganz ohngehindert fortwächst.

Den Zuschnitt der Copulation habe ich auf der Kupfertafel Fig. 6. 7. 8. gezeigt, indem a den zugeschnittenen Wildling, b das zugeschnittene Reis, und c die Vereinigung oder Anpassung beyder an einander deutlich darlegt. Bey der Copulation kommt alles auf drey Dinge an, erstlich darauf, daß Wildling und Reis vollkommen von Einerley Dicke seyn müssen. Das Reis darf durchaus nicht anders seyn, als vom jungen Holz, das im nächstgewesenen Sommer erst entstanden war; Wollte man älteres Holz nehmen, so würde man sich vergeblich bemühen, denn dergleichen Copuliren schlägt niemalen an. Völlig eben das gilt auch von dem Holze des Wildlings, auch dieses muß jung und erst im letzt gewesnen Sommer entstanden seyn, wenn es die Copulation annehmen soll. Zweytens darauf, daß der Zuschnitt am Wildlinge den Zuschnitt am Reise aufs vollkommenste anpasse, sobald man das zugeschnittne edle Reis auf den Zuschnitt

des Wildlings legt, so muß gerade die ganze Fläche des Zuschnitts am Wildlinge von der Fläche des Zuschnittes am Reise dermaßen bedeckt werden, daß von der erstern Fläche gar nicht das geringste unbedeckt zu sehen sey. Doch darf aber auf die Fläche des Reises-Zuschnitts nicht im Geringsten über die Fläche des Wildlingszuschnitts hinaus reichen, sondern es muß gerade der längliche Umkreis der Rinde des Reises auf den Umkreis der Wildlingsrinde treffen, das Mark des Reises auf das Mark, und das Holz beyder muß so genau platt auf einander liegen, daß beydes als ein undurchschnittnes Ganzes betrachtet werden kann, und niemand im Stande wäre uns, nach geschehener Anpassung, Ungleichheiten und Klumpen zu zeigen *). Drittens auf einen geschickten Verband. Da bey dieser Operation das Reis nicht in den Wildling eingeschoben, sondern lediglich auf ihn gepaßt, oder gelegt und in dieser Lage durch einen Verband vestgehalten wird, so ist leicht einzusehen, daß alle Vestigkeit dieses Liegens, folglich auch alles Gedeyhen und glückliche Anschlagen von der guten Art und Vestigkeit dieses Verbands abhänge. Einige legen, wenn sie das Reis an

*) Die schräge Fläche des Zuschnitts (am Reise sowohl, als am Wildlinge) die auf dem Kupfer von n bis o geht, darf, sagt man, niemals kürzer zugeschnitten werden, als so, daß sie noch immer einen Zoll in ihrer Länge hält.

an den Wildling passend angelegt haben, nur bloß ein solches Pflaster, als ich oben bey dem Spalt-Pfropfen anrieth, vest und schliessend um die Copulation her, am allerbesten aber und ganz vortreflich ist folgendes Verfahren: Man kauft sich (oder läßt sich spinnen) Stücken ganz gemeines sehr lockeres, wollenes, oder besser flächsenes oder Zwirn-Band mit einem gezwirnten Einschlage, jedes Stück von 30, 60, oder mehrern Ellen Band (wornach man nun viel oder wenige Stämmgen zu copuliren hat); dann nimmt man ein dünnes Bretgen, das eine willkührliche Länge, in der Breite aber nicht mehr, als drey Viertelellen hat, und umwindet es (seiner Breite nach) vom Anfange seiner Länge an mit gedachtem Bande; um die Umwindung mit diesem Bande (dessen eine einzige Weibsperson in Einem Tage an 100 Ellen weben kann) zu erleichtern, muß man dasjenige Ende des Bandes, an welchem man mit der Umwindung anfieng, mittelst einer durch sothanes Ende hindurch und in das Bret hineingeschlagenen Zwecke auf dem Brete vest machen, denn wie könnte man sonst längst hin auf dem Brete immerfort, queer über das Bret weg, sein Band aufwinden, wenn nicht erst das Anfangs Ende dieses letztern durch gedachtes Annageln vor dem Herabrutschen vom Brete hinlänglich gesichert würde. Hierbey ist aber

zu gedenken, daß diese Umwindung des Bretes mit dem Bande nicht anders denn also vor sich gehen muß, daß das Band recht straff um die Breite des Bretes gewunden werde, auch nie an irgend einem Flecke zweyfach über oder aufeinander zu liegen komme, sondern jeder umzuwindende Bandzug hart neben (nicht auf) dem vorherigen. Ist man nun mit diesem Umwinden endlich bis an die andre Seite der Länge des Bretes gekommen, so wird natürlicherweise, da kein Bret mehr da ist, mit der Umwindung aufgehört, das Band (wenn es nicht ohnhin gerade alle ist) daselbst abgeschnitten und mit seinem hierdurch entstehenden zweyten und äussersten Ende ebenfalls straff aufs Bret hingenagelt. Nunmehro sieht das umwundne Bret auf der obern und untern Fläche seiner Breite nicht anders aus, als wäre es ganz mit einem einzigen Stück wollenen, oder leinenen Zeugs überzogen, oder, wenn man es recht scharf und in der Nähe besieht, als wäre es über und über, längst seiner ganzen Breite hin, mit lauter Bandstriefgen beklebt, die in so gerader Ordnung alle einzeln so dicht neben einander hin liegen, wie die Tasten oder Claves an einem Claviere, ohne daß irgendwo auf dem ganzen Brete *) zwey Bandzüge oder

Band-

*) Dieses Bret, nebst dem straff darum gewundnen Bande ist auf der Kupfertafel Fig. 27. zu sehen.

Bandstreifen über einander her lägen, jedoch auch ohne, daß ein Plätzgen leeres und unumwundnes Bret zwischen zwey Bandzügen aufzuzeigen wäre. Hierauf nimmt man ein gutes Baumwachs, das sich leicht ausdehnen und schmieren läßt und streicht es nur ganz dünn über das ganze Bret, und zwar über die **obere** und **untere** Fläche desselben, sobald dies geschehen und folglich das gesammte aufs Bret gespannte Band auf der einen seiner Seite mit Baumwachse wohl überstrichen ist, so ergreift man ein scharfes Messer und schneidet damit längst denjenigen beyden Gränzlinien herab, die durch ihren Abstand aus einander des Bretes Breite constituiren (diese linien sind auf der Tafel Fig. 27. durch a b, c d ausgedruckt) diese zwey Schnitte müssen durchs Band hindurch, bis aufs Holz gehen, und was würken sie denn? dies, daß man, wenn dies geschehen ist, auch die beyden kleinen Nägel, mit denen man beyde äusserste Band-Enden am Brete bevestigt hatte, wiederum herausgezogen sind, nunmehro eine ganz andre Figur an dem Bande bekommt, denn nun erhält man ja zwey breite Tafeln von überwirtem Band, die eine von der obern Fläche der Bretesbreite, die andre von seiner untern. Jede dieser Tafel besteht nunmehro, da die zwey Durchschnitte den Zusammenhang zwischen ihnen beyden aufgehoben haben, vor

sich allein, und beyde bestehn nun wieder in sich selbst aus lauter einzelnen Bandstreifgen, von welchen jedes eine Länge von $\frac{3}{4}$ Ellen *), und die Breite eines kleinen Fingers hat, jedes überwixt ist, um welches Baumwachses willen auch, weil es so im Ganzen über alle hinweg aufgetragen wurde, die einzelnen Striefgen in so fern an einander kleben, daß sie jene zwey Tafeln bilden und man die Finger zu Hülfe nehmen muß, wenn man die Streifgen einzeln von einander abziehen will. Man legt diese Tafeln, die man, schon vor der Operation, bey müssigen Tagen bereitet, über einander an einem schattigen und kühlen Orte hin und wenn man nun so eben copuliren will, müssen sie fein zur Hand genommen werden, daß man nicht erst lange darnach zu gucken und zu suchen braucht; denn bey allen Arten der Veredlungen kommt überaus viel auf die Geschwindigkeit, mit welcher wir sie ausüben, an, weil sonst die Zuschnitte trokken werden, bevor man sie auf einander und in den Verband bringt. Sobald man sie z. B. jetzt eben copulirt, muß auch schon neben uns das

*) Warum nur gerade von drey Viertelellen in der Länge? Antwort. Weil dieses die allerschicklichste Länge für ein Copulier- und Pfropf-Band ist, solch ein Band kann gleich, wie es ist, ohne weitere Zertheilung mit der Scheere, umgelegt werden. Es geht nehmlich, indem man es umlegt, gerade auf.

das einzeln aus der Bänder Tafel gezogene Band liegen, und so wie der Zuschnitt vollbracht und das Anpassen geschehen ist, lege man auf der Stelle das eine Ende des Copulierbandes dicht und derb, daß ja keine Falten noch Lücken bleiben, um die Mitte des Orts der Copulation, die man mit der linken Hand fest hält, und winde dann geschwind und straff fort, bis des Bandes zweytes Ende (denn sein erstes klebt inwendig an dem Ort der ersten Umlegung) da ist, dieses Ende vest zu machen; damit der Verband nicht wieder auseinander fahren könne, darf ich nur dieses Band-Ende, welches ja (wie das ganze Band überhaupt) überwixt ist, vest auf die vorige Ringel oder Windungen, die eben dieses Band, als es hier umgelegt ward, machen mußte, kleben. So bleibt es von selbst vest; und nun sage man mir, was auf der Welt kann zweckmässiger und bequemer seyn, als eben diese Art des Verbands?

Nun noch einige Sätze von dem Copuliren zum Beschluß. Jedes Stämmgen, das die Dicke eines Stiels an einer ordinairen thönernen Tabackspfeiffe hat, besitzt gerade die recht angemessene Größe zum Copuliren. Man copulirt entweder das Stämmgen des Wildlings (nehmlich dieses Stämmgens Obertheil so weit es jung Holz ist) oder man läßt, wenn der Wildling schon groß

ist,

ist, das Stämmgen und copulirt nur die (jungen) Zweige *). Schlagen diese Zweige sämmtlich an, so kann man, wenn der Baum hochstämmig werden soll, die schwächsten wegschneiden. Ob es rathsam sey, die tief sitzenden Zweige eines zu copulirenden Wildlings geraume Zeit vor der Copulation (wie oben bey dem Spalt-Pfropfen gedacht ward) oder nicht eher, als zugleich mit der Copulation selbst, oder ganz und gar nicht wegzuschneiden, darüber sind die Baumkünstler nicht einerley Meynung, und gewißlich wird ein jeder wohlthun, der mit mir diese Sache erst noch zu weiterer Prüfung nimmt und jährlich darüber genaue Versuche mit mehrern Stämmgen anstellt, von welchen er einige nach der einen Manier, die andern aber nach der zweyten und die übrigen gar nach der dritten Weise behandelt, um auf diese Weise, wenn sich die Resultate mehrerer Jahre bestätigen, oder aufheben, hinter die reine Wahrheit zu kommen. — Die Copulir-Reiser stutzt man, wenn sie zu lang sind, oben ab, denn sie dürfen nicht länger bleiben, als so, daß 4 Augen aus dem Verbande heraus gucken. Hat man solch ein Reis abgestutzt, so verklebe man

*) Beyläufig zu sagen, sollte man nicht auch Pfropfung in den Spalt auf die Zweige eines, nach Gelegenheit schon zu alten Wildlings vornehmen können?

man oben das Schnittgen mit einer Erbse groß Baumwachs. Die Zeit zum Copuliren betreffend, so gilt davon nach meinem Urtheile alles, was ich hierüber oben bey Gelegenheit des Spaltpfropfens angab, denn Spätfröste thun ja wohl ganz gewiß der verrichteten Copulation vielen Eintrag und im Mangel der Wärme der Luft, der noch beträchtlich genug ist, um selbst die unangetasteten, großen Obst- und Waldbäume vom würklichen Ausschlagen abhalten zu können, kann den hart verwundeten und in ihrem ganzen Saftumlaufe irre gemachten, veredelten Bäumgen unmöglich zum glücklichen Anschlagen gedeyhen. — Mit Apricosen, Kirschen und überhaupt dem Steinobste fängt man das Copuliren an, dann kommt es gleich an die Birnen und endlich an Aepfelstämmgen.

Wollte man ein solches Copulier-Band, als ich vorhin erwähnte, auch beym Spaltpfropfen kleiner, dünner Stämmgen gebrauchen, so dürfen solche nur ja nichts dicker seyn, als ein Copulirstämmgen, denn sind sie dicker, so wäre ein Band von $\frac{3}{4}$ Ellen für sie zu kurz und man müßte es 1 bis 2 Viertel länger haben. Man muß, wenn man diese Bänder beym gedachten Spaltpfropfen brauchen will, sie nur allemal längst Reis und Wildling herab

herab umwinden *), nicht aber in die Breite (auf die breiten Platten der abgestutzten Wildlinge selbst), denn die platten, breiten Wunden dieser letztern werden ohnhin noch absonderlich, durch ein ausdrücklich auf sie gedrücktes Pflaster (oder durch ein aufgelegtes Stückgen Baumwachs, das man hernach zu öberst noch mit einem Fetzgen leinwand oder Papiere deckt, damit das Wachs nicht so frey an luft, Sonne und Regen da liege) auf das Beste verklebt.

Bey allem Umlegen jeder Art von Pfropf-Bandagen gehe man zwar beherzt und schleunig, aber doch in dem Stücke auch vorsichtig zu Werke, daß man im Umwinden die Zuschnitte, und das Passende des Reises auf den Wildling nicht verrücke. Denn was hilft unsre Genauigkeit, die wir beym Zuschnitte beobachteten, wenn die Sache dann wieder auseinander rückt. — Ist die Copulation angeschlagen und das Reis bereits in wahrem Fortwuchse, so nimmt man die Bandage wiederum sanft hinweg, indem man sie durchschneidet, worauf sie sich allmählig von selbst eröffnet.

Dar-

*) So daß also durch sie lediglich der Spalt zusammengezogen und an seinen beyden herabgehenden, langen Seiten wohl verdecket wird, folglich das Reis fest sitzt und von der Seite her keine Luft in den Spalt kann.

Darüber mögten sich auch wohl noch Proben zur Erforschung des Wahren anstellen lassen, daß man nehmlich mit zweyerley Arten von Reisern (nehmlich 1) eingeschlagne ordinaire Pfropfreiser und 2) solche, die man, erst bey Unternehmung des Copulirens selbst, gleich vor dem Ausschlagen oder grün werden, abschneidet) copuliren kann. Welches mag hier wohl am besten gethan seyn?

6. Verpflanzung der Obstbäume.

Weiter unten (October 2.) werde ich ausführlich vom Versetzen der Obstbäume, und von Anlage der Obstpflanzungen sprechen, weil mir der October zur Pflanzung unter allen und jeden andern Monaten der allerschicklichste dünkt. Hier erinnere ich lediglich dies, daß diejenigen, welche einen Erdboden haben, der gar leichtlich allzu naß zu werden, und diese zu große Nässe allzu lang bey sich zu behalten pflegt, am allerbesten thun, wenn sie ihre Obstbäume nicht im Herbste pflanzen, sondern in dem März oder April; denn zu dieser Jahrszeit wird der Boden allemal noch am besten zu behandeln und zu bearbeiten seyn, weil die in jenen Monathen gewöhnlichen, sehr austrocknenden, Frühjahrswinde ihm sehr viel von der übermässigen Nässe entziehn. Bey allen Pflanzen auf einem sehr nassen Bo-

den

den hat man folgenden Hauptumstand zu beobachten, dieses nehmlich, daß man das tiefe Einwurzeln eines darauf gepflanzten Baumes verhindere. Je tiefer er auf solchem Lande wurzelt, desto unfruchtbarer pflegt er zu werden. Man werfe demnach in die Tiefe jedes Loches, worein man den Baum setzen will, zu unterst Schutt und Steine, zu oberst aber etwas Erde, worein man eben pflanzt. Sobald bey nachmaligem Wachsthume die Wurzeln auf die Steine stoßen, so biegen sie sich herum, und lernen schräg in der Oberfläche der Erde weglaufen, die doch gemeiniglich weniger sumpfig und fruchtbarer ist. Man hat sich auf dergleichen Lande nicht zu fürchten, daß Bäume, welche so gar späte, nehmlich noch im April, gepflanzt würden, der zunehmenden Sommerwärme halben, nicht gut anschlagen möchten, denn wenn nur sonst alles recht bey der Versetzung gemacht wird, so schlagen sie gewiß an, und der mit vieler Feuchtung begabte Boden wird die Wurzeln dieser Bäume gewiß nicht eindorren lassen. Selbst dann noch, wenn ein Baum schon grün geworden ist, ja dann sogar auch noch, wenn er blüht und Frucht ansetzt, kann er, wie in Hamburg und ähnlichen, mit vortreflichen Baumpflanzungs-Anstalten gesegneten Orten, alle Jahre gesehen werden kann, aufs glücklichste ausgehoben und anders wohin verpflanzt

pflanzt werden und wird gewiß nicht merken lassen, daß er versetzt worden sey, woferne nur alles recht gemacht und vor allen Dingen zweyerley Hauptvortheil wohl beobachtet worden 1) daß man, indem man den Baum aus seiner alten Stelle wegholt, ein so großes Loch um ihn her macht, daß alle seine Wurzeln herausgebracht werden können, ohne daß man sie abhauen, oder verkürzen müßte 2) daß man den gepflanzten Baum bestens einschlämme. Ueber beyde Punkte werde ich mich unten (October 2) noch weiter zu verbreiten haben, hier füge ich nur das noch hinzu, daß man durch genaue und sorgfältige Anwendung gedachter beyden Hauptvortheile in den Stand versetzt werde, selbst alte, dicke, tragbare Obst- und Waldbäume, die nach gemeiner Meynung, viel zu alt und dick sind, als daß man sie noch versetzen könnte, aufs allerglücklichste und gedeyhlichste zu verpflanzen.

Je mehr der Boden unsers Gartens oder Feldes zu den trocknen Erdarten und zu denjenigen gehört, welche die Feuchtung nur allzu kurze Zeit bey sich zu behalten pflegen, desto mehr ist uns anzurathen, daß wir nicht sowohl im Frühjahre (es müßte denn bey früher Jahrszeit, mittelst reichlichen Einschlämmens und Bedeckens der Oberfläche des bepflanzten Landes um den Stamm herum

geschehen) als vielmehr im Herbste unsre Bäume versetzen. Dieserhalben handle ich auch erst unten diese Materie ausführlich ab.

7. Beschneiden der Obstbäume.

Ich rede hier lediglich von solchen Obstbäumen, welche nicht mehr in der Baumschule stehen, sondern bereits aus derselben heraus und an diejenige Stelle verpflanzt sind, auf welcher sie stehen bleiben sollen.

Hochstämmige Bäume bedürfen, wenn sie einmal die gehörige Schaftshöhe erreicht haben, nur in seltnen Fällen einigen Baumschnitt; diese Fälle nehmlich sind folgende:

1) Wenn ihre Krone nicht auf allen Seiten gleich breit ist, sondern an dieser Seite wenig und dünne Aeste hat, an der andern aber viele und starke Zweige. Hier beschneidet man die wenigen und dünnen Zweige stark, durch welches tiefe Wegschneiden sie in einen stärkern Austrieb gebracht und hierdurch den Zweigen auf der andern Seite gleich gemacht werden.

2) Wenn es die Natur ihres Holzmachens und Fruchtansetzens also mit sich bringt. Dieses ist der Fall bey einigen Arten der Kirsch- und bey allen Pfirschbäumen, wie sich unten im dritten Anhange, wo ich die

Eigen-

Eigenheiten einzelnen Fruchtarten darlege, deutlich zeigen wird.

3) Wenn sie allzu viel Fruchtholz und wenig oder gar keine Holz-Reiser austreiben. Es thun dieses viele Sorten der verschiednen einzelnen Fruchtbaumarten; weil man aber diese übermässige Tragbarkeit niemalen gern sieht — denn was thut sie anders, als daß sie den Baum voreilig erschöpft daß er unmöglich alt werden kann, ingleichen daß wenn man einmal von solch einer treflich tragbaren Obstsorte einige Pfropf-, Copulir- oder Oculir-Reiser, um damit Wildlinge zu veredeln, begehrt, man kaum vermögend ist, auf so ungeheuer tragbaren Bäumen einige derselben anzutreffen, weil man auf nichts als Fruchtholz stößt und dieses doch unmöglich zum Veredeln gebrauchen kann. Diese Unbequemlichkeiten zu verhüten, darf man nur an solchen an Fruchtholze allzu reichen Bäumen in jeglichem Frühjahre einige Zweige ziemlich tief verstutzen oder beschneiden, so wird jeder verstutzter Zweig aus seinem Untertheile einen oder mehrere gute Holzzweige treiben, welche man zur Veredlung auf die Wildlinge benutzen kann, oder welche, wenn man sie hierzu nicht vonnöthen hätte, ruhig und auf den Stämmen bleiben können, weil sie nach ein Paar Jahren ebenfalls zu Fruchtzweigen werden.

4) Wenn sie Wasseräste von der schlimmsten Art treiben. Diese Art der Wasseräste habe ich schon oben (Jenner 1) nach ihren eigentlichen Kennzeichen beschrieben, und man muß sie ganz und gar nicht in den Cronen rechtschaffner Obstbäume dulden, sondern von Grund aus rein abschneiden und den Schnitt mit Baumwachse verkleben. Auch Räuber darf man zu keiner Zeit an den hochstämmigen Bäumen aufkommen lassen, sondern man muß sie allemal, so wie sie sich zeigen, gleich vorgedachten Wasseräsien, rein hinwegschneiden. Was sind aber Räuber? Alle Aeste, welche zwischen dem Erdboden und dem untersten Anfange der Baumcrone aus dem Schaft oder Stamme des Baums heraus sprossen. Da der Stamm rein, glatt und schlank ohne alle Aeste empor stehen muß, so können diese Auswüchse aus ihm bey einem bereits gebildeten, erwachsenen Baume niemalen geduldet werden.

So viel vom Schnitte der **hochstämmigen** Obstbäume! Aller andrer Schnitt an denselben ist bloße Thorheit, vielmehr muß sonst alles der Natur überlassen, und kein Messer in die Crone gebracht werden.

Desto mehr haben wir vom Schnitte der **niedrigen und Zwergbäume** zu reden. Zu den niedrigen Bäumen rechne ich nun folgende 4 Hauptarten, nehmlich: Spalierbäu-

bäume, Kesselbäume Pyramiden und endlich Hekken. Zuförderst werde ich von den erstern handeln, erinnere aber dabey daß sehr viele von denen dabey anzugebenden Regeln auch bey den drey letztern angewendet werden müssen, ohne daß ich sie erst dreymal zu widerholen brauchte. Es herrschen über die Materie von dem Baumschnitte dermaßen viele, und dermaßen schädliche Vorurtheile unter den gemeinen Gärtnern und Landleuten, daß man nicht emsig genug darauf ausgehen kann, die richtigern Grundsätze bekannter zu machen.

Ein im Jahre 1787. in den Spalt gepfropfter oder copulirter Baum (versteht sich allemal hier, daß zwerg draus werden soll, denn von hochstämmigen wird unten (October 1.) gehandelt) muß im März oder April 1788. an dem aufgeschlossenen edlen Reise bis auf 4. Augen abgeschnitten werden; Eben so tief wird ein im August des Jahres 1786. oculirtes Stämmgen an seinem im Jahre 1787 getriebnen Schusse im Frühjahre 1788 abgestutzt. Wollte man sie nicht so tief herabstutzen, sondern länger lassen, so würden also auch darauf die nach dem Verstutzen heraustreibenden Zweige etwas höher wachsen, welches an einem Spalierbaume, dessen unterste Aeste der Erde sehr nahe seyn müssen, ein Hauptfehler wäre.

Ein so kurz abgestutztes Bäumgen treibt hierauf nicht immer auf Einerley Art. Wir wollen die verschiednen Möglichkeiten seines Triebes einzeln betrachten. 1) Ist aus dem Abgeschnittnen nur 1. Ast oben heraus getrieben, so muß selbiger im nächsten October, oder im nächst darauf folgenden März so kurz abgestutzt werden, daß von ihm nur eines Fingers dick stehen bleibt. Dadurch geschieht es nun, daß auch noch aus dem ältern (zweyjährigen) Holze, nehmlich aus dem vormals aufgesetzten edlen Reis selbst, einige Aeste nahe über der Erde hervorkommen, welche, woferne man das jüngere Holz (aus welchem die Bäume immer am liebsten neue Zweige treiben) länger, als eines Fingers dick hätte stehen lassen wollen, ohnmöglich erfolgen dürfte. 2) Kommt ebenfalls nur ein Ast, aber tiefer herabwärts. Diesen Ast stutze man auf 5. Augen; ist das Bäumgen über diesem Aste hinauf, oder an seinem Obertheile trocken, so wird es hart über diesem Aste weggeschnitten, findet sich solches aber noch grün, so kann man es stehn lassen, weil es oft noch gute Zweige bringt. 3) Kommt nur 1. Ast, und zwar mitten aus dem Bäumgen; dieser muß auf 3. Augen und zwar überhaupt je höher er steht, desto kürzer abgestutzt werden, um immer noch tiefer herab, aus dem ältern Holze, niedrig sitzende

Zwei-

Zweige zu erzwingen. 4) Treiben zwey Aestgen oben heraus. Beyde werden also abgestutzt, daß jeder höchstens 2 Augen behält; wobey zu beobachten, daß das Auge, über welchem man schneidet, an beyden Zweigen nicht nach dem Himmel zu, sondern nach der Erde zu stehe, dann wächst der nach solch einem Beschneiden heraustreibende junge Zweig nothwendigerweise auch an der Erde weg, oder nach der Erde zu, wie wir es begehren. 5) Kommen 2 Aeste tief unten hervor; dies ist das Allerbeste, weil jeder gut gezogne Spalierbaum auf einer Gabel stehen, oder unterhalb die Figur eines lateinischen Ypsilons haben muß. Diese Gabelfigur habe ich auf der Kupfertafel Fig. 28. im kleinen gezeigt und bitte diese Fig. bey gegenwärtiger Beschreibung beständig vor Augen zu haben. Alle Aeste, welche nachmals ein Spalierbaum treiben darf, müssen aus den 2 Grund-Aesten a und b, keineswegs aber zwischen denselben aus des Baumes **Mitte** heraustreiben, denn die aus gedachter **Mitte** aufschießenden Aeste sind das Verderben der Spalierbäume, weil sie, da sie ohngehindert in die Höhe schießen können, denen seitwärts gehenden, folglich mehr eingeschränk n Zweigen *) im Wachs-

*) Denn das ist ja wohl ganz natürlich zu begreifen, daß der Saft in Zweigen, die gerade in die Höhe

thume gar bald dermaßen überlegen werden, daß hernach dergleichen Bäume vielmehr also aussehen, als hätte man hochstämmige daraus ziehen wollen, es wären aber auch unverhofft einige Zweige seitwärts gewachsen. Bey diesem 5ten Falle also muß des Stämmgens Gipfel zwischen den beyden Zweigen, hart an dem einen von ihnen herausgeschnitten und jeder von beyden Zweigen auf 4. Augen verstutzt werden. Ich habe auf der Kupfertafel Fig 31. einen Baum gezeichnet, der sein Spalier bereits vollkommen bekleidet, in seiner Jugend aber, nach Anleitung dessen, was ich nur so eben zeigte, gezogen und gegründet ward. Man sieht an dieser Figur die ursprünglichen zwey Hauptäste a und b (oder das lateinische Ypsilon) (Y). In der Mitte des Baums, nehmlich bey c, sind gar keine Aeste geduldet worden, sondern alle und jede Zweige des Baums kommen entweder aus dem mit a, oder aus dem andern, mit b bezeichneten Hauptast. Auch geht kein einziger Ast am ganzen Baume gerade empor, sondern ein jeder muß sich beym Anheften an das Spalier eine gelenkte und gebogene Lage gefallen lassen, vornehmlich diejenigen Zweige, welche am meisten die übrigen zu überwachsen bedro-

Höhe gerichtet stehen, reichlicher und leichter empor steigen könne, als in solchen Zweigen, welche gebogen und seitwärts gekrümmt laufen.

bedrohen. Auf solche Weise unterhält man zwischen allen Zweigen des ganzen Baums ein richtiges Gleichgewicht und kein Zweig darf den andern überwachsen. Ganz anders verhält sichs bey denen andern beyden Gestalten, welche auf der Kupfertafel Fig. 33. und 34. wiewohl nur ganz im kleinen vorgestellt zu finden sind. Bey ihnen hat man obige wichtige Regeln unangewendet gelassen und die Folgen sind sehr betrübt. Weil man nehmlich bey Fig. 33. den Mittel-Ast A geduldet hat, so hat er sich in großer Geschwindigkeit an Wuchs und Stärke ausser aller Gebühr, über seine Mitzweige hinweg, gerade aufwärts geschwungen. Und was soll nun werden? Soll man diesen bösen Ast gleich über B und C. wegschneiden, damit letztere, die, nach obiger Theorie, die Hauptäste seyn sollten, annoch die Oberhand gewinnen, so ist es ja hierzu viel zu spät, denn die Wunde wird, da man den Ast so dick werden lassen, viel zu groß und es steht sehr dahin, ob der Baum selbige, selbst bei der besten Verkleibung, jemals ganz zu verheilen vermögend sey, ingleichen ob dann B. und C. die nun schon einmal verbuttet sind, alsdann noch in merklich beßres Wachsthum gelangen möchten. Kurz der Baum ist verdorben und kein Kenner mag ihn gern ansehn. Bey Fig. 34. ist zwar die Seite A gut, weil man aber B

hat aufkommen lassen, so ist C, welches dem A gleich seyn sollte, gewaltig zurückgekommen, und der Spalierzug ganz erbärmlich ausgefallen, obgleich Fig. 33. noch widerwärtiger aussieht. — 6) Schießen oben 3. Aeste heraus. Hier muß der schlechtste von ihnen weggeschnitten werden, diejenigen zwey aber, welche am schicklichsten stehen um den Baum auf eine Gabelfigur zu setzen, werden beybehalten, doch stutzt man sie bis auf 4. Augen ab. 7) Kommen unten 4. Aeste hervor. Dies ist leicht auf eine Gabelfigur zu setzen und dann jeder von den gelaßnen zwey Hauptzweigen auf 4. Augen zu schneiden. 8) Treiben die Aestgen sämmtlich nur aus Einer Seite des Stämmgens und die andre bleibt kahl. Diesem überaus verdrüßlichen Fehler hilft man mehrentheils dadurch ab, daß man, sobald man ihn, beym Austreiben der Augen im Frühling, als bevorstehend bemerkt, die überflüssigen im heraustreiben begriffnen Triebe dieser einzig mit Aesten besetzt werdenden Seite wegnimmt und blos einen oder zwey daran läßt; Hierdurch nöthigt man insgemein den Baum, seinen Saft auch nach der kahlen Seite zu wenden und deren, sonst verschlossen gebliebne, Augen durch frischen Austrieb zu eröffnen. Unterließe man, sich gleich im Frühling dieses Vortheils zu bedienen, so wäre es hernach gar sehr die Frage, ob durch kur-

zes

zes Schneiden der allzu reichlich besetzten Stammesseite, auf die kahle ebenfalls Zweige zu bringen wären. 9) Es treiben zwar zwey Aestgen aus, die zur Gabelfigur geschickt sitzen, allein einer von ihnen bleibt, gegen den andern gerechnet, schwach und dünn. Dies ist ein ängstlicher Fall und schwer zu behandeln; Der schwächste dieser beyden Aeste muß recht tief abgestutzt werden, also daß er nicht 4 Augen (wie oben bey den frühern Fällen mehrentheils der Fall war) sondern höchstens nur 2 Augen behält; der stärkere Ast muß in selbigem Jahre ganz unbeschnitten bleiben. Ferner muß dabey der schwächere ganz frey stehen d. h. nicht ans Spalier angebunden werden, der stärkere hingegen muß an die Spalierlatten schief oder wagerecht angebunden werden. Auf solche Art wird sich der schwächere Zweig meistens bald wieder erholen und den, der erst stärker war, nicht selten noch überwachsen, weil letzterer dadurch, daß er gar nicht beschnitten ferner auch noch schief und in gezwungner Lage angebunden worden, in der Munterkeit seines Wuchses irre gemacht und zurück gesetzet ist, worgegen dem schwächern das schärfere Verstutzen, und die ungezwungne Lage zum stärkern Fortwuchse sehr behülflich sind. Sobald aber durch dieses Verfahren der schwächer gewesne Ast dem andern, wie

billig,

billig, gleich geworden ist, muß man sogleich aufhören den unbeschnitten gelaßnen und schräg angebundnen Zweig länger noch zu unterdrücken, denn sonst kann es gar leicht geschehen, daß der vormals schwächere dergestalt im Wuchse zunimmt, daß er den, der vorhin über ihm war, nunmehro selbst überwächst, worauf man ja um nichts gebessert, ja in so fern nun noch schlimmer dran ist, weil solch ein allzu lange Zeit und über Gebühr unterdrückt gewesner Zweig die Kraft zu sehr verliert, sich, selbst unter nachheriger günstigerer Behandlung, im Wuchse wiederum zu heben.

Ob ich wohl oben gezeigt habe, daß man junge Bäume, aus welchen man taugliche Spalierbäume ziehen will, auf eine Gabelfigur, oder auf ein Y setzen müsse, so will ich doch damit keineswegs so viel sagen, daß dieser Gabelzug der einzige denkbare sey, der uns regelmäßig gezogne Spalierbäume zu verschaffen vermögte. Ich nehme vielmehr noch zwey andre Arten eines recht guten Spalierzugs an, folglich in Summa nachstehende drey gute und bewährte Methoden:

A. Den oben erwähnten **Gabelzug.** Er ist, wofern sich nur anders unser jedesmaliger Wildling von selbst ganz gut und ohne daß man erst große Weitläuftigkeiten brauchen müßte, dazu bequemt,

s. fig. 31.

der

der beste und treflichste Spalierzug. Man legt die Gabel oder die zween untersten Hauptäste, aus denen mit der Zeit alle und jede andre Aeste kommen sollen, einen halben oder ganzen Schuh hoch über der Erde, in schräger Richtung mit der Erde fortlaufend, ans Spalier- oder Lattenwerk,*) an; diese zween Hauptäste verschneidet man anfänglich (bis daß sie mannhafte Spalierbäume und tragbaren Alters geworden) alle Jahre scharf und zwar richtet man sich in der Schärfe dieses Verstutzens nach der Stärke ihres jedesmaligen Triebes, indem man ihnen, wenn sie stark (d. h. viele und dicke Zweige) treiben nur wenig stehen läßt, und im Gegentheile bey schwachem Triebe recht kurz stutzt, so daß von den Aesten nur ein Auge, höchstens zwey stehen bleiben. Auf solche Art erlangt man durch den Schnitt genugsame Zweige, und von letztern heftet man dann jedes Jahr die tauglichsten und besten, aller $\frac{1}{2}$ Schuh weit

*) Selbst diejenigen Zwergbäume, welche nicht beständig ein Spalier hinter sich haben sollen (indem man sie z. B. noch weit über selbiges hinaus, als sogenannte Buschbäume wachsen lassen will) müssen doch in den ersten Jahren ihres Zugs in die Breite ein Spalierähnliches Lattenwerk bekommen, welches sie so lange behalten, bis ihre Hauptzweige die wahre Grundrichtung des Zugs, worein man sie bringen wollte, zuverläßig an sich genommen haben.

weit auseinander, (auf- und niederwärts gegen die beyden Hauptäste gerechnet) ans Spalier an, bis letzteres ganz mit Aesten bekleidet ist, mit beständiger Beobachtung der Regel, daß man an denjenigen Orten eines Baums, wozu wenige, oder zu dünne Aeste vorhanden sind, durch scharfes, kurzes Verstutzen dieser Aeste, dickere und mehrere erlangt, ingleichen daß man da, wo sich viele und wohl zu starke Zweige finden, fast gar nicht verstutzt, weil sonst noch mehrere und noch dickere Zweige erwüchsen.

B. Den Sonnenfächer- oder Radspeichen-Zug. Dieser ist vom vorherigen blos in dem einen Stücke verschieden, daß zur Grundlage nicht gerade nur zwey Hauptäste seyn müssen, sondern alle Aeste sind willkommen, (wenn sie nur nicht aus der eigentlichsten Mitte der Bäume herauskommen, als sollten hochstämmige draus werden) man behält sie insgesammt bey und heftet jeden schräg, wie die Speichen eines Rads aus dessen Nabe gehn, an das Spalier. Wer zulängliche Kenntniß von ächtem Baumschnitte hat, der kann nach dieser Manier eben solche schöne Spalierbäume in natura ziehen, als der auf der Kupfertafel bey Fig. 29. sich auf dem Papiere im Radspeichenzuge glücklich und gut gezogen präsentirt. Versteht er aber

seine Sache nicht, so ist der Sonnenfächerzug für ihn etwas gefahrvolles; denn bey dieser Art des Zuges gewinnt gar zu leicht dieser oder jener Stab solch eines Sonnenfächers (d. h. dieser oder jener einzelne Zweig eines also gezogenen Baumes) ein mehreres Uebergewicht von Stärke über die andern Aeste, welches denn eine ungleiche Bekleidung des Spalieres erzeugt und den ganzen Baum schändet.

C. Der Zug auf den Herzstamm. Dieser ist der allerschwerste und erfordert einen ganzen Kenner des Schnitts, sonst ist alles vergebens und man erzieht dann vielmehr solche Ungeheuer, welche zur Hälfte wie hochstämmige Bäume aussehen, halb aber, oder auch wohl kaum halb, den Zwergbäumen gleichen. Vermöge dieses Zugs (von welchem ich auf der Kupfertafel bey Fig. 30. ein Beyspiel, wie selbiger, wenn er gut gerathen ist, sich präsentirt, darstellen wollte) wird gar nicht auf alleinige Anziehung zweyer Hauptäste gesehen, sondern man handelt sogar den Grundsätzen des Gabelzugs in sofern entgegen, daß man nehmlich dem Baume seinen Leib, d. h. seinen aus seiner Mitte gerade aufwärts wachsenden Zweig, der bey hochstämmigen (wo er gänzlich rein von allen Seitenzweigen gehalten wird), der Schaft oder

Stamm

Stamm heißet, keineswegs wegschneidet. In den ersten Jahren dieses mißlichen Zugs schneidet man diesen Mittelast oder Leib jedes Jahr dergestalt ab, daß er von dem, was er im nächstverwchinen Jahre getrieben hat, nur einen Schuh (6 Zoll) lang behalten darf, ja sogar, falls er nur schwach treiben sollte, nicht einmal so viel Länge. Das oberste Auge, welches am schärfsten treibt, bindet man aufrecht oder gerade ans Spalier an, die andern aber, welche tiefer herab am Mittelast sitzen, führet man gerade vom Stamme ab, und theilt sie nach beyden Seiten also ein, daß diese vom Mittelaste rechts und links abgehenden Aeste beynahe in Einerley Weite von einander an das Spalier geheftet liegen, welches man durch kluges Einstutzen des Stammes oder Leibes und durch kluges Beschneiden der Reben- oder Seitenzweige bewürkt, ingleichen durch frühzeitige Unterdrückung aller am unrechten Orte hervorkommenden Aeste, wie auch durch weise Einschränkung solcher Zweige, die zwar am rechten Orte entsprangen, die aber an Länge und Dicke über die Gebühr und über ihre Mitäste wegwachsen. Dergleichen Bäume präsentiren sich in Wahrheit ungemein vortheilhaft, nur muß man äusserst aufmerksam seyn, daß man nicht an ihnen, nach der Sprache der Gärtner, das junge Holz am alten Stamme ver-

lie-

liere *) weil man nicht so leicht andres an dessen Platz bekommen kann. Daher, (nehmlich aus der Ursache, um immer in der Tiefe des Zwergbaums genugsame Seitenzweige zu haben, durch deren kurzes Beschneiden man viel Holz gewinne, mit welchen man das Spalier unten ganz zu überkleiden im Stande sey) ist es sehr gut, daß man einen jungen Ast um den andern kurz halte. Man läßt nehmlich den einen voraus laufen (d. h. man schneidet ihn nur wenig, oder, wenn er ein starker, trei-

ben-

*) Dies will so viel sagen, daß man nicht zugebe, daß der Leib oder Mittelast (der sonst nur immer gerade empor strebt, und nicht leicht in der Tiefe des Baums, näher an der Erde, Seitenäste hervorbringt, wenigstens diese Seitenäste nicht genugsam ernährt, sondern bey weitem Forttriebe überwächst) früher empor wachse, als bis er zuvor tüchtige Nebenäste herabwärts nach der Erde zu getrieben hat, denn läßt man ihn einmal recht empor schießen, so ists ja hernach nicht möglich die Tiefe mit Aesten zu besetzen, weil dann der Mittelast bereits viel zu hoch drüber hinaus gewachsen und durch alles Schneiden, so zu sagen, nun nicht mehr einzuholen ist, man müßte denn selbigen bis in diejenige Tiefe herab, nach welcher er Zweige treiben und in welcher er das Spalier besetzen soll, heruntersäbeln, welches eine gewaltige Wunde und schwere Operation, die nicht immer wieder gut verwächst und doch hernach nicht einmal stets die gesuchte Würkung hat, verursachen würde.

bender Zweig, auch wohl gar nicht) und den andern, nächsten hält man kurz, damit man jederzeit, überall am ganzen Zwergbaume, gleich-gut vertheiltes, egales Holz habe und keine Lücken, noch jene Schwäche dieser Baumseite gegen die andre Seite erblicke. Diese letztern Regeln gelten von allen drey Arten des Spalierzugs allgemein.

Demnach sieht ein jeder, daß sich die Sache (nehmlich der Spalierzug) auf dreyerley Art gut und recht machen läßt, und ob ich wohl nochmals darbey bleibe, daß der **Gabelzug** der allerbeste sey, so will ich doch nur auch so viel behaupten, daß die beyden andern Arten ebenfalls, wenn ein geschickter Mann sie unter die Hände bekommt, auf eine sehr gefällige Art gezogen werden können, ja daß sie deswegen und alsdann von vorzüglichem Werthe sind, wenn man, wie zuweilen geschieht, junge Zwergbäume vor sich hat, die troß alles klugen (nach obigen 9. einzelnen Puncten bestimmten) Schnittes, sich durchaus nicht gern auf den Gabelzug setzen lassen wollen; Anstatt diese widerspänstigen schlechterdings zu einer Gabel zu nöthigen, (welches doch immer verkrüpelten Wuchs giebt) ist man dann lieber beflissen, sie auf den Sonnenfächer oder auf den Herzstamm zu ziehen, weil ein in diesen zwey Gestalten geschickt gezogner Zwergbaum, doch allemal weit besser aussieht

sieht und auch früher zum Frucht-Tragen zugelassen werden kann, als ein, ganz wider seine Natur, auf eine Gabel gesetzter.

Alle und jede Obstbäumgen, aus welchen Spalier- oder überhaupt Zwerg-Bäume werden sollen, müssen (man ziehe sie nun auf der Gabel, auf dem Fächer, oder auf dem Herzstamme) wenigstens in den ersten drey Jahren des Zwergzugs tief und stark verschnitten werden, (doch also, daß man diejenigen Bäume oder auch Zweige, welche am stärksten treiben, am allerstärksten, oder am kürzesten abstutzt); In jedem dieser Jahre muß man ihnen den Trieb, welchen sie im nächstvorherigen Jahre machten, größtentheils wieder wegschneiden, bis auf wenige Augen, die man daran läßt; (dieß heißt in der Sprache der Gärtner: dem Stamme alle Jahre die Länge von ein Paar Augen aufsetzen). Hat man den Zwergbaum durch diesen jährlichen, und wie gedacht wenigstens drey Jahre hindurch beobachteten Schnitt dahin gebracht, daß er zulänglich viel Zweige nach allen Seiten hingetrieben und sein Spalier gehörig besetzt hat, alsdann hört man mit jedem Jahre mehr auf die Zweige zu verstutzen und schneidet vornehmlich die ältern, dicken Aeste gar nicht mehr (ausser in einzelnen, unten zu zeigenden, Fällen) weil dann die Zeit herbey kommt, wo sich der Baum

zum Fruchttragen anschicken, folglich nur gemässigt ins Laubholz treiben muß. Wollte man aber einen Zwergbaum, auch in den drey ersten Jahren seines Zwergzugs mit dem Schnitte verschonen, so würde es fast niemalen möglich seyn, das Spalier durch ihn gebührend zu überkleiden, es würde gar ein lückigter, mangelhafter Zug herauskommen, und der Baum würde sich wohl gar schon in so frühen Jahren zum Fruchttragen bequemen, welches doch allen jungen Bäumen (den Zwergbäumen zumal, die erst in die Breite wachsen und ihr Spalier decken sollten) höchst nachtheilig und eine voreilige Erschöpfung ihrer Kräfte ist. Zeitiger darf nie ein junger Obstbaum, der entweder (als Hochstamm) einen hohen starken Schaft und weite Crone, oder (als Zwergbaum) eine vollkommen schöne Breite der Zweige geben soll, zum ersten Fruchttragen zugelassen werden, als frühstens vom fünften Jahre an nach der Beimpfung.

Von den Jahren hingegen an, mit welchen man dem Baume erlauben kann, daß er Früchte ansetze *), geht ein ganz andrer Schnitt

*) Daß man ihm Früchte zu tragen erlaubt, muß sich unterdessen noch mehr nach der Beschaffenheit des Baumes, als nach seinem Alter richten. Sobald er diejenige Breite erlangt hat, in welcher wir ihn haben wollten, und sobald er sein Spalier mit Zweigen bekleidet, dann muß

er

Schnitt und eine ganz von der vorherigen abweichende Art des Verstutzens an; denn nichts verhindert die Tragbarkeit eines Baumes so stark, als dies, wenn man ihm seine Aeste beschneidet. Schon oben gab ich es an, daß man durch nichts gewißres die übermässige Tragbarkeit eines Baumes mässigen könnte, als wenn man ihm alle Jahre einige einzelne Zweige (und zwar dieses Jahr diese, jenes aber wieder einige ganz andre) beschneidet. Es wird in dieser Materie ganz erstaunlich gefehlt. Die meisten glauben noch immer, sie hätten, wenn sie Bäume haben, welche alle Jahre ganz gewaltig häufiges und dickes Holz treiben, aber kein Fruchtholz ansetzen, kein sicheres Mittel ihnen diesen allzu wilden Trieb zu benehmen und die Tragbarkeit ihrer Aeste zu befördern, als dies, wenn sie alle Jahre tapfer an den Aesten verstutzen, haben sie hingegen ein Bäumgen vor sich, daß fast nichts als Fruchtholz und beynahe gar keine Holzreiser austreibt, so hüten sie sich sorgfältig dies Bäumgen jemals zu beschneiden. Dies Verfahren ist gewaltig gegen die Natur. Man merke sich die unumstößliche

er gleich mit dem Schnitte verschont und zum Tragen gelassen werden, damit er nicht mehr Holz und Zweige in die Breite und Höhe, wo das schön überkleidete Spalier keinen Platz mehr für ihn hätte, austreiben möge.

Hauptregel: Je mehr man schneidet, desto mehr kommt Holz. Ein Baum, welcher gar kein Fruchtholz ansetzen mag, sondern erst in sehr vieles dickes Holz treibt, wird, wenn man sich nur etliche Jahre lang gar nicht um ihn bekümmert, und ihn ganz und gar nicht verstutzt, in gar wenig Jahren plötzlich in seinem wilden Triebe aufhören, weiter kein Laubholz treiben, wohl aber schönes Fruchtholz machen, und von da an, an selbigem vortreflich tragen. Eben dieser Baum aber wird, wenn man ihn schneidet, im beständigen Austrieb seines vielen Laubholzes bestärkt, und wird, woferne man ihn recht viele Jahre nach einander verstutzt, dadurch nur um desto mehr von der Tragbarkeit entfernt. Wie will es auch anders seyn? Zeigt nicht ein Baum, der in seiner Jugend recht häufige und dicke Zweige treibt, hierdurch ganz offenbar, daß er sehr viele, starke, und solche Wurzeln habe, die sehr vielen Nahrungssaft in sich einziehen? Wenn ich nun also die Zweige noch so sehr verstutze, so beschneide ich ja doch dadurch des Baumes Wurzeln nicht, letztere behalten vielmehr noch immer eben die kraftvolle Beschaffenheit, welche ihnen zuvor eigen war. Was muß also geschehen? nothwendig dies, daß sich der reichliche Saft, welchen so viele und so gesunde Wurzeln herbeyziehn, und welcher, bevor man verstutzte,

stutzte, in denen, nun weggeschnittnen Zweigen, umlief, sofort neue Aeste hervortreibt, indem er in den stehen gelaßnen Untertheilen des jungen Holzes, auch sogar oft aus dem alten Holze Augen eröffnet und austreibt, welche, wenn man nicht verschnitten hätte, uneröffnet würden geblieben seyn. Und was gewinnt man also, hat man nicht das weggeschnittne Holz im nächsten Jahre wiederum vor den Augen, oft gar noch mehreres, als man wegschnitt? An Ansatz tragbaren Holzes ist dabey vollends gar nicht zu denken, dann sehr viele Frucht-Arten, (nahmentlich Aepfel- und Birn-Bäume nebst vielen andern) haben die unabänderliche Art an sich, daß sie, und dies, bitte ich äusserst, recht zu erwägen, die erste Tragknospe eines jeden ihrer Aeste ganz vorn an dessen äusserste Spitze setzen, und daß sie nicht früher, als bis dieses geschehen ist, auch hinter- oder rückwärts mehrere Fruchtaugen am nehmlichen Zweige ansetzen. Nun denke man einmal, wie horndumm es gehandelt sey, wenn man die Zweige derjenigen Baumarten, die nur unter diesen angeführten Umständen ihre Fruchtäste bilden, beschneidet, und doch verlangt, daß die Bäume Früchte geben sollen. Ich rathe demnach, aus vielfältiger Erfahrung, einem Jeden, der frechwachsende und sich gar nicht tragbar anlassende Bäume hat, daß

er, falls es hochstämmige sind, selbigen ganz und gar der Natur überlassen, ohne das geringste an ihren Zweigen zu beschneiden (es müßten denn Wasseräste der schlimmen Art, oder Räuber seyn, welche beyde Zweigarten nicht verstutzt, denn da wüchsen sie desto schärfer, sondern vielmehr rein weggeschnitten werden müssen) und falls es Zwergbäume sind, daß er eben so wenig das Geringste an ihren Aesten beschneide, vielmehr letztere ihrer ganzen, unverstutzten Länge nach ans Spalier hefte, auch allemal lieber einen jeden unschicklich herausgewachsenen Ast ganz und gar wegschneide, als verstutze, denn das Verstutzen verschafft uns ja, den obigen Bemerkungen zu Folge, keine Befriedigung, sondern wir bekommen das nehmliche Holz, das wir halb abschnitten, wieder zurück, ja es ereignet sich meistentheils noch dieses Schlimme, daß der beschnittne Zweig, der vor dem Verstutzen ein einzelner, gerader Ast war, durch das Beschneiden dahin gebracht wird, aus seinem Untertheile mehrere, auch wohl schief wachsende neue Zweige zu treiben, welches denn ein Gestrupp und Gewirre von Aesten und eine dergestaltige Menge von Reisern und Ruthen erzeugt, daß ein solcher Zwergbaum mehr einem birknen Kehrbesen, als einem wohlgezognen Zwergbaume (als dessen Aeste keineswegs aufeinander hucken, noch

auch

auch sich durchkreuzen dürfen) zu vergleichen ist. So viel von munter, oder gar frech wachsenden Zwergbäumen. Hat man im Gegentheile aber solche, wie sie sich auch oft finden, welche wenig Laubholz treiben, desto lieber aber bereits vieles Tragholz machen wollen, so beweist dies so viel, daß das Bäumgen mit einer sehr tragbaren Obstsorte beimpft sey, ingleichen daß es wenige und schwache Wurzeln habe, welche ihm einen spärlichen und langsam in den Saftgefäßen umlaufenden Saft zuführen. Bey solchen Stämmgen muß man (sie mögen nun hochstämmige oder Zwergbäume seyn) ein, dem vorhin, beym entgegengesetzten Falle, anempfohlnen Verfahren, ebenfalls gerade entgegengesetztes beobachten. Man muß nehmlich solche Stämmgen alle Jahre scharf verstutzen nach Anleitung derjenigen Regeln, welche ich oben dazu anempfahl, daß man den Schnitt der Zwergbäume, von dem nächsten Jahre nach der Impfung an, bis zur zuzulassenden Tragbarkeit darnach einrichten möchte. Indem man nun dieses scharfe Verstutzen ausübt, und selbst denjenigen Zweigen, die irgend schon Fruchtäste geworden waren, tief bis ins Alte Holz schneidet, so bringt man diese Bäume dahin, daß sie häufige Holz-Reiser austreiben und sich nicht schon so zeitig durch Fruchttragen erschöpfen. Man hält bey ihnen mit dieser

Manier des Schnittes so viele Jahre hindurch an, bis diese Bäume ihre Figur vollständig erlangt und ihren Platz mit genugsamen Aesten bekleidet haben, dann erst kann man ihnen das Fruchttragen erlauben, doch wird es mehrentheils auch alsdann noch rathsam seyn, ihnen, falls sie zu sehr zum Fruchttragen inclinirten, jedes Jahr hier und da einige Zweige zu verschneiden, damit sie, indem sie an den mehresten, unverstutzten Aesten Frucht tragen, aus den beschnittnen Zweigen auch etwas neues Laubholz treiben mögen, als welches letztere den Herbenzug des Saftes frisch und lebhaft erhält und nach einigen Jahren (wenn man es unverstutzt läßt und dargegen einige andre Baumzweige schneidet) ebenfalls tragbar wird.

So viel von demjenigen Baumschnitte, welcher in den ersten Jahren des Zwergzugs, bis zur zuzulassenden Tragbarkeit der Bäume anzuwenden ist. Nun noch einige andre Belehrungen über sonstige Vortheile bey dem Schnitte der (alten oder jungen) Zwergbäume.

Einzelne Aeste stark zu verstutzen, kann zuweilen sehr nothwendig seyn. Habe ich z. B. an einem Zwergbaume eine Lücke, welche durch die etwa vorhandnen wenigen oder dünnen Aestgen nicht auszufüllen ist, so darf man nur sothane dünne Aestgen überaus kurz, so

daß

daß von ihnen nur eines Fingers dick stehen bleibt, abschneiden, dann wird aus dem gelaßnen kurzen Sturzel ein Ast treiben, welcher viel dicker seyn, und sodann entweder durch seyn eignes vermehrtes Wachsthum, oder durch nochmaliges sehr kurzes Verstutzen dahin gebracht werden wird, die Lücke durch sattsame Zweige zu stopfen, oder zu bekleiden. Doch ist dabey voraus zu setzen, daß der stehen gelaßne kurze Sturzel ein Auge, wenigstens ein schlafendes d. h. einen solchen Absatz habe, aus welchem, wenn oben drüber der Zweig weggeschnitten wird, eine Laubknospe treiben könne, denn in Ermangelung solch eines Auges am Sturzel könnte gar leicht geschehn, daß der Saft, eben deswegen, weil er nicht in ein solches Auge sich zu ergießen möglich fände, zurück treten und folglich der Sturzel dürre werden müßte.

Sehr viele halbe Gartenkenner oder Gärtner lachen höhnisch, wenn man ihnen sagt, daß bey einem bereits in völlige Ordnung und Figur gezognen, tragbaren Zwergbaume nichts schädlicher, noch seinem Fruchttragen nachtheiliger sey, als das jährliche, leider so gewöhnliche, absichtslose Verstutzen seiner Zweige. Ja, wenden sie ein, wenn aber dann nicht mehr geschnitten werden soll, wie soll man denn sonst einen Zwergbaum in Ordnung und Gestalt erhalten, denn es ist ja

doch

doch nicht möglich daß man einen Zwergbaum wie einen hochstämmigen behandeln und ihm dem zu Folge erlauben könnte, alle seine Aeste, die alljährlich an tausend seltsamen Flecken hervortreiben, beyzubehalten; wo hat man denn z. B. am Spalier so vielen Platz, als alle diese Aeste erfordern und wie soll der Baum seine regelmässige Figur behalten, wenn er nicht jedes Jahr wiederum in etwas in dieselbige zurück gestutzt wird? — So judiciren dergleichen Halbkenner. Zu ihrer vollkommensten Abfertigung dienet aber folgendes:

Man bediene sich jedes Jahr mit größter Genauigkeit und Aufmerksamkeit des **Sommerschnitts** und des **Abzwickens**, und sey versichert, daß, mittelst Ausübung dieser beyden Verrichtungen, alle Arten der Zwergbäume dermaßen in Gestalt und Ordnung zu erhalten sind, daß man nur in manchen Jahren irgend hie und da etwas an diesen Bäumen zu beschneiden nöthig finden kann. Was ist aber der Sommerschnitt und was ist das Abzwicken?

Unter ersteren verstehen Einige ein gewisses thörigtes Verstutzen der Zweige, welches sie im Sommer vornehmen, dadurch aber den Bäumen offenbarlich schaden. Folgendes aber ist der wahre und so äusserst vortheilhafte Sommerschnitt. Vom Monath

May bis in den Julius gehe man jeden Monath zweymal, folglich aller vierzehn Tage einmal, alle seine Zwergbäume aufmerksam durch; da findet sich denn allemal, daß einige Zweige, ja (bey stark treibenden) sehr viele am unrechten Orte (z. B. bey Spalierbäumen nach dem Gesicht zu, bey Kesselbäumen nach innen zu) hervorwachsen wollen. Diese drücke man, da sie nur so eben erst hervorkommen und noch ganz weich, aus der Knospe hervorschießend, sind, sogleich mit den Fingern gänzlich hinweg. Denn da sie zur Zeit des Herbst- oder kommenden Frühjahrs-Schnittes doch einmal weggeschnitten werden müßten, weil sie die Gestalt des Baumes verderben und ihn schänden, so wird es ja doch wohl allemal vernünftiger und besser gehandelt seyn, wenn wir sie alsobald in ihrem Ursprunge unterdrücken, indem der Saft, welchen sie annoch, von ihrem Hervorkommen aus der Knospe an bis zum Herbste, in sich nehmen und davon groß und dicke werden würden, ganz unnützerweise auf sie verwendet wäre und ja wohl weit lieber den regelmäßig wachsenden Zweigen des Baumes gegönnet und zugewendet werden muß. Zudem macht das Wegdrücken solcher kleiner Triebe dem Baume keine Wunden, wohl aber das dereinstige Wegschneiden derselben, falls man gestattet hätte, daß würkliche Zweige aus diesen kleinen

nen Trieben erwüchsen. Dies ist ja aber ein erstaunlicher Vorzug, denn wer wird wohl gerne den Bäumen (besonders denjenigen Arten, welche ihre Wunden so ungern, bös und schwer, ja fast niemalen verwachsen z. B. allen sehr tragbaren Obstsorten jeder Fruchtbaumgattung, ferner noch insonderheit den Apricosen, Pfirschen ꝛc.) starke Wunden versetzen, wenn er seine Absichten eben so gut durch die kleinsten und unmerklichsten Verwundungen ausführen kann. Nicht zu gedenken, welches inzwischen doch auch sehr erheblich ist, daß die Mühe dessen, der diesen Sommerschnitt verrichtet, mit derjenigen in gar keine Vergleichung gestellt werden kann, die jeder übernehmen muß, wenn er hernach zur Zeit des Beschneidens solcher Zweige, (die er durch den Sommerschnitt, als sie nur Sprößgen waren, mit dem kleinen Finger hätte wegstoßen können) sie mühsam abschneiden oder gar absägen muß.

Das Abzwicken beruht auf folgendem Verfahren: Sobald man gewahr wird, daß ein nur eben erst (oder höchstens etwa seit ein Paar Wochen) aus seiner Knospe hervorgewachsnes Aestgen, welches der Sommerschnitt gebilligt der Beibehaltung werthgeschätzt und deshalben auch verschont hat, während seines Fortwachsens eine falsche Richtung an sich nimmt oder auch, daß es besser seyn

würde,

würde, wenn dies Aestgen, oder diese kleine Sommerlatte nicht mehr (wie doch ausser dem gewiß geschehen würde) aufwärts fortwüchse, sondern sich vielmehr in Seitenäste, mit welchen sich etwa Lücken ausfüllen lassen, zertheilte, wenn man, sage ich, dieses bemerkt, dann ist sehr wohlgethan, daß man dieses junge Aestgen, (das noch nicht einmal die volle Länge, zu der es aufstrebt und zu der es, bevor der Winter eintritt, auch wirklich zu gelangen vermag, erreicht hat, sondern erst noch im besten Zunehmen und daher auch noch weich von Holze ist, weil es erst vor 6 bis höchstens acht Wochen entstanden) gerade über einem solchen seine Augen abzwickt (durchkneipt, oder besser durchschneidet) welches am rechten Flecke steht, und gerade dahin weist, wo man einen schicklichen Zweig hin haben will. Durch dieses Abzwicken bewürkt man, daß die untern Augen solch eines Zweigleins (die sich) entweder gar nicht, oder doch wenigstens erst im folgenden Frühlinge nach dem Verstutzen eröffnet und ausgetrieben hätten) sich sofort eröffnen und die verlangten Zweige noch im nehmlichen Sommer liefern. Auch hier wird den guten Bäumen durch diese Operation eine nachfolgendere, härtere Verwundung (durch eigentliches Verschneiden) erspart. Denn die Stelle, an welcher man abzwickte, verheilt bereits in ein Paar Tagen. Rathsam

sam ist es, dies Abzwicken nicht zu spät in den Sommer hinein vorzunehmen, weil dann die jungen Aestgen, die man durch Unternehmung des Abzwickens am abgezwickten Zweige hervorbringen will, zu wenig gute Witterung und zu wenig Zeit vor sich haben würden, um noch vor Eintritt des Winters groß und reifholzig zu werden. — Kaum ist es möglich das Lob dieser beyden Baumhülfen, des Sommerschnitts und Abzwickens, hoch genug zu treiben, denn die Vortheile, die aus beyden auf unsre Zwergbäume fließen, sind wahrhaftig von dem äussersten Gewicht.

Zur geschickten Auferziehung eines Zwergbaums gehört auch dies, daß man allen Aesten, welche an ihm gerade in die Höhe wachsen wollen, widersteht, diese gewinnen sonst alsobald die Oberhand, über die schief gezognen Zweige, und verderben das Ansehn des ganzen Baums, dessen größte Schönheit doch darinnen besteht, daß alle seine Zweige im egalen Verhältnisse gegen einander verbleiben. Merkt man also, daß ein Ast gerade empor und über die andern wegwachsen will, so binde man ihn gleich in einer schiefen (horizontalen) oder gar gekrümten Richtung an das Spalier. Denn in dieser Richtung überwächst sich kein Zweig, vielmehr kann man sogar den frechsten über seine Mitäste hinweg geschoßnen Zweig, in diesem seinen Wuchse sofort

fort bändigen, indem man ihn nehmlich beugt, und ihn schief, oder gekrümmt anbindet. Solch ein schiefes Anbinden befördert auch die Tragbarkeit der Zweige, indem es ein langsameres Umlaufen seiner Säfte bewürkt. Man wird an einem also angebundenen Zweig allezeit reichere Früchte erndten, als von einem gerade über sich empor geschossenen. Will man gegentheils den frischen Safttrieb in einem Zweige befördern, und seinem mächtigern Wuchse behülflich seyn, so binde man den, zumal gebeugt angehefteten, Zweig wiederum los und beschneide ihn. Unbeschnittenen gelassene und gebeugt angeheftete Aeste aber treiben, wie gedacht, nicht auf Holz, sondern auf Frucht.

So oft man den Zweig eines Zwergbaums verstutzt, so sehe man es ja nicht als gleichgültig an, über welchem Auge dieses Zweigs man durchschneidet, denn es darf der Hindurch-Schnitt blos über demjenigen Auge geschehn, welches dahin deutet, oder weist, wo man eben den neuen Ast (der durch dies Verstutzen entstehen und heraustreiben soll) hin haben will. Wollte ich z. B. durch mein Schneiden einen Zweig hervorbringen, welcher an der Erde weg wachsen soll, so darf ich nicht über einem Auge stutzen, das auf den Himmel deutet, oder gegen die Wolken weist; denn dies Auge treibt ja, wenn es

ausschlägt, seinen Zweig nach dem Himmel hin, folglich gerade so, wie ich es nicht haben wollte.

Ferner muß ich auch das nicht vor gleichgültig halten, ob ich über einem **Blüthauge** oder über einer **Holzknospe** schneide, denn in letzterm Falle würde das Auge, über welchem man schnitt, ein gutes neues Holzreis (Laubzweig) treiben, im erstern Falle hingegen triebe es keinen Laubzweig, sondern eine **Blüthe**, und dieses würde ganz und gar zum Verderben des verstutzten Zweigs ausschlagen, denn kein einziger Baumzweig kann nach der Verstutzung fortwachsen und den Schnitt verheilen, woferne er nicht auch noch nach dem Beschneiden in solchen Umständen ist, daß er vorn, dicht an seiner äussersten Spitze, einen neuen Laubzweig (diesen nennt man das **Leitreis**, denn er leitet den Saft immer mehr und mehr vorwärts, bis endlich, nachdem zugleich die Wunde verwachsen ist, der verstutzte Zweig wiederum eben so lang, oder länger ist, als er vorhero, ehe man ihn verstutzte, gewesen) austreiben kann. Dies kann nun aber ein solcher Zweig, den man über einer **Blüthknospe** abschnitt, ganz und gar nicht, denn aus der Blüthknospe, kann, wenn sie sich öffnet, doch nichts anders, als eine Blüthe, keineswegs aber ein Leitreis kommen, und gleichwohl kann ohne Leitreis, wie gedacht,

der

der verstutzte Zweig nicht vorwärts austreiben, folglich auch nicht weiter an Länge zunehmen. Man verstutze z. B. einmal zur Probe ein Pfirsch- oder Apricosen-Reis über einem Blüthauge, so wird nicht allein der so ungeschickt gestutzte Zweig niemals ein Leitreis austreiben, noch jemals wieder (als welches blos durch ein Leitreis geschehen kann) zur vorigen Länge erwachsen, sondern es wird auch die Blüthe, über der man geschnitten hat, ganz gewiß keine Frucht ansetzen, denn auch hierzu gehört ein Leitreis, um die Säfte scharf und häufig herbey zu ziehen, ohne welche sich das Erwachsen einer Frucht (einer so saftigen zumal, als eine Pfirsche ist) ohnmöglich denken läßt. Hieraus ist nun ganz leicht zu folgern, daß man bey solchen Fruchtbaum-Arten, auf deren Zweigen nicht selten an einerley Stelle zwey oder drey Knospen dicht beysammen auf Einem Flecke sitzen (wie bey den Pfirschen zu sehn ist, und bey den Apricosen) mehrentheils ohne Bedenken über diesen beyden oder über diesen drey Augen den Zweig verstutzen kann, denn gemeiniglich ist hiervon nur Eine Knospe ein Blüthauge, die andre aber ein Holzauge, aus welchem letztern hernach ein gutes Leitreis wird.

Die zweyte Art der Zwergbäume, welche als Kessel gezogen werden, und deshalben Kesselbäume heißen, müssen nach eben

solchen Grundsätzen behandelt werden; Es ist nichts leichtes, einen Kesselbaum recht gut und regelrecht zu ziehen, und nichts sieht gleichwohl elender aus, als ein schlecht gezogner Kessel. Gleich von Jugend auf muß man das zu dieser Figur bestimmte Bäumgen, darzu einrichten, man setzt es dahero nicht, wie den angehenden Spalierbaum, auf eine Gabelfigur, sondern es kann vielmehr unten mit mehrern Aesten besetzt seyn, doch dürfen deren auch nicht zu viel seyn, damit nicht, wenn sie alt und dick werden, ein Gedränge unter ihnen entstehe. Diese Grundästgen werden durch mäßigen Schnitt bey munterm Wuchse erhalten, und durch einen, an Pfähle bevestigten, um sie gelegten weiten Reif, an den man die Zweiglein anbindet, in eine hohle Kesselform gebracht. Hierbey muß aber mit großer Sorgfalt verhütet werden, daß nicht diese erste Grundlage zum Kessel unterhalb zu enge werde, denn sonst würde die größte Schönheit eines solchen Baums, welche dereinst darauf, daß er innerlich sehr weit ausgerundet sey (so daß mehrere Personen sich hinein setzen könnten) beruht, ohnmöglich erreicht werden können. Der **Sommerschnitt** und das **Abzwicken**, welche ich oben beschrieb, müssen bey den Kesselbäumen ganz besonders eifrig angewendet werden, damit durchaus nichts ungeschicktes (z. B. nach in-

nen hinein wachsendes oder auch äusserlich verworrnes und struppiges) aufkommen könne, denn läßt man dies aufkommen, so ist man hernach genöthigt, es im Herbst oder Frühjahre drauf durch Verstutzen wegzuschneiden, welches nicht ohne beträchtliche Wunden, die den, durch seinen Zug ohnhin schon gar sehr eingeschränkten Kesselbaum noch weit elender machen. Daß man nun auch gewaltig darauf achten müsse, das Gleichgewicht der Aeste aufs genaueste aufrecht zu erhalten, damit keine Seite die andre überwachse, versteht sich bey den Kessel- wie bey allen Zwerg-Bäumen. Zu den Haupt- und Grundästen eines Kessels (und überhaupt eines jeden Zwergbaums muß man lauter solche Zweige wählen, welche von starkem, frechem Wuchse sind, denn auf dergleichen Aeste kann man sich verlassen, dahingegen diejenigen Leute, welche ihren Zwergbaum auf schwaches, dünnes Laubholz, oder gar (höchst unvernünftiger Weise) auf Fruchtzweige gründen, dieses elende Holz schon nach wenigen Jahren wiederum einbüßen, indem es bald von den einzeln wachshaftern Aesten überwachsen wird und dann abstirbt, hierdurch aber dem Baume die schändlichsten Lücken und die häßlichste Ungestaltheit zuzieht.

Lücken, die an den Kesselbäumen vorhanden sind, werden (wie bey allen Bäumen)

dadurch mit Zweigen bekleidet, daß man die der Lücke am nächsten stehenden, wachshaften, starken Zweige tief ins alte Holz und zwar dicht über einem solchen Auge verstutzt, das nach der Lücke hinweist und dessen Zweig sie gerade einnehmen, oder füllen wird. Füllt er sie noch nicht aus, so schneidet man im nächsten Jahre diesen Zweig ebenfalls so tief, wie jenen, aus welchem man ihn selbst erzwang. Oft lassen sich auch Lücken in den Zwergbäumen dadurch gar gut ausfüllen, daß man, um einen benachbarten Ast, der uns diese Lücke gut auszufüllen vermöchte, eine Schlinge von Bindfaden legt, und ihn so herüber in die Lücke hinein zieht, auch in dieser Richtung an einen andern vesten Ast anbindet. Hat ein solcher herübergebundner Zweig vom Frühjahre an, bis in den Herbst in dieser Lage sich befunden, so kann man hernach den Bindfaden zerschneiden, oder von selbst verwittern und brechen lassen, denn dann weicht der Zweig nicht wieder aus gedachter Lücke heraus.

Jeder Ast, der an einem Kessel zu verstutzen seyn mögte, muß jedesmal genau betrachtet werden, damit man ihn nicht etwa über dem unrechten Auge verschneide, denn stutze ich z. B. solch einen Zweig über einem Auge, das in den Kessel hinein weist, so bekom-

komme ich ja davon, wenn dieses vorderste Auge, über welchem ich schnitt, austreibt, ein Reis, das ebenfalls in den Kessel hinein wächst, und was könnte gleichwohl närrischer aussehen, als ein inwendig in seiner hohl seyn sollenden Bauchung mit Zweigen verwachsner Kessel; das ist ja dann kein Kessel, sondern ein Busch, oder Strauch. —

Zur dritten Art der Zwergbäume, nehmlich zu den Pyramiden wird ebenfalls ein kluger und eigner Schnitt erfordert. Ein veredeltes, zur Pyramide bestimmtes Stämmgen muß, wenn das aufgeschoßne edle Reis, das ihm die Beimpfung oder Beäuglung zu Wege brachte, ein Jahr alt ist, nach oben angezeigter Maaße, sehr tief abgestutzt werden. Dieser tiefe Schnitt verschafft ihm zwey, drey oder mehrere, tief an der Erde hervorwachsende Zweige. Es muß aber von diesen Zweigen der eine wiederum gerade empor wachsen (denn die Pyramiden müssen beständig ihren Herzstamm haben) und nur die übrigen nach der Seite. In fernern Jahren hat man dahin zu sehen, daß der nach dem Verstutzen abermals (doch mit zunehmendem Alter des Baums immer höher und höher austreibend) erwachsende Herzstamm die Seitenzweige nicht so frech überwachse, welches doch nur allzu leicht geschieht, woferne man ihn nicht durch mancherley

Kunstgriffe (z. B. dadurch, daß man ihn in denjenigen Monathen, wo der Trieb am schärfsten erfolgt, mittelst bindfadner Schlingen ꝛc. seitwärts etwas krümmt und in einer mehr schief gedrehten Lage vest macht, in den übrigen Monathen hingegen wieder frey läßt, damit ihn dieser gezwungne Zug nicht zu sehr schwäche, noch ein allzu träges Umlaufen seiner innern Säfte hervorbringe) die man sich leicht aus gegenwärtiger Abhandlung und eigner Ausübung abstrahiren kann, davon abhält und behindert. Zwar muß an jeder Pyramide der Herzstamm jegliches Jahr etwas beschnitten werden, doch nicht zu stark, sonst triebe er des Holzes so viel, daß die Nebenzweige, die ja der Pyramide ihre rechte Form verschaffen müssen, (denn der Herzstamm einer Pyramide ist zu keiner andern Absicht da, als um das Mittel zu seyn, durch welches von der Erde an bis nach dem Himmel zu, beständig eigene Aeste aus einem vesten Mittelpuncte nach allen Seiten austreiben) in ihrem Wuchse zurückgehalten werden. Ein mäßiges Schneiden des Herzstamms hingegen macht, daß er eine, gleichfalls mäßige, Zahl von unverworrenen Seitenzweigen treibt, an welchen bey der Pyramide, damit sie nach allen ihren Seiten zu gleich besetzt und recht dick buschig ohne Lücken sey, in der That alles gelegen ist. Obgedachte, gleich bey der

ersten Anlage nebst dem Mittelstamme heran-gezogene drey oder mehrere Seitenzweige müssen ebenfalls, um viel leichtes Holz zu treiben, gestutzt werden, und zwar allemal jährlich und jedesmal stärker, als der Herzstamm, als welcher ohnhin (wie alle gerade in die Höhe aufschiessende Zweige) ohne daß man ihm noch durchs Verstutzen die Hülfe zu stärkern Wachsthume zu geben nöthig hätte, frech genug wächst. An jedem Pyramidenzweige muß jedesmal über einem solchen Auge verstutzt werden, das von uns weg und nach dem Herzstamme hinweist. Wo Lücken auszufüllen sind, da schneidet man über schicklichen, auf die Lücken hinweisenden Augen scharf, d. h. so gar bis ins mehrjährige oder alte Holz, und wenn einst die Pyramide (an welcher immer unten am meisten zu stutzen nöthig, weil sie unten am breitsten und oben immer weniger breit und immer spitziger zugehend seyn müssen, gleichwohl verkehrter weise immer oben am schärfsten zu treiben und unten kahl zu werden geneigt sind) ihre gehörige Gestalt erlangt hat, dann läßt man auch mit dem Beschneiden gänzlich nach, (ausser was etwa noch in dem und jenem Jahre zur Verbesserung der Gestalt, zur Ausfüllung jüngst entstandner Lücken, oder zu ähnlichen Zwecken erforderlich wird) damit die Pyramide auch Frucht trage, welches, so lange scharf

geschnitten wird, obbewiesenermaaßen bey den meisten Frucht-Arten nicht möglich ist.

Den Schnitt der Hecken, als der vierten und letzten Hauptzwerggestalt betreffend, so müssen selbige allerdings, unter allen Zwergbäumen am schärfsten, und die größte Zahl von Jahren hindurch, mit dem Verschneiden angegriffen werden, denn bey den Hecken will mans ja nicht anders haben, als daß sie mit ihren Aesten recht dicht und verworren in einander wachsen sollen, weil die größte Schönheit einer Hecke in einer (egalen) Dichte besteht. Diejenigen inzwischen handeln doch sehr thörigt, welche ihren gesunden *) Hecken alljährlich so viel wiederum abschneiden, als sie dasselbe Jahr hindurch getrieben hatten. Nein! ein Theil der Sommerlatte muß stehen bleiben, so wird die Hecke mit jedem Jahre allerwenigstens um eine Handbreit höher, und ein solcher Schnitt ist doch allemal scharf genug, um eine genugsame Menge junges Zweiggestripps, zur Beförderung der Dich-

*) Ein anders ists freylich mit solchen Hecken, deren Stämmgen von innen, oder von außen (z. B. durch Frost, durch Wunden verletzt) krank worden sind, und die deshalben im Austreiben genugsamen jungen Holzes stille stehn. Solche elende Hecken (oder Bäume überhaupt) muß man allerdings tief ins alte, gesunde Holz herabstutzen, damit möglichst viel starkes Holz annoch von ihnen erzwungen werde.

Dichtigkeit der Hecke, auszutreiben. Hat die Hecke ihre erforderliche Höhe, Breite und Gestalt, so höre man ganz auf sie zu beschneiden (falls sie nehmlich aus gepflanzten Stämmgen irgend einer Obstart *) besteht) damit sie dann auch Früchte trage, folglich als Hekke sowohl, als auch für unsre Obstkammer, uns nütze. Von da an beschneide man sie nicht mehr für gewöhnlich (d. h. nicht mehr Jahr aus Jahr ein zur vestgesetzten Zeit) sondern bloß bey entstandnen einzelnen Fällen der Nothwendigkeit, nehmlich dann, wenn man, an dieser oder jener Stelle der Hecke, ein schärferes Wachsthum oder Austrieb vieler oder auch dickerer junger Zweige erzwingen will. Wird eine Hecke in ihrem Wuchse zu breit, so schneide man jeden ihrer zu verstutzenden Zweige über einem von uns weg und in das innere der Hecke hinweisenden Auge, wächst sie aber im Gegentheile nicht breit genug, sondern hält sich zu schmal, so stutze man, bis dieser Fehler gehoben ist, über lauter solchen Zweigen, die nach uns zu und von dem Innern der Hecke weg treiben.

Noch aber habe ich ein Paar allgemeine und Haupt-Regeln herzusetzen, nehmlich vors

Erste,

*) Denn solche Hecken, die kein Obst tragen, sondern lediglich Holz und Laub (z. B. Buchne Hecken), mag man allenfalls auch länger beschneiden, wenn man es nicht lassen kann und recht gedrechselte Hecken verlangt.

Erste: Nie glaube man, daß es gleichgültig sey, welchen jungen Obstbaum ich unter mehrern zum Zwergbaume bestimme. Ein Birnbäumgen z. E. ist ein Birnbäumgen, das ist gewiß, Birnbäume können ebenfalls zwerg gezogen werden, auch dies ist gewiß; aber giebt es denn nicht der Birnen-Sorten gewaltig viel, und haben wohl diese diversen Arten insgesammt Einerley Art zu wachsen? Wer sich nur einigermaaßen in der Baumzucht umgesehen hat, weiß es zuverläßig, daß beynahe jede Art oder jede Sorte ihren eignen Wuchs hat, diese verschiedne Art zu wachsen theilt sich nun in zwey Haupt-Classen. In die erste gehört jede Sorte, (einer jeglichen Fruchtbaumgattung) die es in der Art hat, in den ersten Jugend-Jahren frech und unbändig zu wachsen und sich erst spät und langsam (wiewohl hernach desto besser, reichlicher und dauernder) zum Fruchttragen zu bequemen. In die zweyte Classe gehört gegentheils jedwede Sorte, deren Art es mit sich bringt, schon in frühen Jahren Tragholz anzusetzen, und nur wenig Laubholz auszutreiben. Wer nun Bäume anlegen will, welche zwerg wachsen sollen, sollte ja niemals die Stämmgen hierzu aus der ersten unter den jetzt angegebenen beyden Classen nehmen, denn wo hat man denn (am Spalier oder in der Kesselform zumal) so vielen Platz, als dergleichen Bäume zu

ihren überflüßig häufigen Zweigen prätendiren? was ist gleichwohl hinderlicher und erbärmlicher, als wenn ein Spalierbaum, der schon allen Platz, den sein Spalier ihm einräumen kann, mit seinen Zweigen eingenommen und bekleidet hat, doch noch immer nicht in der Frechheit seines Fortwuchses inne halten will, wenn er vielmehr auch dann noch nach der Höhe und Breite Aeste treibt und durch erstere hoch über die Spalier-Mauer hinaus, durch letztere aber seinem Nachbar ins Gehäge geräth. Niemals also nehme man einen jungen Baum zum Spalierbaume an *), von dem man nicht weiß, daß die Obstsorte, welche die Veredlung auf ihn gebracht hat, in die 2te der oberwähnten Classen gehöre und daß demnach das Wachsthum ihres Holzes nur ein mäßiges Wachsthum und gar gut in Ordnung zu erhalten sey. Die Obstsorten der ersten Classe gehören sich zu hochstämmigen und auch allenfalls zu solchen Zwergbäumen, denen man recht viel Platz für ihre Zweige einzuräumen Gelegenheit und Freyheit hat. — Aus ähnlichen Gründen schicken sich zum Pyramidenzuge mit nichten alle Obstsorten, sondern lediglich sol-

*) Wenigstens nicht zum Spalierbaume, der an einer Mauer stehn soll. Zum freystehenden Spalier- oder Busch-Baume geht es allemal eher an, weil diese mehr Raum bekommen.

solche, welche ein williges Holz und an demselben einen vorzüglichen Reichthum von Blättern haben *), denn was gereicht wohl einer gut gezognen Pyramide zu größrer Zierde, als dies, wenn sie dick-belaubt ist. Man sieht also auch hieran, wie unumgänglich nöthig es uns ist, die Natur durchgängig genau zu beobachten und ihr gemäß zu verfahren, wenn man soll von ihr verlangen können, daß sie unsre Unternehmungen mit einem glücklichen Erfolge bekröne.

Wie soll man aber den eigentlichen Durchschnitt durch einen Baumast oder Zweig machen? ist nun noch die letzte und sehr erhebliche Frage in der Materie vom Baumschnitt. — Man mache ihn jedesmal dicht über einem gesunden Holz-Auge, und zwar also, daß der Schnitt **mehr platt**, als schräg hindurch gehe, siehe die Kupfertafel Fig. 13. Viele sind der Meynung, ein sogenannter Rehfuß, daß heißt ein sehr langgeschrägter Durchschnitt, dergleichen sich eben daselbst bey Fig. 14. zeigt, sey deswegen sehr rathsam, weil er besser als ein platter verwachse, dieses ist aber ein bloßes Vorurtheil und nichts ist gewis-

*) Zu diesen zum Pyramidenzuge schicklichen Sorten rechne man hauptsächlich den Gold-Pepin-Apfel, die Calville blanche und unter den Birnensorten Beurre blanc, Marquise und Virgouleuse.

gewisser, als daß ein Schnitt, der fast völlig platt und nur ein fast ganz unmerkliches schräg gemacht worden ist, am allergeschwindesten und glücklichsten verwachse. Ein gleiches kann man schon oben, als ich daselbst (März 4.) den platt einzurichtenden Zuschnitt desjenigen Wildlings, den man in den Spalt pfropfen will, beschrieb, mit mehrerm nachlesen.

Welches ist aber die beste Zeit, zu welcher man Obstbäume beschneiden muß? Man nimmt gewöhnlich zwey Jahreszeiten als hierzu schicklich an: 1) den Ausgang des Octobers, gleich nachdem das Laub von den Bäumen herabgefallen, 2) den März, April und May. Je größer die Wunde ist, die der Schnitt, welchen wir an einem Baume oder Zweige vornehmen, verursacht, desto nothwendiger scheint es mir, denselbigen Schnitt nicht im Herbste, sondern erst dann (im April und May) vorzunehmen, wenn die Nachtfröste insgesammt vorbey und die Bäume in vollem Austriebe sind. Denn wenn man solche beträchtliche Schnitte im Herbste macht, so ist ja die Folge diese, daß der Baumsaft, (welcher zu solcher Jahrszeit aus den Zweigen zurück tritt und alle Aeste verläßt) auch von der beschnittnen Stelle zurück weicht, weil die eintretende Kälte sein ferneres Emporsteigen unterdrückt. Weicht aber

der

der Baumsaft von der durch unsern Schnitt verwundeten Baumstelle zurück, so kann ja letztere ohnmöglich ins Verheilen oder Zuwachsen kommen, sondern bleibt offen da stehn; die Winterkälte dringt dann, wenn auch gleich ein Baumwachspflaster (welches letztere man auf alle und jede auch nur einigermaßen beträchtliche Schnitte legen muß, ohne daß ich es in Zukunft jedesmal absonderlich anzurathen brauchte) die Wunde deckt, gewißlich in die Wunde ein und so steht die Sache, bis endlich das Frühjahr herbeykommt. Geschieht letzteres, so kommts nun darauf an, ob die verwundete Stelle annoch gesund genug ist, um nunmehro, da die Wärme der Jahrszeit den Baumsaft wiederum herbey zieht, ins Verwachsen und Verheilen zu kommen. Gemeiniglich aber ist solch eine Stelle oder Wunde den Winter hindurch schon so trocken und dürrholzig geworden, daß sie hernach entweder gar nicht, oder doch nur also verwächset und zuheilt, daß das dürre Holz, indem es von der Rinde umwachsen wird, dennoch, nach wie vor, dürre bleibt. Man sage mir also, ists nicht ungleich naturgemäßer, wenn wir nicht früher verstuhen, als zu derjenigen Jahreszeit, wo der Saft wiederum vollkommen umzulaufen anfängt und sofort ohne allen Verzug, die, so eben versetzte, Wunde zuzuheilen Anstalt macht?

Alles

Alles dies waren die allgemeinen und Hauptregeln von dem Beschneiden der Obstbäume. Diese Regeln finden allemal und in allen außer in denjenigen Fällen Anwendung, in welchen diese oder jene einzelne Fruchtbaumart davon eine einzelne Ausnahme macht. Dieser Ausnahmen sind nur 2. nehmlich bey den Pfirsch-Bäumen und bey einigen Arten der Kirschen, welches man unten im dritten Anhange, der die besonders anzumerkenden Eigenschaften einzelner Obstbaum-Gattungen abhandeln soll, ausführlich nachlesen kann.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sich alle, welche zur Baumzucht auch nur einige Gelegenheit haben können, die Regeln eines vernünftigen Baumschnitts gründlich bekannt machen mögten. Sie würden dann im Stande seyn sehr häufige Spalierbäume anzulegen, die, unter geschickter Behandlung, so schön und nutzbar sind. Mir ist es allemal ärgerlich, wenn ich in Dörfern, Flecken und Vorstädten vor so vielen Häusern Weinstöcke (von innländischer, ganz gemeiner Art) gepflanzt und an Lattenwerk an allen Wänden des Hauses ausgebreitet sehe. Der Nutzen, welchen solch ein gemeiner Weinstock abwirft, ist (zumal bey jetzigen kalten, der Blüthe und Reifung verderblichen Jahren) gewiß nur gering, und an eben der Stelle, wo solch ein Stock steht, könnte ein Zwerg- oder Spalierbaum

stehen, welcher, wenn er von gut gewählter gern Frucht tragender Sorte ist, durch seine jährlichen Früchte sich meistens viel höher und sichrer verinteressirt. Freylich haben nur wenig Leute eine deutliche Vorstellung von der schönen Gestalt und von der Tragbarkeit eines, mit wahrer Einsicht aufgezognen, Spalierbaums. Fast alle Zwergbäume, die wir bisher in tausend Gärten der Hohen und Niedern sahen, waren, wenn wir ihre Beschaffenheit als Kenner richten wollen und können, wahre Scheusale, elende, bald mehr, bald weniger gestaltlose von der ersten Jugend auf verkrüpelte und in der Blüthe ihrer Jahre zu Schanden geschnittne Strunke; diese dürfen wir gar nicht in Gedanken haben, wenn wir von Zwergbäumen sprechen wollen. Wer aber noch nicht weiß, wie eigentlich ein würklicher Zwergbaum, unter kluger Leitung seines Erziehers, gestaltet werde, der sehe diese reitzende Figur an den Kupferstichen, welche des berühmten Schabols theoretischer und practischer Abhandlung vom Gartenbau (3. Theile 1778. 8.) beygefügt sind. Wer aber nicht gleich Gelegenheit hat dieses Werk aufzufinden und dessen Kupfer zu sehen, der betrachte zu völlig gleicher Absicht die Kupfertafel, die ich selbst unten anhänge, und zwar deren 31ste Figur. Hiernach bilde er seinen Zwergzug, so wie auch noch nach Fig. 29 und

Fig.

Fig. 30. Gewiß dann wird er selbst und jeder, der dergleichen trefflich gezogne Bäume erblickt, an selbigen einen Inbegriff des Vergnügens und Nutzens erblicken.

8. Kerne und Steine des Obstes zu legen.

Die beste Art und Weise Kerne und Steine des Obsts der Erde anzuvertrauen werde ich unten im October anführen; es scheint mir nehmlich letzterer der schicklichste Monath dazu, woferne man nur anders nicht von zweyen Hindernissen angefochten wird. Diese Hindernisse nun sind folgende 1) Gartenmäuse 2) allzu nasser Boden. Wo sich diese zwey fatalen Umstände finden, da rathe ich allemal die Obstsaat lieber im Frühjahr, als in dem Herbste zu unternehmen. Warum aber dies? Deswegen, die Mäuse, die den Obstkernen (ich sage den Kernen, denn den Steinen können sie nichts anhaben; die sind ihnen zu hart und können und müssen dahero allemal im Herbste schon wo nicht noch früher nehmlich gleich aus der Frucht heraus in die Baumschule oder den Ort auf dem sie immer bleiben sollen gesteckt werden) gewaltig nachgehn, sind am allerhäufigsten vom October an bis zum Ausgange des Winters vorhanden, säen wir also im Herbst, so laufen wir ja

Gefahr, daß uns der beste Theil der Kerne von den Mäusen weggefressen wird. Im Frühjahre hat man dieses nicht zu besorgen, denn da weichen die Mäuse aus den Gärten weg und verüben weiter keinen Schaden. Der allzu nasse Boden ist auch ein Hinderniß der Herbstsaat. Er ist bis in den späten Frühling hinein morastig und kalt und seiner Kälte wegen liegen die Obstkernen so lange ohne hervorzukommen in ihm, daß sie drüber stocken und faulen. Wo sich aber diese beyden Hinderniße nicht äussern, da bleibe man bey der Aussaat im October oder November, (siehe davon unten October 1.) denn die Frühjahrs Aussaat hat doch immer vor den, der sie nicht um gedachter beyden Hinderniße willen zu ergreifen genöthigt ist, den allemal möglichen Schaden bey sich, daß eine dürre Frühlingswitterung die gelegten Kerne nur spät und einzeln aufgehen und hervorkeimen macht.

Wer die Frühlings Aussaat (zu welcher gleich vom Anfange des Merzes die rechte Zeit ist) vornehmen muß, der hebe Kerne und Steine bis zum Tage dieser Aussaat, dermaßen sorgfältig auf, als ich unten (Junius 7. und Julius 2.) anrathen werde; denn wenn diese Obstsaamen, vornehmlich die Steine, nicht recht frisch und feucht in die Erde kommen, so währt es, falls sich zumal eine, höchst

leidige,

leidige, Frühlings-Dürre einstellte, nicht nur sehr lange, ehe sie keimen, sondern es bleiben auch viele gar zurück. Ob ich wohl wie ich schon oben gedachte, die Herbstsaat des Obstes vor die allergedeyhlichste und beste halte, so ist mirs doch sehr zuwider, wenn einige sogar gewaltig über den Erfolg ihrer Frühjahrssaat klagen und selbige für schlechterdings verwerflich ausschreyen. Diese guten Leute bedenken nicht, daß sie selbst Hauptursache an dem allzu üblen Erfolge sind, daß nehmlich ihr Verfahren gerade so herauskommt, als wollten sie mit allem Fleiß, daß ihre Saat mißlingen sollte. — Gemeiniglich stecken sie Steine, die, seit sie selbige aus der Frucht heraus nahmen, dürre und trocken auf der Stube gelegen haben, bis der Frühlingstag gekommen ist, an dem man sie ins Land steckt, oder sie säen Kerne, die den Winter hindurch, damit sie sich frisch und feucht halten sollen, in einem Topfe schichtweis mit feuchter Erde lagen und die, weil man sie zu feucht und warm hielt, ins Keimen gekommen, auch wohl halb modrig geworden waren. — Wie soll ein solches Verfahren von glücklichem Erfolge begleitet und wie soll es möglich seyn, daß, im erstern Falle, die steinharten Hüllen der Steine binnen den wenigen (wohl gar dürren) Frühlingswochen zum Keimen erweicht würden, oder daß, im 2ten Falle, die ausgewachsenen,

verzärtelten, halb faulen Kerne gesund hervorkeimten. Hat man aber Steine und Kerne, bis zur Zeit der Aussaat im Frühjahre, also aufgehoben, wie ich unten (Junius 7. und Julius 2.) angeben werde, dann sey man gewiß versichert, daß von Kernen und Steinen gar wenig zurückbleiben wird. Nur lasse man auch niemals zu, daß die Erde der Baumschule, in welche man die Obstsamen gebracht hat, zu merklich austrocknen könne, denn dies würde ja nothwendig, wenn man es nicht durch einiges Begiessen abwendete, das glückliche Keimen theils aufhalten, theils auch gänzlich vereiteln.

Zweyerley Vortheile wären bey der Obstsaat im Frühling noch vieler Proben werth, weil sie würklich zu den viel versprechenden Vortheilen gehören, 1) daß man, wenn man ja Steine, die man verkehrterweise dürre und trocken bis zur Saatzeit auf der Stube liegen gelassen hatte, doch noch im Frühjahre ausstecken wollte, deren steinharte äußre Hülle mit einem Messer wegsprengte und öffnete*) den eigentlichen Kern, der noch immer eine, (der Schaale der Kerne des Kernobsts an Dichtigkeit gleiche) braune, dünne Schaale um sich hat, herausnähme und selbigen (nach) irgend

*) Dies Aufsprengen der Steinhüllen geht, wenn man es nur einigermassen versucht und exercirt hat, viel leichter als man glauben sollte.

irgend noch vorgängiger Einweichung in Salpeterwasser) ein klein wenig tieffer, als man Aepfel- oder Birn-Kernen zu stecken pflegt, in die Erde steckte. Der Stein müßte hier, da wir ihn dann nicht mehr, als Stein, sondern als Kern betrachten müssen, in eben so kurzer Zeit keimen, als ein Kern. 2) Daß man alle Arten der Kerne vor deren Einstekken in die Erde (versteht sich blos von der Frühlingssaat) in Salpeter-Wasser einweichte. Auf ein halbes Maas (1. Nösel $\frac{1}{2}$ Kanne) Wasser nimmt man ein reichliches halbes loth Salpeter und weicht die Kerne 20 Stunden lang in dieses Wasser ein. Genaue Versuche haben gezeigt, daß solch ein Einweichen das baldige und trefliche Aufgehen der Gesäme, (selbst solcher, die sonst, wenn sie gleich keine Steinhülle um sich haben, dennoch gewaltig spät aufgehen) zum Verwundern beschleunige. Nur unterlasse man niemals, die Erde, worein man irgend einen eingeweichten Saamen gelegt hat, durch begießen (oder besser dadurch, daß man nicht eher einweicht und steckt als bis ein gewisser Regen bevorsteht) gehörig bey Feuchtung zu erhalten. Denn ein aufgequellter Saame, der dieser Einweichung halben geschwind keimen will und es gleichwohl vor Trockniß des Bodens nicht kann, vermodert fast allemal.

9. Bearbeitung des Bodens um die Obstbäume herum.

Man sehe darüber unten: August 6. October 3.

10. Verhalten beym gefährlichen und nachtheiligen Ost- und Nordwinde.

Nichts ist den Obstbäumen, die manchmal in diesem Monathe schon zu blühen anfangen, in dieser ihrer Blüthe nachtheiliger, als wenn zu eben der Zeit, wo sie in der Flor stehen, ein strenger, kalter Wind aus Morgen oder Mitternacht weht. Denn zu geschweigen, daß dergleichen Winde gar leicht die schädlichsten Nachtfröste bewürken, so sind sie doch wenigstens allezeit von solch einer gewaltig austrocknenden Kraft, daß durch sie den Blüthen aller Saft gleichsam wie ausgesogen wird und diese Blüthen darüber elend und ausgezehrt abfallen müssen. Dieser sehr schlimme Umstand verursacht nicht selten ganz allein den Obstmangel, den wir in so manchem Jahre fühlen müssen, denn alle Gärten, die so gelegen sind, daß ein Wind, der aus gedachten Himmelsgegenden kommt, sie bestreichen kann, werden dann sicher weit und breit an ihrer Baumblüthe ganz und gar verletzt und wenn sich letztere auch noch so schön angelassen

hätte

hätte, so bekommen wir doch keine Früchte, denn die Blüthen fallen haufenweis herab.

Das sicherste Mittel gegen dies Unglück ist folgendes: Man setze unter oder neben den blühenden Baum ein offenes Gefäß mit Wasser, worein man etwas Salz wirft. Nach 24 Stunden nehme man dies Wasser weg und setze frisches an dessen Stelle. Man wiederhole dies so lange, bis der Baum abgeblüht hat. Dieses Mittel ist durch die Erfahrung aller, welche es gebraucht haben, auf das herrlichste bestätigt worden. Zu eben diesem Zwecke kann man im Nothfalle auch die blühenden Bäume mit einem in frisches Wasser getauchten Sprengwische besprengen oder mit einer Handspritze von unten hinauf übersprützen. Ersteres hat aber doch den Vorzug, weil die so allmählig aufsteigende Wasserdunst sich sanfter und inniger in des Baumes junge Triebe und Blüthe einzieht als bey dem aufgesprützten Wasser, das manche Blüthen überschwemt auch wohl gar wegreißt und sehr vielen andern gar nichts mittheilt. Wie kann aber, möchte hier mancher denken, dieses Wasser, das man nur so unter die Bäume hinstellt und das die Blüthen nicht einmal berühret, das Austrocknen dieser letztern verhüten? Die Antwort ist leicht. Es dünstet nehmlich alles Wasser gewaltig aus; diese seine feuchten Ausdünstungen zie-

hen sich am ganzen Baume sehr hoch hinauf, verbreiten sich ganz über seine Crone (und wärs auch der größte hochstämmige Baum) und geben eben die rechte, subtile Feuchtung ab, welche sich für die gleichfalls subtilen Blüthen äusserst gut schicket, und selbige nebst allen Knospen und jungen Trieben des ganzen Baumes so wohlthätig durchzieht, daß sie so alles das reichlich wiederum ersetzt bekommen, was jene zehrenden Winde ihnen entziehn.

Andre rathen, (und zwar nahmentlich und insonderheit bey den Kirschbäumen, die so gern ihre Blüthe fallen lassen und uns um die Früchte betrügen) man solle im ersten Anfange ihrer Blüthe die Erde um die Wurzeln her tüchtig aufhacken, und den blühenden Baum einen Tag um den andern des Abends (oder, wenn Nachtfrost bevorstünde, am Tage) recht stark begießen. Hat der Baum so eben abgeblüht, so soll er (wenn zumal der Boden saft- und kraftlos oder sandig ist), noch ein Paar Wochen lang, doch nur aller zwey Abende, und auch nicht bey ohnhin erfolgendem Regen begossen werden. Daß dieses Mittel würklich bewährt ist, folgt ganz begreiflicherweise aus der Natur. Denn liegt die Schuld des leidigen Abfallens der Blüthen an Dürre des Erdbodens, so hilft ja solcher das Begießen ab, liegt sie aber an dem

Wehen

Wehen jener bösen Winde, so dünstet ja wohl die fleißig begoßne Erde eine wohlthätige Feuchtung reichlich aus, eben wie vorgedachtes Wassergefäß (und zwar auf eine vermuthlich noch merklichere Weise) zu des Baumes Vortheile dünstet.

11. Absägen solcher Baumstämme, die Neben- oder Wurzel-Sprossen treiben sollen.

Der schwarze Maulbeer-, der Quitten-Baum und noch einige Baumgärtner-Sträucher pflegen gar nicht selten durch die Nebensprossen, welche sie aus ihren obersten Wurzeln aus der Erde hervortreiben, sehr glücklich fortgepflanzt zu werden. Man nimmt nehmlich dergleichen Nebenpflanzen, wenn sie bewurzelt sind, von den alten Stöcken ab, und pflanzt sie absonderlich ein. Weil aber diese Baum- und Strauch-Arten, vornehmlich wenn sie alt und schwach werden, gar nicht gern mehr dergleichen Wurzelsprossen austreiben und man doch gar oft selbige zur Fortpflanzung zu erlangen begierig ist, so muß man ein Mittel kennen, selbst diese alten Bäume zu nöthigen, daß sie uns häufige Nebensprossen liefern. Dies Mittel besteht nun lediglich darinnen, daß wir in diesem Monathe,

oder, falls er noch allzu harte Winterwitterung hielte, in dem nächstfolgenden, solch einen alten Baumstamm dicht über der Erde durchsägen. Da ein solcher Baum seines Stammes und seiner Crone hierdurch auf einmal ganz beraubt wird, so entsteht daraus die Folge, daß der Saft seiner Wurzeln sich, da er nicht mehr aufwärts steigen *) noch sich in Stamm und Aeste verbreiten kann, blos in den Wurzeln selbst einen Ausweg zu verschaffen suchen muß, deshalben eröffnet er Knospen und Augen an diesen Wurzeln und schiebt aus diesen Augen Sprossen empor, welche (wenn sie nicht zu tief unter der Erde entstehn, noch letztere in ihrer Oberfläche hart oder verrast ist) hinaufwärts und zur Erde hinauswachsen, weil alle Wurzeln einen Stamm oder Schuß über sich hinaus auf die Erde zu treiben sich bestreben.

*) Zwar steigt er Anfangs empor und träufelt von dem Orte, wo man durchsägte, herab, aber eben dieses Thränen muß man ihm, indem man die Wunde mit Pech oder schlechtem Baumwachse überklebt, oder auch schon dadurch, daß man einige Tage nach einander auf die bethränte Oberfläche trockne, klare Erde streut, welche die obersten Gefäße verstopft, folglich das Ausfließen der Säfte verwehrt) verbiethen, denn wenn der Saft vergeblich wegfließt, so kann er ja nicht in den Wurzeln Thaten thun.

Sobald man nun diese Sprossen, welche gemeiniglich schon binnen wenigen Wochen nach der Absägung hervorschießen, erlangt hat, so muß man sie behäufeln, damit sie aus sich selbst Wurzeln schlagen mögen und man sie dann im nächstfolgenden Herbst, oder im Frühlinge folgenden Jahrs wohlbewurzelt ausheben und als bewurzelte Bäumgen apart (an Ort und Stelle, auf der sie stehen bleiben und Früchte tragen sollen) verpflanzen könne. Das Behäufeln besteht darinnen, daß man einen Haufen Garten-Erde, welche Anfangs, (da die hervorschiebenden Wurzelsprossen noch niedrig und klein sind) ebenfalls nur niedrig und klein, bey ihrem zunehmenden Wachsthume hingegen groß und hoch gemacht wird, um jede Wurzelsprosse herum häuft, also daß die Sprosse mitten aus diesem Haufen oder aus diesem Erdhügel empor geht. Hierdurch geschieht es, daß die im Erdreiche steckenden Augen jedes Sprossens lauter **unterirdische** Zweige *) in den Hügel hinein treiben, oder, mit andern Worten, sich bewurzeln.

Eini-

*) Zwischen der Beschaffenheit eines Zweigs in einer Wurzel ist eigentlich weiter kein Unterschied, als der, daß letztere **unter** der Erde treiben und erstere über derselben. Hievon kann man sich sehr leicht überzeugen, wenn man eine junge Linde aushebt und verkehrt (also, daß die Aeste in

die

Einige verrichten dieses Behäufeln auch so, daß sie die Sprossen in ein dicht neben sie gemachtes Gräbgen beugen, (so daß blos die Spitze von ihnen heraus guckt) in dieser lage vest machen und dann die Erde, welche bey zunehmendem Wachsthume der Sprossen vermehrt und erhöht wird, wieder drauf streuen, damit das Gräbgen voll wird. Dies ist besonders bey dem Weinstocke gewöhnlich und wird da das Absenken oder die Verfertigung der Gesenke genannt. Man kann es aber auch bey einigen Bäumen **) und verschiednen Sträuchern (z. B. Stachel- und Johannisbeeren) ausüben. Manche geben solchen Sprossen, bevor sie solche behäufeln, dicht unter einem Knoten oder Auge einen solchen Einschnitt, als man den Nelkenzweigen, wenn man sie absenkt, giebt, und dies mag wohl zum bessern Anwurzeln vieles beytragen, wie man bey den Nelkensenkern täglich sieht.

Wenn uns aber der Baum oder Strauch, dessen Wurzelsprossen wir, zur Fortpflanzung begeh-

die Erde kommen die Wurzeln aber als Crone in die Luft ragen) wiederum in die Erde pflanzt. Die Aeste verrichten alsobald in der Erde das Amt und Geschäfte der Wurzeln, die Wurzeln aber treiben Augen aus, welche zu Zweigen erwachsen, die schönstens mit Blättern besetzt sind.

**) Am sichersten, glaube ich, bey solchen Bäumen, die kein hartes, sondern ein weiches Holz haben.

begehren, diese Sprossen ohnhin dargiebt, dann haben wir, wie sich von selbst versteht, nicht nöthig ihn zur Erreichung unsers Zwekkes abzusägen, sondern können erst noch mehrere Jahre ihn und seine Frucht benutzen.

12. Verfertigung von Steckzweigen.

Man ist darauf verfallen, ob es nicht möglich und wohl gethan sey, die guten Obstsorten dadurch fortzupflanzen, daß man Zweige von ihnen abschnitte und selbige in die Erde pflanzte, damit sie sich etwa bewurzelten. Man meynte ganz billig, es würde diese Sache, wenn sie gut anschlüge, den großen Vorzug haben, daß wir mittelst derselben die Obstbäume ganz erstaunlich vervielfältigen könnten, (denn jeder Zweig wird ja so zu einem Baume gemacht) ingleichen daß wir dann alles Pfropfen, Copuliren, Einäugeln und dergleichen gänzlich zu entbehren vermögten, denn unstreitig trüge solch ein aus einem Zweig eines edlen Obstbaumes gezogner Baum vollkommen eben die edeln Früchte, welche er, wenn er an seinem Mutterbaume als Zweig geblieben wäre, getragen haben müßte. — Dies ließe sich nun freylich gar gut anhören, allein folgende Puncte sind dargegen. 1) Wenn wir Bäume aus Zweigen erziehen und es noch so gut anschlägt, so giebt es doch allemal schwächliche

Bäu-

Bäume, vornehmlich pflegen sie an Wurzeln schwach zu seyn, so schwach, daß man sich wahrhaftig kaum getrauen darf, sie hochstämmig ziehen zu wollen (denn der erste nachdrückliche Sturmwind ist im Stande, sie um und um zu reißen), sondern lediglich am Spalier, an welchem man sie zulänglich anbinden und bevestigen kann. 2) Wollten wirs zu einer allgemeinen Mode werden lassen die Obstbäume nur auf diesem Wege, nehmlich blos durch Zweige fortzupflanzen, so würde uns, glaube ich sicher, endlich dies begegnen, daß unsre Baumfrüchte gar keine Kerne (oder Steine) weiter hervorbrächten. Die Erfahrung hat es nehmlich sattsam gelehrt, daß eine Baumart, die man lediglich und mehrere Menschenalter hindurch, aus Zweigen fortpflanzt, endlich in ihren Früchten vollkommen kernlos wird, und uns von da an weiter keinen Baumsaamen liefert *). Wollten dahero einst unsere spätere Nachkommen, überzeugt von dem wahren Satze: daß die Erziehung der Bäume aus dem Saamen die allerbeste sey, die guten Obstsorten abermals

*) Der Brodfruchtbaum z. B. welchen die Bewohner Australiens, nun schon seit undenklichen Zeiten, blos durch Zweige fortpflanzen, zeigt in Australien niemals einen Kern in seinen Früchten. In Asien hingegen, wo ihn blos die Natur (durch) seine auffallenden Saamen) fortpflanzt, bringt er seine Kerne vollkommen.

mals säen, so wäre ihnen dies unmöglich gemacht, weil wir durch unser Verfahren deren Früchte kernlos gemacht hätten. 3) Ist es auch wirklich eine mißliche Sache, wenn man aus Zweigen Obstbäume ziehen will, es schlägt nehmlich dieses Verfahren sehr vielen Leuten niemals an, und selbst denen, welche glücklicher sind, ist es doch bekannt, daß manche Baumarten schlechterdings nicht gern aus den Zweigen fasern wollen. Noch immer hat man eigentlich gar keine bestimmten Regeln über die Wahl desjenigen Verfahrens, durch welches diese Operation irgend geschwinder und glücklicher zu betreiben wäre. Widerholte Proben würden freylich, zumal wenn man, indem man sie anstellte, zu gleicher Zeit immer auch das entgegengesetzte Verfahren probirte, die Wahrheit und die eigentlichen Vortheile gewiß entdecken. Alle Steckzweige müssen dicht unter einem Auge abgeschnitten, oben aber nicht verstutzt, wenigstens dieser oberste Schnitt mit Baumwachse gut verklebt werden, damit nicht das Reis schon von oben austrockne, bevor es von unten bewurzelt wird. Das junge Holz wurzelt, weil es noch weich ist am allerliebsten, das allerjüngste Holz aber, d. h. solches, das erst vor einigen Wochen hervorwuchs, und etwa im Junius abgeschnitten und eingesteckt wird, wurzelt nicht selten sogar bey sol-

chen Holzarten recht glücklich, die sonst schlechterdings nicht aus Zweigen fasern zu können scheinen, und mit denen es daher die Meisten gar nicht versuchen mögen. Ob das Abschneiden und Einstecken dieser Steckzweige im Herbste, oder im Frühjahre, wenn die Fröste nicht mehr zu besorgen sind, oder auch, wie ich so eben anführte, im Sommer vorzunehmen sey, ob man ferner besser thue, wenn man die Steckzweige auf keine schattige, sondern auf eine sonnenreiche Gartenstelle steckt, dies müssen alles eines Jeden eigne Versuche bestimmen und diese können ihm nicht früher die eigentliche Wahrheit lehren, als bis er solche Proben auf beyde, einander schnur stracks entgegengesetzte Weisen verschiedne male unternommen und mit unpartheyischer Aufmerksamkeit genau beobachtet hat, denn bey dem bloßen Ueberlegen kann man für jede Art des Verfahrens ihre eignen guten Gründe finden. Im übrigen werde ich noch unten (April 3.) etwas von den Steckzweigen anzuführen haben.

13. Aufdecken und Schnitt der Weinstöcke.

Sobald in diesem Monath der Winter Abschied nimmt und sich eine gute Frühlingswitterung ereignet, so räume man die Bedeckung, mit

mit welcher man im verwichnen November oder December die Weinstöcke gegen den Winter beschützte, an einem feinen, trocknen Tage, wo es nicht kalt ist, wiederum hinweg. Ein längeres Liegen unter jener Bedeckung dürfte, wenn sich zumal eine würklich warme Witterung einstellte, die Augen, die ausschlagen wollten, ins Verderben bringen, stellte sich aber sehr vieler Regen ein, so mögten von dessen Uebermaße die versteckt liegenden Ranken verspuhren, d. h. einen Ansatz zu Schimmel und Moder bekommen. Zudem bringt auch das zu lange liegen lassen noch den Nachtheil, daß man hernach bey später Hervorholung der Ranken selbige manchmal schon allzu sehr im Ausschlagen antrift, zu welcher Zeit es gar zu leicht möglich ist, diese hervorgetretenen Knospen im Emporziehn der Ranken wegzubrechen. Man hat sich nicht zu fürchten, daß die hernach etwa noch nachfolgenden Fröste die hervorgelangten Ranken beschädigen könnten, denn steht noch sehr böses Winterwetter bevor, so spührt man ja das wohl ungefähr an den Anzeigen oder Witterungsvermuthungen, (in deren Stellung sich freylich ein Gärtner üben muß) und da läßt man sie noch unter der Decke, sind aber etwa nur noch einzelne Nachtfröste möglich, so werden diese dem Weinstocke, woferne er nur anders nicht auch zugleich schon beschnitten

worden oder gar schon im Austriebe ist, keine Beschädigung zufügen. Sobald ein Weinstock aus der den Winter über auf sich gehabten Bedeckung heraus ist, muß man seine Ranken zusammen fassen und sie ans Geländer oder Spalier vest binden, welches aber nicht von einem solchen Anbinden zu verstehen ist, vermöge dessen man die Ranken rechts und links, nach der Ordnung einzeln am Geländer ausbreitet, (denn dieses verspart man, bis man den Schnitt verrichtet hat), sondern es werden da die Ranken nur so auf einen oder zwey Bündel oder Trupps im Ganzen angeheftet, weil man hierbey noch keine Ausbreitung der Aeste, sondern blos dies zur Absicht hat, daß die Ranken weder auf der Erde liegen, noch auch von dem Winde hin und her geschleudert werden sollen, als welches ihre Augen wegreißt.

Den Schnitt betreffend, so darf man ihn nicht leicht schon in eben der Woche vornehmen, in welcher man das Wegräumen der Winterbedeckung ausführt. Denn wo wäre denn, seithero zumal, das Jahr, das uns mit gar keinen Spätfrösten heimsuchte, und wenn nun letztere kommen und die Weinranken beschnitten antreffen, so ists allemal zum Nachtheil der letztern; wer jemals einen Weinranken beschnitten und dessen Saftgefäße betrachtet hat, der weiß ja wohl überflüßig, wie offen

und

und hohl alles an ihnen sey, und dann findet ers gewiß allerdings begreiflich, daß der Frost ins Innre solch eines Holzes nur allzu viel Zugang finde. Wenn soll man denn aber sonst beschneiden? Man richte sich auch hier nach den Winken der Natur und nehme den Schnitt nicht früher vor, als dann, wenn man siehet, daß die Weinstöcke, welche man zu schneiden vor hat, nunmehro würklich ins offenbare Ausschlagen oder Grünwerden kommen. Dies kann manchmal bis in den May währen, allein was schadet dies? Ich kenne keinen Schaden, den ein spätes Beschneiden irgend anrichtete, wohl aber ist mir die Beschädigung, die ein zu früher Schnitt verursachte, genau bekannt. Den Zeitpunct des besten Beschneidens noch zuverläßiger zu bestimmen, nehme man sich noch äussere Hülfsmittel, z. B. folgendes sehr schätzbares: Einer meiner Freunde hatte in seinem Garten einen sehr kostbaren Weinstock und nicht weit von selbigem einen Apfelbaum stehen. Nun hatte er angemerkt, daß es, wenn letzterer blühte, gerade die sicherste und zuverläßigste Zeit wäre, jenen Weinstock zu beschneiden, weil, zu Folge seiner Beobachtungen, das Blühen des Apfelbaums und das Ausschlagen des Weinstocks allemal auf Einerley Zeit fielen und er eine lange Reihe von Jahren hindurch gefunden hatte, daß ihm das zu solcher

Zeit verrichtete Beschneiden nicht hatte reuen dürfen. Eben dieser Freund, welcher die Natur immer sehr genau zu beobachten gewohnt war, hatte sich völlig ähnliche Bemerkungen auch fast an allen andern Fruchtgattungen seines Gartens abstrahirt und wußte aus dem Kopfe herzusagen, was in diesem seinen Garten zugleich **mit einander**, oder in wieferne es gegentheils **aus einander** d. h. zu mehr oder weniger **verschiedner** Zeit ausschlage oder blühe. Dergleichen Regeln sind, den Gang der Natur und der hiernach einzuleitenden Verrichtungen auszuspähen, höchst nützlich und ob sie wohl nicht **allgemein** sind, (indem die eigenthümliche **Lage** des Gartens, die entweder hoch oder tief, versteckt oder offen, warm oder kalt ist, nicht weniger die Beschaffenheit des **Bodens**, welcher alles **frühzeitiger** treibt, falls er **leicht** und **sandig** ist, hingegen aber **langsam** und spät, wenn er **feucht** und **schwer** wäre) so lassen sich doch von ihnen mancherley sichere Schlüsse mit größtem Nutzen ableiten, und vor denjenigen Garten vollends, in welchem man sie abstrahirte, sind sie doch wenigstens von großem Nutzen. Der Schnitt der Weinstöcke geht entweder auf **junge**, oder auf **alte** d. h. tragbare Weinstöcke.

Die jungen Stöcke sind, wie wir nun zu allererst annehmen wollen, solche, welche

wir,

wir, um ein Beyspiel zu geben, im Frühjahre 1787 durchs Senken erlangten. Diese gesenkten Ranken wurzeln, wie wir weiter unten (März 14.) sehen werden, den Sommer selbigen Jahres hindurch ein, und können dann entweder im October 1787 oder im Frühjahre 88 abgelöset, ausgehoben und absonderlich gepflanzt werden; Bey eben dieser, ebenfalls in der folgenden Nummer des Märzes abgehandelten, Pflanzung müssen dergleichen an Ort und Stelle, wo sie hinfort bleiben und tragen sollen, hingepflanzte Gesenke an ihren, über die Erde herausgehenden, jungen, Ranken (die erst im Sommer 87 entstanden sind, und deren Untertheil mit in die Erde kam um mit einzuwurzeln) dergestalt beschnitten werden, daß von jedem Ranken höchstens nur zwey Augen über der Erde stehen bleiben. Was nun nach diesem Schnitte, im Sommer 1788 austreibt, das läßt man alles ruhig und wie es nur immer selbst will, wachsen. Im Frühjahr 1789 beschneidet man scharf, nehmlich jeden Hauptranken so, daß sein im Jahre 1788 getriebenes Holz nur noch 3. Augen behält. Dieser tiefe Schnitt hat zur Absicht, den jungen Stock fein früh dahin zu bringen, daß er recht tief an der Erde Aeste treibe, welches bey allen denjenigen Gewächsen, die an einem Spalier oder Geländer gezogen werden sollen, ganz unum-

gänglich nothwendig ist, weil sie sonst unten kahl und nur oben ihr Spalier bekleidend erwachsen. Beym Schnitt des Frühlings 1790. läßt man die Ranken etwas länger und wenn der Stock in diesem Jahre seinen Platz, oder sein Geländer vollkommen bekleidet, folglich nicht nöthig ist, daß er schärfer ins Holz treibe, so hat man auch nicht nöthig, ihn durch starkes Schneiden noch länger vom Fruchttragen abzuhalten, welches freylich in den Jahren vorher schlechterdings geschehen mußte, weil sonst ein solcher Stock, wenn es edle, tragbare Sorte war, nicht selten schon in solchen seinen frühsten Jahren hätte blühen und Trauben ansetzen können, wodurch doch die Entstehung und der Fortwuchs seiner Ranken gewaltig verhindert werden würde. Von den Jahren an, in welchen dem jungen Stocke das Fruchttragen gestattet werden kann, wird er dann nach eben den Grundsätzen geschnitten, nach welchen man erwachsne, oder gar alte Weinstöcke verstutzt. Je schärfer ein junger Weinstock ins Holz oder in häufige und dicke Ranken treibt, desto weniger darf man ihn beschneiden; man muß ihm jedes Jahr einige Augen mehr von dem jungen Holze stehen lassen, als man einem andern, welcher minder frech, vielmehr gar etwas zu sparsam wächset, stehen lassen würde. Denn wollte man

solch

solch einen frechwachsenden Stock, wie leider alle Unkundige gewöhnlich thun, tief und scharf verstutzen, so würde er hierdurch zu immer heftigerm Holz-Triebe angetrieben und vom Fruchttragen deswegen völlig abgehalten werden, weil der Weinstock seine Trauben durchaus nicht aus älterm, als solchem Holze austreibt, welches erst im nächstvorherigen Sommer hervorkam, oder entsprang. Demnach hat es hiermit gerade die nehmliche Bewandtniß, wie es in Ansehung der frechwachsenden jungen Obstbäume hat (s. davon oben, März 7.). Alles, was ich nun hier von dem Schnitte der aus Gesenken gezogenen jungen Weinstöcke beybrachte, das gilt nun auch in gleicher Maaße von denen aus Bloshölzern gezognen Stöckgen.

Laßt uns nun zu alten d. h. zu solchen Weinstöcken fortgehen, die bereits mit ihren genugsamen und starken Ranken das Geländer sattsam überkleiden, und denen man daher keinesweges das Fruchttragen länger zu verwehren vernünftige Ursache hat. Liessen wir sie nicht Frucht tragen, so hätten wir ja (ausser etwa den Schatten, den sie uns, wenn sie an Lauben und Bogengängen stehen, gewähren) gar keinen Nutzen von ihnen, und ihr überflüßiger Lebenssaft würde sich in lauter unnützes Holz ergießen. Der Schnitt erwachsner Weinstöcke ist nicht in allen Punc-

ten ins Allgemeine anzugeben, denn manches kommt dabey auf die eigenthümliche Beschaffenheit der Wein-Sorte, die man nun gerade vor sich hat, an. So ist es z. B. ganz vollkommen richtig, daß man dem Weinstocke desto mehr Blüthaugen wegschneidet, je tiefer man seine Sommerlatten, aus welchen eben die Blüthen hervorkommen, verstutzt, je mehr ich demnach diese Ranken mit kurzem oder scharfem Verschneiden verschone, das heißt, je länger ich selbige lasse, desto mehr Hoffnung habe ich, recht viele Trauben zu bekommen; Allein hat nicht eben diese Trauben-Menge, sobald sie nur einigermaßen allzu beträchtlich wird, ihre gar wichtigen Bedenklichkeiten? Man bedenke doch einmal, wie viel Nahrungssaft dazu erforderlich sey, um die gewaltig großen, dicken Trauben, die wir an den edelsten Sorten ausländischer Weinsorten erblicken, zum Fortwuchs, auch endlich zur Reife zu bringen; Man erwäge ferner, wie mancher warmer Monath dazu gehört, um dieser allmähligen Zunahme der Vollkommenheit solcher Trauben zu Statten zu kommen, und endlich bedenke man, wie erbärmlich kurz und kühl unsre meisten seitherigen Sommer sind, wie bedauernswürdig spät jetzt unser Wein in Blüthe tritt, wie spät er verkörnt (d. h. seine einzelnen Beeren in Wuchs bringt) und wie ewig lange es

vol-

vollends währt, bevor die Reifung der Trauben nur anfängt, geschweige denn vollkommen zu Ende gelangt. Sollten uns diese so erheblichen Betrachtungen nicht gänzlich dahin disponiren, daß wir allemal lieber etwas weniger Trauben begehren, woferne sie nur anders recht vollkommen werden und die wahre Güte und Erhabenheit des Geschmackes erlangen. Gewiß, hier ist kein besserer Rath, als der, man lasse jedem vorjährigen Ranken, oder jeder Sommerlatte bey dem jährlichen Schnitte nicht über zwey Augen des vorjährigen oder jungen Holzes. Bey den allermißlichsten und gar zu ungewiß reifenden Weinsorten wäre es sogar noch immer besser, nur blos Ein solches Auge stehen zu lassen. Haben wir aber Weinstöcke von solchen Arten, von welchen wir, aus eigner oder fremder Erfahrung, wissen, daß sie ihre Trauben binnen merklich kürzerer Zeit zur vollkommenen Reifung bringen, so dürfen wir es freylich gar gut wagen, den Ranken eine beträchtlichere Länge aufzusetzen, und sie folglich also zu beschneiden, daß auf jedem beträchtlichen Ranken, 3. 4. bis 6. junge Augen verbleiben.

Hat man Stöcke, welche nicht gern Frucht tragen, wohl aber desto frecher ins Holz wachsen, so schneide man sie ja, so lange sie bey dieser untragbaren Art des Wuchses

ses bleiben, niemals tief, sondern immer nur auf 4. 6. und mehrere Augen. Die Ursache ist schon vorhin, ingleichen schon oben (nehmlich März 7. wo ich den Schnitt der Obstbäume ausführte), genugsam angegeben. Finden sich Wasserranken der schlimmsten Art, so müssen selbige nicht verstuzt, sondern ganz und gar weggeschnitten werden. Finden sich Lücken, d. h. solche Flecke am Spaliere, an welchen der Stock keine Zweige hat, gleichwohl aber doch welche haben sollte, so müssen zu deren Ausfüllung diejenigen Ranken, die der Lücke am nächsten sind und auf selbige zu weisen, recht tief, ja nach Beschaffenheit des Falls selbst bis ins mehrjährige Holz abgeschnitten werden, welches, völlig wie bey den Obstbäumen, die Würkung hat, daß aus dem stehen bleibenden Untertheile des abgeschnittnen Rebens starke Ranken austreiben und durch diese die Lücke bekleiden. Dieses kurze Abschneiden muß, eben wie bey den Baumzweigen, über einem schicklichen d. h. solchen Auge erfolgen, das gerade auf die Lücke hinweist, folglich auch seinen obersten Ranken nach derselben hin treibet.

Weinstöcke, welche jedes Jahr reichliche Frucht tragen, aber wenig neue Ranken machen und bey welchen man daher vermuthen muß, sie mögten sich zu sehr erschöpfen und, wenigstens an einzelnen Stellen, Rankenlos

oder

oder kahl werden, diese vertragen es sehr gut, wenn man ihnen einmal, vor ein einziges Jahr, das Fruchttragen schenkt oder erläßt und ihnen blos dies aufgiebt, sich brav mit neuem Holz und mit einem frischen Rankenwuchse zu besetzen. Zu diesem Endzwecke darf man nur den Hauptranken mehr, als gewöhnlich zu leibe gehn und jeden von ihnen so tief verstutzen, daß sogar noch eines ganzen oder halben Fingers lang zwey- oder mehrjähriges Holz herabgeschnitten wird. Alte, kahle, triebloſe Weinstöcke pflegt man sogar noch tiefer zu beschneiden, nehmlich so, daß selbst von den stärksten, ältsten, dicksten Zweigen, oder vom eigentlichen Stocke nicht mehr, als etwa einer halben Elle hoch über der Erde stehen bleibt *). Die Folge solch eines heftigen Schnitts ist diese, daß der, doch immer noch reichliche Saft in den Wurzeln solch eines Stockes, da er nun nicht mehr in den wenigen, kahlen Ranken herum steigen, noch sich hierdurch vereinzeln kann, anjetzo vielmehr in mächtig vereinigter Menge nach den wenigen und kurzen Aesten, welche man stehen lies, eintritt, und aus deren, bishero verschlossen gewesnen, Augen Knospen treibt, welche zu mäch-

*) Im nächsten Herbst zuvor, ehe man dies kurze Abschneiden vornimmt, muß man dergleichen alte kraftlose Stöcke gut bedüngen. Vom Düngen der Weinstöcke s. unten Octob.

mächtigen dicken Ranken erwachsen, die das Geländer, falls der Stock nicht gar zu alt und entkräftet ist, vortreflich bekleiden. Ganz gut, könnte Einer hier sagen, wenn wir nun aber durch dieses Verfahren unsre Absicht nicht erreichten? wenn uns jene stehen gelaßnen Untertheile der Stockesranken Blüthen brächten und Trauben ansetzten? dann trüge ja dennoch der Stock und brächte uns dann nicht das ganz allein begehrte, reichliche, junge Holz. — Wer aber dieses einwenden wollte, der müßte übersehen haben, was ich oben beybrachte, daß nehmlich nie eine Weinblüthe aus zwey-, geschweige denn gar aus drey- und mehrjährigem Holze kommen könne, sondern daß dies blos aus Sommerlatten d. h. aus solchen Ranken geschehen kann, welche allererst im nächstvorherigen Sommer entsprangen, folglich noch kein vollkommen erfülltes Jahr, oder doch höchstens nur so eben ein völliges Jahr alt sind. In erwähntem Falle nun des tiefen Verstutzens ins mehrjährige Holz bleibt ja keine Sommerlatte übrig, sondern lauter Sturzel von altem Holze; Kann nun wohl aus diesen Frucht treiben?

Bey allem Wegräumen der Winterbedeckung, unter welcher die Weinstöcke gelegen haben, ingleichen bey allem Behacken der Erde um sie herum und bey allem Beschneiden

dieser

dieser Stöcke, hüte man sich sehr vor jeder Verletzung derselben an ihrer Rinde, denn ob man wohl die Schnitte an den Ranken, indem man selbige verstutzt, nicht so hoch ästimirt, daß man sie eines Baumwachspflasters, oder sonstigen Verbandes würdigte, als wozu man bey besitzenden vielen Stöcken gar vieles Baumwachs haben müßte, so rathe ich doch bey jeder beträchtlichern Verletzung eines Weinstocks, (vornehmlich wenn selbige an seinen dickern Ranken, oder wohl gar unten am eigentlichsten Stocke, welches die allergefährlichsten Fälle sind, geschieht) sobald man diese Verletzung bemerkt, auf der Stelle ein tüchtiges Pflaster drüber zu decken und solches niemals früher hinweg zu nehmen, als bis die Wunde verheilet und verwachsen ist. Denn der Weinstock setzt im Entstehungsfalle eben so gut, wie etwa unsre Obsthölzer, dürres Holz an, welches sich immer tiefer nach dem Stocke hin einfrißt, und nach einiger Zeit fahle, ja endlich eingehende Stöcke erzeugt, ohne daß der unverständige Gärtner auf die Gedanken geriethe, er habe dies Unglück allerdings vorhin zu verhüten vermogt.

Sobald man mit dem Beschneiden der Wein-Reben fertig ist, muß man letztere auch sogleich mit Stroh-Bändern (d. h. jedesmal mit einigen zusammen gefaßten, naß gemach-

ten

ten Strohhalmen) oder mit Weidnen oder auch Pappel-Rüthgen in derjenigen Ordnung ans Spalier anheften, in welcher sie bis zu dem Herbste bleiben sollen. Auf dieses Anbinden kommt viel an, sonst stößt der Wind die Reben hin und her, oder letztere werden im Sommer von der Last derer an ihnen hangenden Reben jämmerlich herab und zur Erde gezogen.

14. Steckzweige des Weinstocks zu schneiden und einzusetzen, eben so auch dessen Ranken abzusenken.

Man hat zweyerley Hauptwege *), die guten, ausländischen Weinstöcke (denn von den innländischen, gemeinen ist hier die Rede nicht, weil ich hier nicht willens bin, die Weinbergscultur

*) Man könnte auch noch einen dritten Hauptweg annehmen, nehmlich die Erziehung junger Weinstöcke aus denen in den Beeren befindlichen Kernen. Diese Art der Fortpflanzung würde uns wahrhaftig, wenn wir zumal vorher die köstlichen Stöcke, die uns den Saamen geben sollen, in ihrer Blüthe mit dem Blüthstaube andrer gleichfalls höchst edeln Weinsorten befruchteten, viele neue und äusserst trefliche Arten des Weines verschaffen. In den wärmern Reichen zumal würde dies gewiß erfolgen, z. B. in Spanien und Italien.

cultur zu behandeln) zu vermehren und fortzupflanzen. Solches sind folgende:

1) Durch Ranken des vorigen Jahres. (Denn älter nimmt man sie nicht, weil auch der Weinstock, wie die meisten würklichen Holz-Arten, aus dem alten Holze nicht fasern mag). Diese Ranken (Sommerlatten) legt man ohne selbige vom Strohe loszuschneiden und ohne ihnen etwas von ihrer vollen Länge zu verstutzen, in eine neben dem Stocke hin, in die Erde gezogene, noch nicht völlig Spatentiefe Furche, bedeckt sie dann auf der Stelle wieder mit der aus dieser Furche geworfnen Erde, beobachtet aber dabey, daß die Spitze solch eines in die Erde gesenkten Rankens noch vollkommen aus der Erde hervorrage, wenn gleich die Ranke übrigens nach ihrer vollen Länge in der Erde der Furche steckt. Will bey diesem Einsenken die Rebe nicht gutwillig in der Furche liegen bleiben, so schneide man hölzerne Haaken, die man in die Erde treiben und hierdurch die Ranken fest zu liegen nöthigen kann. Solch eine eingesenkte Rebe bewurzelt sich den Sommer hindurch vortreflich, zumal wenn letzterer nicht etwa zu viele Trockenheit um sich verbreitet, und man kann sie entweder im Herbste, oder im nächst darauf folgenden Frühlinge vom alten Stocke losschneiden, um sie an eine ab-

sonderliche Stelle einzupflanzen. Der Frühling scheint mir jedoch (wenn anders alle Fröste vorbey sind und wahrer, ungehinderter Austrieb alter Weinstöcke zu bemerken ist) zu dieser Abnehmung und absonderlichen Einpflanzung der bewurzelten Gesenke die schicklichste Zeit zu seyn; denn da ein solches Gesenk einmal in guter, glücklicher Lage da liegt, und wenn der Winter kommt nur allein noch an seiner aus der Furche herausgehenden Spitze (denn das übrige steckt ja gut und sicher in der Furche verdeckt zu werden braucht, so ist es ja wohl besser, ihn in dieser Lage verbleiben zu lassen und ihn erst, nachdem er in selbiger durchwintert worden, zu verpflanzen. Wie soll aber diese Verpflanzung geschehen? Man öffne die Furche und hebe längst hin aus ihr den bewurzelten Ranken heraus, man schone dabey seine Wurzeln nach aller Möglichkeit; Ist das an ihm bewurzelte Stück seiner Länge allzulang, so kann man es durch Abschneiden verkürzen, weil man sonst den Graben, in welchen man den Ranken auf einer neuen Stelle einpflanzen müßte, allzu lang zu ziehen genöthigt wäre. Wie tief muß nun aber solch ein Graben, oder solch eine längliche Grube auf der neuen Stelle gemacht werden? Dies bestimmt erstlich die Beschaffenheit des Bodens (denn in dem trocknen Sandlande muß man sie ja tiefer machen

chen, als in dem derbern Boden, weil dieser die Feuchtung besser hält, das Sandland hingegen blos in der Tiefe einige Nässe, durch welche es den Weinstock mit Safte zu versorgen vermögte, heget und behält) zweytens die Gestalt des bewurzelten und aus der alten Stelle herausgehobnen Gesenks. Je höher die Ranken sind, welche solch ein Gesenk gleich nach seiner Einsenkung während der Zeit seiner Bewurzelung, über der Erde herausgetrieben hat, desto tiefer muß man die Grube machen. Denn eben von diesem jüngsten Holze, das der Weinsenker in eben den etlichen Monathen, in welchen er unter sich wurzelte, über sich austrieb, muß der unterste Theil, und zwar am liebsten zwey Hand-Breiten lang mit hinunter in die Grube kommen. Wir haben nehmlich die Hauptregel, daß kein Weinstock also gepflanzt werden darf, wie man Bäume pflanzet; Bey letztern ist es eine Hauptregel, sie nicht tiefer zu setzen, als sie vorhero schon, auf ihrer alten Stelle, standen, bey den Weinstöcken hingegen will dies ganz anders gemacht seyn und man ist schlechterdings genöthigt, sie, wie gedacht, wenigstens um so viel, als zwey auf einander gesetzte Queerhände austragen, tiefer als sie auf der alten Stelle standen, zu setzen. Durch dieses tiefere Einsetzen kommt nehmlich das jüngste Holz des Stocks, (nehmlich dasjeni-

ge, welches er in den letztverwichnen Sommermonathen allererst hervorgetrieben hatte und welches daher zur Zeit, wo man den Senker aushebt, noch kein ganz vollkommenes Jahr alt ist) guten Theils (nehmlich wie gedacht wenigstens zwey Queerhände hoch) auch mit unter die Erde und treibt dann, anstatt daß es, wenn es über der Erde geblieben wäre, Zweige ausgetrieben hätte, vielmehr Wurzeln zur Ernährung und Bevestigung des verpflanzten Gesenks. Aber, dürfte man sagen, noch sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum man so gewaltig tief pflanzen und warum man einen Theil des jungen Holzes mit in die Erde bringen müsse, denn solch ein Gesenk hat ja schon nach dem Einlegen auf seiner alten Stelle sehr viele Wurzeln getrieben und sieht, wenn man es aushebt, über und über voller Fasern aus, warum soll man nun auch noch, bey so vielen bereits vorhandnen Wurzeln desselben, verlangen, daß ebenfalls das junge Holz wurzle? Die Ursache ist; Man darf sich nie ganz allein auf die Wurzeln, die das Gesenk auf der Senkstelle trieb, verlassen, sie gehen oft, ja mehrentheils, völlig zu Grunde, woferne ihnen nicht das Anwurzeln gedachten jüngsten Holzes annoch zu Hülfe kommt. Sobald aber dieses fasert, dann wurzelt auch das vorjährige Gefaser des Gesenks aufs glücklichste ein.

Hat

Hat man nun also das zu verpflanzende Gesenk in eine gedachtermaßen tief genug gemachte Grube eingesetzt *), so scharrt man die Erde nach und nach hinein, so daß sie recht an das Gesenk und alle einzelne Theile desselben (so weit es in die Erde soll) anschließe und füllt auf solche Weise die Grube wiederum zu. Und wenn auch oben nur noch die Spitzen der Ranken des Gesenks mit wenig Augen über die zugemachte Grube herausragte, so glaube man doch sicherlich, daß, wenn nur anders unter der Erde eine rechtschaffne Bewurzelung vor sich gehen kann, der Trieb in kurzem so nachdrücklich erfolgen werde, daß sehr vieles Holz hervorwachsen wird, zumal wenn es der Boden vermag und man, falls die Pflanzung zu trockner Jahrszeit, oder auf dürres land geschehen mußte, das Einschlämmen

*) Wobey ich noch erinnere, daß solch ein Gesenk nicht, wie ein Baum, gerade aufrecht nach voller Länge in der Grube stehend, eingepflanzt werde, denn dazu würde, bey sehr langen Gesenken eine ungeheuer tiefe Grube gehören, sondern man macht eine solche Grube lang (welche Länge man nicht sowohl seitwärts dem Flecke zieht, wo der junge Weinstock stehen und stehen bleiben soll, denn da würden seine Wurzeln dem daselbst benachbarten Weinstocke oder Baume sehr ins Gehege kommen, als vielmehr diesem Flecke vorwärts, gerade nach den vorbey gehenden Gartengange zu), und legt (nicht aber stellt) das Gesenk hinein.

(siehe October 2.) und allenfalls auch einiges nachheriges Begießen angewendet hat.

2) Die zweyte Hauptvermehrungs Art der Weinstöcke geschiehet durch die Steckzweige, welche auch Stecker, ingleichen Bloshölzer oder Schnittlinge genannt werden. Man schneidet in den Tagen, wo man im Frühjahre ohnhin die Weinstöcke beschneiden muß, eben solche junge Ranken ab; (Sommerlatten, die, wie bey den Senkern niemals älter seyn dürfen, als aus dem letzten Sommer, die aber doch allemal recht stark, wachshaft und reif sind, welches letztere an der schönen gelben oder braunen Farbe, die gar nichts grünliches mehr hat, erkannt werden muß), wie man sie zu den Weinsenkern erwählen würde, stutzt sie also zu, daß lauter einzelne Stücken jedes eine gute halbe Elle lang werden, verklebt das obere, dünnere Ende jedes solchen Stückes und setzt sie alsobald an die für sie zubereitete (d. h. recht tief umgegrabne, oder lieber gar rigolte, wovon unten August 6.) Gartenstelle nicht schräg oder liegend, wie die Gesenke, sondern (da sie nicht sehr lang sind) senkrecht ein; worauf das gemachte Loch wieder zu füllen und die klare Erde, durch Begießen dahin zu bringen ist, daß sie gut und vest an das gesetzte Blosholz schließe, welches zum baldigen guten Bewurzeln schlechterdings erforderlich ist, weil

kein

kein hohl in der Erde stehender Steckzweig einzuwurzeln im Stande ist. Legt man die Stecker des Weins nicht senkrecht, sondern nur seicht und schräg in die Erde, so kommen sie nicht so tief hinunter ins feuchte Land, können folglich eher austrocknen, welches bey dürrem Sandboden von Wichtigkeit, in festem, mehr leimigtem Lande hingegen minder zu befürchten ist. Jedes Blosholz muß so tief eingesetzt werden, daß blos das oberste Auge (über welchem gleich der mit Baumwachs verklebte Abschnitt ist) über der Erde zu erblicken sey. Sehr wohl ist es gethan, wenn man diese Schnittlinge, gleich nach dem Abschneiden *) und Zustutzen, in ein Gefäße stellt, in welchem einer Hand hoch frisches Wasser stehen muß. In diesem Gefäße, welches täglich, nachdem man das alte Wasser weggegossen hat mit frischem (ebenfalls bis zu gedachter Höhe des Wassers im Gefäße) angefüllt und an einen solchen Ort hingestellt werden muß, wo nicht eingeheitzt, aber doch Helligkeit und Sonne vorhanden ist) bleiben die Bloshölzer, bis ihre Augen grün werden, oder bis sie im Wassergefäße ausschlagen, und

*) Man hat nicht gerade nöthig, absonderlich Bloshölzer abzuschneiden, denn beym alljährlichen Beschneiden der alten Weinstöcke fallen ohnhin schon viel Ranken und Rankenstücken ab, die zu Stöckern gerade tauglich sind.

sobald dies geschieht, setzt man sie alsobald aus dem Gefäße ins Land, mit Beobachtung äusserster Vorsicht, daß nicht etwa ein ausgeschlagenes Auge abgestoßen werde. So viele solcher Augen gesund in die Erde kommen, so viele werden auch, wenn das Wetter warm und die Erde feucht bleibt, zu schönen Wurzeln, das oberste Auge aber über der Erde treibet Ranken aus. Auch im October kann man Bloshölzer setzen, wobey sich aber versteht, daß die vorläufige Einsetzung der Stecker ins Wasser wegfällt, weil sie ja nicht erst vor Winters ausschlagen dürfen noch können. Es geht sogar an, daß man im August oder September Reben abschneide *), solche in feuchten Umschlägen nach Hause trage und dann daselbst entweder gleich in die Erde ein-

*) Dies ist aber nur im Nothfalle d. h. alsdann anzurathen, wenn man z. B. im August oder September (kurz im Nachsommer) an einem Orte wäre, an welchem es ausserordentlich rare Weinsorten gäbe, und man voraussähe, daß es uns nicht möglich seyn dürfte, im März oder October Bloshölzer von diesem Orte zu erlangen. Hier nimmt man das Gewisse vor dem Ungewissen und schneidet lieber zu dieser, sonst unschicklichen, Jahrszeit von diesen kostbaren Stöcken, deren edle Sorte man sich ausserdem vielleicht nie wieder zuzueignen Gelegenheit finden dürfte, die Bloshölzer ab. Einen ganz ähnlichen Fall von Pfropfreisern habe ich oben (Jenner 1. am Ende) berührt.

einsetze, (wobey man ihnen bey großer Sonnenhitze Schatten geben kann), oder sie, wie Pfropfreiser, an einer schattigen Gartenstelle in die Erde einschlage, bis der October, (in welchem man sie an Ort und Stelle, woselbst sie stehen bleiben können, einsetzen darf) herbeygekommen ist.

Jeder Weinranken, den man entweder zum Blosholze, oder um ihn zu senken, erwählt, muß die Eigenschaften eines vollkommen tauglichen haben, d. h. er muß nie älter seyn, als in dem nächstvorherigen Sommer erst entsprungen, er muß vollkommen reif und vest von Holze seyn, er darf kein Wasserranken seyn. Auch der Weinstock treibt dergleichen Wasseräste von einer sehr schlimmen Art und wenn man solche Ranken zur Fortpflanzung gebraucht, so bekommt man daraus junge Stöcke, die nicht leicht Frucht tragen, wenigstens erst sehr spät, nachdem sie mehrere Jahre mit einem beschwerlichen, unmäßigen Triebe sehr vielen Holzes verschwendet haben. Man unterscheidet diese schlechten Wasserranken eben so, wie man sie bey den Bäumen erkennt, nehmlich an den weit auseinander sitzenden Augen oder Blättern, je dichter und gedrungener die Augen unter einander stehen und je knotiger ein Ranken um jedes Auge ist (dies nennt man gegliederte Ranken, und jedes Stück derselben von

einem solchen Knoten bis zum andern wird ein Glied genannt) desto weniger ist er von wilder und untragbarer Art.

Hält der gegenwärtige Monath böses und frostiges Wetter, so schreite man ja nicht zum Abschneiden und Pflanzen der Bloshölzer, denn alle Kälte ist hier nachtheilig und allemal weit vernünftiger, eine bessere Witterung abzuwarten, weil man mit Senken und mit Pflanzung der Bloshölzer bis zu den Tagen hin, wo die alten Weinstöcke in der That ausschlagen und grün werden, noch Anstand nehmen kann. Zu eben der Zeit, wo man die alten Weinstöcke beschneidet, zu eben derselben verfertigt man auch sowohl die Gesenke, als auch die abzuschneidenden Bloshölzer.

15. Aufdecken und Schnitt der an Spalieren stehenden Feigenbäume.

Mit dem Aufdecken verhält sichs völlig eben so, wie mit dem Weinstocke. Man sehe die 13. Nummer gegenwärtigen Monaths. Nur decke man nie zu voreilig d. h. nie an solchen Tagen auf, von welchen man Ursache hat zu vermuthen, daß ihnen noch beträchtliche Kälte nachfolgen werde. Auch nehme man zum Aufdecken selbst, sollte man es auch drüber etwas weiter hinaus verschieben müssen, keine andre als gelinde, trockne (doch nicht

etwa

etwa von auszehrenden Winden begleitete) Tage. Das Beschneiden solcher Feigenbäume wird ebenfalls ganz nach eben den Grundsätzen verrichtet, die uns beym jährlichen Schnitte des Weinstocks leiten müssen. Aber, könnte man mir einwenden, bedarf denn auch würklich ein schon in tragbarem Alter befindlicher Feigenbaum, der schon Zweige genug getrieben hat, um sein Geländer schön bekleiden zu können, eines jährlichen Verschneidens, wird ihn nicht dies vielmehr an dem Fruchttragen verhindern, nach denen oben (März 7.) bey den Obstbäumen hierüber gegebenen richtigen Regeln? — Ich antworte hierauf: Diese letztern nehmlich meine am angeführten Orte über den Baumschnitt gegebenen Regeln finden bey den meisten Fruchtbaum-Gattungen ihre ganz unwidersprechliche Anwendung, allein habe ich nicht auch eben daselbst (am Schlusse der angeführten März-Nummer) ausdrücklich gedacht, daß es einige Ausnahmen von diesen Regeln gebe, und daß ich diese Ausnahmen annoch einzeln anführen würde? Zu diesen Ausnahmen nun gehören einzig und allein diejenigen Gattungen der Bäume und Sträucher, welche ihre Blüthe und Frucht niemals aus zwey-, geschweige denn aus mehr-jährigem Holze, sondern lediglich aus Sommerlatten treiben. Hieher haben wir den Weinstock, den Feigenbaum,

baum, den Pfirschbaum und einige einzelne Sorten des Kirschbaums zu rechnen. Von allen andern Bäumen zeigte ich oben, (wo ich, nur erwähnter maßen von dem Baumschnitte handelte), daß es ja sehr thörigt seyn würde, an ihnen (da sie entweder blos am zwey- oder mehrjährigen Holze tragen, oder doch zugleich am einjährigen, sowohl als am alten Holze Früchte bringen) wenn sie ins tragbare Alter gediehen sind, das einjährige Holz (Sommerlatten) beym unvermünftigen jährlichen Schnitte zu verstutzen, weil ja dann dieses Holz wegkommt, welches doch stehen bleiben, zwey oder mehrjährig werden, und seine veste Fruchtknospe erst an der Spitze des Zweigs hernach aber auch noch mehrere weiter rückwärts ansetzen sollte, um ganz zu Tragholze zu werden. Eben so deutlich aber muß es auch werden, daß man bey Holzarten, die gegentheils am liebsten an den Sommerlatten blühen und tragen, nichts nöthigers bey dem Schnitte zu beabsichtigen habe, als dies, daß es einem solchen Baume nie an genugsamen Sommerlatten fehle. Diese Absicht in der That zu erreichen, ist nun kein besseres Mittel, als ein jährliches Verstutzen der Aeste oder Ranken, dieses erneuert den Trieb in den Sommerlatten gewaltig und schaft uns des jungen Holzes (an welchem im nächstfolgenden Jahre die Frucht erwachsen soll)

sehr

sehr viel. Die Art dieses Verstutzens ist bereits bey dem Weinstocke (März 13.) ausführlich gelehrt, und ich berufe mich, der Kürze halben, was Aufräumung oder Aufdeckung, Schnitt und Anbinden der Feigenbäume anbetrift, durchgängig auf gedachte Nummer. Nur des einzigen gedenke noch, daß der Feigenbaum eben so leicht, als der Weinstock, von einem zu zeitig im Jahre vorgenommenen Schnitte, auf welchen noch Spätfröste folgen, sehr großen Schaden leide, daher sey man bey ihm hierinnen eben so vorsichtig, als ich schon oben bey dem Weinstocke empfahl.

15. Vermehrungsarten des Feigenbaums.

Lassen sich wohl schwerlich schon in diesem Monathe unternehmen, weil die Witterung jetzt noch zu wenig entschiedene, oder beständige Güte hat. Siehe also davon im April nach.

17. Vermehrungsarten der Stachel- und Johannisbeersträucher.

Beyde Gattungen der Fruchtsträucher haben folgende drey Hauptarten der Vermehrung unter sich gemein:

1) Durch die Wurzel- oder Neben-Sprossen: diese nimmt man, wenn sie zu-

mal

mal hübsch bewurzelt sind, im März, oder auch im October ab, und pflanzt sie auf absonderlich recht tief umgegrabne und mit Kuhdünger etwas gedüngte Plätze.

2) Durch Zweige, die man in die Erde senkt, und dann im folgenden Herbste, oder im darauf folgenden Frühjahre ablöst und anderswohin pflanzt. Hiermit verfährt man in allem, wie bey den Wein-Senkern.

3) Durch abgeschnittne Sommerlatten, die man im März, oder auch im October also einpflanzt, daß nur ihr Obertheil aus der Erde hervorguckt. Sie bewurzeln sich binnen einem einzigen Sommer sehr gut.

18. Vermehrung des Hanbuttenstrauchs.

Hievon unten in demjenigen Anhange zu gegenwärtigem Werke, welcher die einzelnen Frucht-Gattungen nach Eigenheiten ihrer Cultur beschreibt.

19. Fortpflanzung des Hollunderstrauchs.

Gleich zuvor, ehe dieser Strauch grün wird, oder ausschlägt, muß man, wenn man ihn vermehren will, die beyden Verrichtungen, durch

durch welche dies bewürkt werden kann, unternehmen. Man nimmt nehmlich entweder die gut bewurzelten Wurzelsprossen (Ausläufer) von den alten Sträuchern ab und pflanzt sie absonderlich ein, oder man schneidet Sommerlatten von 1 bis 2 Ellen in der Länge ab, und pflanzt sie auf ein locker gemachtes Land so tief ein, daß nur noch das dritte Theil ihrer Länge über der Erde hervorguckt. Von solchen Schnittlingen welche, mittelst Einschlämmens zumal, gar leicht einwurzeln, muß man recht ordentliche hochstämmige Bäume erziehen, und nicht zulassen, daß Räuber aus ihrem Stamme austreiben, oder häufige Wurzelsprossen alles zu einem wilden Strauch-Gestrippe machen. Die Räuber müssen weggeschnitten werden, daß der Schaft glatt und hoch werde und die Nebensprossen muß man ausraden. Solche Hollunder-Bäume werden hoch und stark, geben auch einen viel schönern Wohlstand, als die elenden, wilden Gesträuche, und tragen sehr häufige Frucht.

20. Raupennester wegzuschaffen.

Ich habe davon schon oben (Jenner 4.) gehandelt und erinnere hier nur so viel, daß jeder, welcher aus Behinderung oder aus Nachläßigkeit etwa unterlassen hätte, es früher

her auszuführen, nunmehro wenigstens eiligst darzu zu schreiten Ursach hat. Denn ereignete sich irgend eine gute, warme Witterung, so würden die Raupen aus ihren noch auf den Bäumen befindlichen Eyern schlüpfen und die ausschlagenden Knospen verzehren.

Sonst versichert man uns auch mit gutem Grunde, daß, wenn man an dem Stamme oder den Hauptästen eines Baumes, auf welchen sich viele Raupeneyer befinden, ohngefähr eine gute Viertelstunde lang mit einem mäßigen Stocke in Einem weg anklopft oder hämmert, alsdann durch dieses Klopfen sämmtliche auf dem ganzen Baume befindliche Raupeneyer dermaßen in ihrem Innersten erschüttert werden, daß der in ihnen enthaltene Keim zu künftigen Raupen gänzlich verdirbt und folglich gar keine Raupe aus solchen Eyern auskriechen kann.

April.

1. Februar 1.

In schlimmen Frühjahren, wie sie die neuere Zeit etliche mal mitgebracht hat, ist es leider nöthig, dieser Nummer auch noch in diesem Monathe nachzukommen. Der Schaden, welchen der Nachwinter anrichten kann, ist allemal dann am allerbeträchtlichsten, wenn die Jahreszeit schon weit vorgerückt ist und folglich (besonders, wenn es vorher auch etliche warme Tage gab) schon sehr reichlicher Saft in das Holz eingetreten ist. Dann, sage ich, hat man am allermeisten nöthig, die angegebenen Verdeckungsmittel mit größter Genauigkeit anzuwenden. Je weiter aber ein Baum annoch vom Ausschlagen oder Grünwerden entfernt und je weniger Saft in seinem Holze in Bewegung ist, desto weniger hat man Ursache, bey sich ereignenden Spätfrösten für ihn ängstlich besorgt zu seyn.

(2) März 7.

(3) März 6.

Doch was soll ich alle einzelne Puncte aus dem Märzmonath allhier wiederholen. Ich fasse mich lieber kurz und erkläre ins Allgemeine,

daß jede, im März beschriebene Verrichtung, wenn sie in selbigem unterblieb, oder wenn sie wegen der etwanigen harten Witterung des Märzes ohnmöglich mit Sicherheit vorgenommen werden konnte, in gegenwärtigem Aprilmonathe, oder auch wohl noch in dem Anfange des Mayes (denn seither ist ja auch mehrmalen selbst der April noch voll böse Wetters gewesen) nachgeholt werden kann.

2. Pfropfen in die Rinde.

Das Pfropfen in die Rinde, auch das Schaalen-Pfropfen oder Pfropfen in die Borke genannt, kann nicht leicht früher, als im April unternommen werden, denn es gehört zu dieser Operation, daß die Frühjahrswitterung bereits mehrere Tage hindurch so warm und gut gewesen, daß hierdurch der Saft in den Bäumen schon in starke Bewegung gesetzt worden, also daß, wenn man den Bäumen, die man in die Rinde pfropfen will, einen Zweig abschneidet, man mit der leichtesten Mühe die volle Rinde desselben rein und im Ganzen von dem Holze abschälen oder abziehen kann. So reichlicher Saft kommt nun nicht leicht vor dem Ausgange Aprils in die Bäume. Doch was brauche ich auch hier wohl lange die beste Zeit zu dieser Art des Pfropfens weitläuftig zu bestimmen; Man

richte

richte sich nach der Witterung und nach dem, von letzterer abhängenden, Ausschlagen der Bäume. Denn so lange letztere nur noch nicht würklich ausgeschlagen, noch grün geworden sind, (wohl aber so eben im Begriffe stehen es zu werden) so ist es noch immer Zeit zu pfropfen, vornehmlich in die Rinde; Ja es stünde ja wohl noch dahin, ob nicht sogar noch später, nehmlich bey schon grün gewordnen Wildlingen und Reisern, mit wahrem oder gar mit vorzüglichem Nutzen und Erfolg gepfropft werden könnte. Verschiedne, welche dies bereits vor langen Jahren unternommen haben, befanden sich sehr gut dabey, auch wird es dadurch noch mehr bestätigt, daß man uns jetzt sogar das Pfropfen im Sommer, um Johannis etwa, (wo folglich Wildling und Pfropfreis schon längst ausgeschlagen und mit jungen Reisergen bewachsen sind) und zwar, wie es scheint, mit sehr gutem Grunde empfiehlt.

Das Pfropfen in die Rinde nach seinem Handgriffe zu beschreiben, ist hier nicht mein Zwek. Die wichtigsten Vortheile hingegen zeige ich. Man wendet diese Veredlungsart am liebsten bey solchen Wildlingen an, die schon zu alt und dik sind, um noch in den Spalt gepfropft zu werden. Man pfropft entweder auf den (durchsägten und abgeplatteten) Wildlings Stamm, oder auf dessen

einzelne Aeste, lezteres in dem Falle, wenn der Wildling schon ein wahrer Baum und von gar beträchtlicher Größe ist, als unter welchen Umständen es gar zu sehr Schade seyn würde, den schönen Stamm zu durchsägen und seine weitläufige Astkrone zu fällen. Hier plattet man also jeden der dicksten Hauptäste eben also ab, und bepfropft jede dieser Platten dergestallt, wie man, wenn man nicht diese Aeste, sondern nur den Stamm selbst in die Schaale pfropfen wollte, selbiges auf der Platte dieses Stammes verrichten würde. Auf den Umkreiß eines Stamms (oder Asts) von der Dicke einer Viertelelle im Durchschnitte gehört es sich, 3 Pfropfreiser, (jedes wenigstens 4 Augen lang), zu setzen, auf eines nur Arms dicken Wildlings Platte kommen nur 3 solche Reiser. Pfropft man recht dicke Wildlinge (die wohl gar schon große, tragbare Bäume sind) in die Borke, welches folglich auf die Aeste, nicht auf den Stamm unmittelbar, geschieht, so nehme man diese Hauptäste nicht alle in Einem Jahre, sondern impfe heuer nur 2 davon, Jahrs darauf, wenn die erstern also schon fortgewachsen sind, zwey andre und so fort, bis sie alle bezweigt sind; Auch wird dabey sogar dies empfohlen *), daß

*) Ich selbst habe darüber keine Versuche angestellt, denn ob ich wohl ganz genau weiß, daß es Gegen-

daß man selbst diesen jedesmaligen zwey Aesten nicht alle Zweige, welche sie unterhalb der Platte, auf die wir pfropfen wollen, haben, bey Auffetzung der Reiser wegschneiden solle; freylich ists unmöglich, daß ein schon so grosser Stamm die Menge seines Saftes in den wenigen aufgefezten Reisern unterbringen könnte, vielmehr muß er noch andre Reiser haben, in die er sich einziehen könne, überdieß dürfte sich, (welches mir ein noch erheblicher Grund für die Verschonung jener Reiser hinter der Platte zu seyn scheint) wohl gar außerdem der Baumsaft gänzlich von der bepfropften Aststelle wegziehen, weil er sich weit leichter in die vielen andern, vor selbiges Jahr annoch unbepfropft gelaßnen, Hauptäste ergießen kann, die ihn, weil sie alle ihre Zweige unverlezt behalten haben, viel nachdrüklicher an sich zu ziehen vermögen. Ließe man nun

genden giebt (namentlich die Fürstl. Hohenlohischen Lande) wo der Landmann nach diesen Anweisungen die dikften Wildlinge mit glüklichem Erfolge in die Borke pfropft, so halte ich doch allemal solches mehr für Ausnahme von der Regel, welche leztere unstreitig und mit voller Beistimmung der Natur selbst also bestimmt und vestgesezt werden muß: Veredle (es sey nun durch welche Veredlungsmethode es wolle) deine Wildlinge wenn sie noch jung und dünn, d. h. (der Regel nach) nicht stärker, als eines Daumens dik sind.

hinter der bepfropften Aſtplatte dieſem Aſte gar keine Zweige, ſo würde, in Vergleichung gegen die kräftig anziehenden unbepfropften Hauptäſte gar nichts an dem bepfropften Aſte ſeyn, was irgend den Baumſaft, ohne deſſen Zufluß doch kein Einwachſen der Pfropfreiſer gedacht werden kan, an die Pfropfreiſer heran leitete; denn leztere ſelbſt ziehen ja anfangs, wenn ſie zumal noch andre unbepfropfte, derbe Zweige des Wildlings neben ſich ſtehen haben, faſt gar keinen Saft, ſondern laſſen ſich alles wegſtehlen. Einige wollen, doch, wie ich glaube, ohne Grund, man ſolle die Stämme oder Aeſte, welche man in die Rinde pfropfen will, ſchon im Hornunge dazu abſtuzen, indem man deren Gipfel herunter ſägt, die hinterwärts ſtehenden Zugäſte aber müßten, wie geſagt, vor und nach der Impfung ſtehen bleiben; Erſt dann, wenn die Pfropfreiſer angeſchlagen ſind, und im vollen Fortwuchſe ſtehen, ſchneidet man alle hinter ihnen ſtehende Wildlingszweige völlig ab, denn nun iſt jedes Reis eingewachſen, und wird ſich gewiß genugſamen Baumſaft herbeiziehn.

Die äußere braune, ganz dünne Rinde der auswendigen rundlichen, nicht eingeſchnittenen Seite des Keils am Pfropfreiſe ſoll man ein wenig abſchärfen, ſo daß das darunterliegende Grünliche der Rinde zu ſehen iſt,

diese Abschärfung der alleröbersten Rinde muß aber nicht auf gedachter ganzer Fläche jener Keilseite erfolgen, sondern lediglich an ihren zwey tiefsten Seitenlängen herab, nicht aber auf der Mitte oder dem eigentlichen Rücken dieser Keilseite herab. Man sehe, dieses deutlicher zu bemerken, die Kupfertafel an. Fig. 4. zeigt den Zuschnitt eines Pfropfreises bey dem Schaalenpfropfen und zwar sieht man daselbst die innwendige eingeschnittene Seite desselben. Fig. 5. hingegen zeigt uns die Außenseite. Was nun auf selbiger zwischen den beiden längst herabgehenden Linien schwarz schraffirt ist, das muß die äußerste braune Rinde behalten, deswegen ist dis auch auf der Figur dunkel schraffirt angegeben, was aber außerhalb dieser Linien liegt, (und zwar von dem untersten Ende a. an, bis so hoch hinauf, daß es auf der andern Seite dem Absatze in den Einschnitt gegenübersteht, oder der Figur nach bis bb.) dem wird gedachte Rinde, jedoch ohne alle Beschädigung der auf das dichteste unter ihr liegenden grünen Schelfe, sauber weggemacht, (weshalb es auch auf der Figur lichte und unschraffirt steht). Was ist aber wohl der Grund dieses Verfahrens? Kein andrer, als der, wenn das Pfropfreis bei dem Borkenpfropfen eingesezt wird, so legen sich ja von zweyen Seiten her die, durchs senkrechte Einschlitzen der Wildlingsrinde entstande-

nen, und etwas in die Höhe gehobenen Flügel dieser Rinde, von außen über die auswendige Fläche der Hinterseite des Keils; was geschieht nun dadurch? dies, daß die innwendige, grüne Seite der Wildlingsrindenflügel mit dem Safte, dessen sie voll ist, und den sie beständig an sich zieht, gedachte auswendige Keilfläche des Reises berührt und benezt, berührt sie nun nur allein die braune öberste Rinde desselben, so nimmt diese (da sie eigentlich keinen Saft anzieht, sondern nur der unter ihr liegenden grünen saftigen Schelfe zur Decke dient) diese Berührung und dieses mittheilende Benetzen mit dem Safte gar nicht an, räumt man hingegen längst den beyden Seitenlängen der auswendigen Keilseite des Reises diese öberste braune Rinde weg, so kömmt die grüne Schelfe unter lezterer hervor, welche gerade die rechte eigentliche Saftrinde und äußerst geschikt ist, sich die saftreiche Berührung von den innwendigen Seiten beyder Wildlingsflügel aufs allerbeste zu Nutze zu machen, folglich sich mit dem Wildlinge durch ein glükliches Zusammenwachsen in Eins zu vereinigen. Wohl, könnte man hier sagen, warum soll denn aber doch mitten auf der hintern Keilseite längst der Keillänge herab das angegebene Streifgen auswendiger, brauner Rinde stehen bleiben, und warum nimmt man nicht auch dieses noch hinweg? der Grund ist

der

der; sobald das Pfropfreis mit seinem Keile eingesezt wird, also daß lezterer zwischen den Rindenflügeln und dem eigentlichen Holze des Wildslings vest steht, und mit dem ihm eingeschnittenen Auf- oder Absatze einen Theil der Wildlingsplatte dekt, so treffen die Ränder der Wildlingsflügel niemalen ganz genau an einander, weil der hinter ihnen stehende Reiseskeil, welchen sie umfassen, sie vermöge seiner Dicke in Etwas auseinander treibt, welches nicht war, als noch kein Keil hinter selbigen eingeschoben war. Eben dieser mehrern Auseinandertreibung halben umgeben diese Flügel die Hinterseite des Keils niemalen so vollkommen, daß nicht die Mitte der Breite dieses Keils in dem kleinen Raume, den die Rindenflügel des Wildlings bedecken sollten, aber nicht können, von außen zu sehen seyn sollte, und eben weil also diese Mitte der hintern Rindenlänge dieses Keils nicht von gedachten Flügeln bedekt, noch mit eingeschlossen werden kann, sondern vielmehr an die Luft heraussteht, so muß sie auch, wie alles Auswendige an einem Baum oder Aste, mit voller unverlezter Rinde bekleidet seyn.

Ob es gut sey, den innwendigen Ein- oder Zuschnitt des Pfropfreises bis aufs Mark, oder gar noch tiefer, so daß das Mark gerade noch gar hinwegkommt, zu machen, oder auch im Gegentheil, ihn nicht einmal bis aufs

Mark eindringen zu lassen, darüber sind die Meinungen verschieden; Versuche geben Jedwedem die beste Entscheidung.

Die Wildlingsplatte (auf Stamm oder Ast) muß an ihrer Rinde und zwar am liebsten auf derjenigen Seite, die nach Abend zu gerichtet ist*) herabwärts, in der Länge eines Zolls geschlizt werden, wobey man sich gewaltig in Acht nehmen muß, daß man ja nicht zu tief, nehmlich in das eigentliche Holz (bis auf welches hindurch man die Rinde schlizt) einschneide. Die durchschlizte Rinde muß dann, durch behutsame Darhinterschiebung des Messers oder eines hölzernen glatten Keilgens herabwärts so lang der Schnitt ist, und der Breite nach so breit, als die Breite des hineinzuschiebenden Pfropfkeiles, (welcher so eben, und zwar etwas bequem, hinter den Flügeln muß sitzen können) erfordert, von dem Holze losgehoben, oder gelüftet werden, eben wie man sie, wenn man den senkrechten Schnitt beym Oculiren macht, zu lüften pflegt, um das edle Auge hinter die Flügel zu schieben. Der Keil des Pfropfreises muß beynahe einerley Länge mit dem Schlize in die Wildlingsrinde haben, doch

*) Dieses deswegen, weil von Abend her in unserm Lande gemeiniglich die heftigsten Sturmwinde wehen, das Reis folglich am festesten steht, wenn es auf dieser Abendseite einwächst.

doch kann der Schliz eher noch etwas weniges länger seyn, damit ihn das unterste Ende des Keiles nicht empor zwängen und zerreißen möge. — Einige halten es für eine sehr schäzbare Baumkunst, wenn man auf das junge Holz, das ein glüklich angeschlagenes Pfropfreis austreibt, abermals pfropft, nehmlich ein oder zwei Jahre nach der ersten Bepfropfung seßen sie aufs vorige Pfropfreis abermals eins ein, und dies thun sie, nach einem Jahre, auch dem zweyten Pfropfreise. Von solchen Stämmen bekommt man, wofern man nur jedesmal einerley Sorte aufsezt, gewaltig dicke Früchte. Die Stämme selbst aber pflegen nicht alt zu werden.

Bey dem Rindenpfropfen kommt, nächst der Güte gedachter Zuschnitte, alles auf einen guten Verband an. Und da weiß ich denn keinen bessern, als die schon oben (März 5.) bey dem Copuliren angegebnen Baumwachsbänder zu empfehlen. Sobald das Pfropfreis hinter die Wildlingsflügel geschoben und in dieser Lage festgesezt ist, muß man gleich diese Flügel durch ein solches Band, das man (wie um die Copulationsstelle herum) gut und veste um sie her windet, wohl zusammenziehen und bedecken, also daß von außen nichts mehr von ihnen zu sehen sey und sich das Pfropfreis nicht von seiner Stelle weg rühren könne. Aber wie bedecken wir denn nun

auch

auch noch die bezweigte Platte selbst? denn das Band hält uns ja blos Flügel und Reis beisammen, ohne sich um jene Platte zu bekümmern. Diese Platte muß absonderlich bedekt werden, indem man sie mit einem eignen Stückgen Baumwachspflaster oder auch dadurch verhüllt, daß man ein Klümpgen Baumwachs (welches noch nicht auf Leinwand oder Papier gestrichen worden) darauf drükt und über selbiges ein Läppgen bevestigt.

Ich habe Stämmgen, welche nicht dicker waren als ein schwacher Finger, mit dem glüklichsten Erfolge nach dieser Anweisung in die Borke pfropfen gesehn und mir versichern lassen, daß es gut anschlage, wenn man Sommerlatten, mit gut gewählten (folglich noch nicht halb so dicken) gleichmäßigen Sommerlättgen in die Borke bezweigt.

Auf alle Gattungen der Fruchtbäume oder Sträucher wird sich unterdessen das Pfropfen in die Rinde schwerlich jemals anwenden lassen, und bis jezt, wenn mich nicht mehrere Versuche das Gegentheil überführen, glaube ich noch immer, daß es bey den Gattungen der Steinfrüchte, oder des Steinobstes nicht mit Erfolge anzuwenden sey, sondern lediglich bey dem Kernobste.

Wenn diese Veredlungsart angeschlagen ist und die Reiser bereis im Fortwuchse stehen,

so

so ist viele Aufmerksamkeit nöthig, um zu verhüten, daß nicht der Sturm die, noch nicht vest genug angewachsnen, Reiser elendiglich herabreiße; denn freylich hier, wo das Reis nicht (wie bei dem Spaltpfropfen) in einem engen Spalte, noch auch (wie bei andern Pfropfarten) recht haltbar an die Theile des Wildlings passend steht, befindet sich selbiges in einer etwas wandelbaren Stellung. Anfangs zwar dient ihm das umgelegte Baumwachsband zu einer treflichen Befestigung, allein diese entgeht ihm in kurzem, denn wenn das Reis angeschlagen und im würklichen Fortwuchse begriffen ist, so sieht man sich genöthigt, die Bandage (sanft) hinweg zu nehmen, weil sie, wenn man sie länger drum herum ließe, das Entstehen derjenigen Wülste und Saftumläufe verhindern und unterdrücken würde, die doch zur Verheilung der Pfropfstelle und gänzlicher Beendigung des Anwachsens erforderlich sind. Ist nun aber freylich solch eine Bandage abgenommen, dann kommt ja alles darauf an, in welchem Grade die erfolgte, anfangende, inwendige Vereinigung der Saftgefäße an Keil und Wildling glüklich und innig genug ist, um den auswärtigen etwa eintretenden, Unfällen (namentlich den Stürmen und denen sich etwa auf solch ein angeschlagenes Reis niederlassenden, wilden Vögeln) aus sich selbst widerstehen zu kön-

können. Zur Erleichterung dieses Widerstands und Verhinderung des Herabbrechens der Reiser schlage man haltbare Pfählgen neben die bezweigten Stämme ein, und hefte an selbige die austreibenden Reiser gut und künstlich an; Pfropft man aber hoch droben auf den Hauptästen (nicht aber unten auf dem Stamme) des Wildlings, so geht es nicht an, diese Pfählgen zu gedachter Absicht anzuwenden, denn man müßte ja da wahre Hopfenstangen beistecken. In diesem Falle binde man ganz kleine Stangen auf das stehen bleibende Hintertheil der beimpften Hauptäste auf das vesteste an, also daß sie vorwärts nach den aufgesezten Reisern und dicht an selbige anlaufen. An diese solchergestalt nicht gerade allemal aufrecht, sondern auch wohl in liegender, schiefer Lage (wonach es nun die Richtung der Pfropfreiser mit sich bringt) vestaufgebundenen Stangen hefte man die austreibenden Pfropfreiser bestens an. Nach einiger Zeit lehrt es dann schon der Augenschein, (wenn man die Pfropfstellen oder Verwachsungsörter nur ansieht), daß ein längerer Gebrauch solcher Beschützungsmittel nicht weiter nöthig sey, und da nimmt man denn dergleichen Stangen ꝛc. wiederum hinweg.

3. Ste=

3. Stecker vom schwarzen Maulbeer- ingleichen von dem Feigenbaum zu machen.

Zeigen beyde in freyem Gartenlande stehende Fruchtbaum-Gattungen, daß sie nun wirklich grün werden wollen, dann ist es Zeit, von ihnen Zweige abzuschneiden und in die Erde zu stecken, wenn man anders Lust hat, die Vermehrung durch die Zweige vorzunehmen. Solche Zweige müßen allemal Sommerlatten seyn, denn aus dem ältern Holze geht die Bewurzelung nicht leicht von Statten *). Die oberste Spitze derselben muß nicht verschnitten werden, wenigstens klebt man wiederum Baumwachs darauf, wenn man sie ja zu verschneiden genöthigt schiene. Unten müssen sie gerade oder dicht unter einem Auge abgeschnitten seyn und bei dem Einpflanzen also in die Erde kommen, daß lediglich das dritte Theil ihrer länge annoch über die Erde heraus gukt. Diese Erde muß fein und locker seyn, auch die Einpflanzung mittelst des Einschlämmens geschehen, damit die Stecker nicht hohl in die Erde zu stehen kommen. Nun entsteht aber noch

*) Vielleicht erfolgt sie am allerglüklichsten aus dem allerjüngsten Holze, wenn man nehmlich im Sommer die Reisergen stekt, die in den nächstvorherigen Frühlingswochen allererst entsprangen

noch die ſtreitige Frage zu betrachten: Muß diejenige Gartenſtelle, auf welche man dergleiche Stecker pflanzt, zur Sonne gelegen ſeyn, oder muß ſie im Schatten liegen? Die meiſten halten das leztere für rathſam, ich aber kann unmöglich beiſtimmen, denn obwohl an ſchattigen Plätzen die zum Einwurzeln nöthige Erdfeuchtung in reichem Maaße gegenwärtig zu ſeyn pflegt, ſo iſt doch dies nicht das einzige, was zum glüklichen Anwurzeln gehört, ſondern es fehlt hier noch immer ein andres eben ſo weſentlich nothwendiges Hülfsmittel nehmlich die Wärme. Alles Anwurzeln geht, ſo lang das Land um den Stecker herum blos naß, aber nicht erwärmt, ſondern vielmehr kalt iſt, äußerſt langſam von ſtatten, oder unterbleibt auch wohl gar. Ich glaube daher, daß es gut ſey, alle Stecker der freyen Sonne auszuſetzen. Beſonders nüzlich habe ich dabei gefunden, wenn man ſolch einem, an freye Sonne hingepflanzten Sezzweige, dergeſtaltigen Schatten macht, daß er ſelbſt (durch) irgend einige Verdeckung, die ſich jeder ſelbſt am beſten erfindet und die lediglich den Stecker ſelbſt, nicht aber das Land um ihn her betrift) im Schatten ſtand, der Boden aber rings um ihn her an der offenen Sonne verblieb. Hierdurch ward der Boden gehörig erwärmt, ohne daß doch der Stecker ſelbſt in den erſten Tagen nach der

Ein-

Einpflanzung von der Sonne ausgezehrt werden konnte. So furchtsam man auch in der That zu seyn pflegt, wenn es darauf ankommt, einen unbewurzelten Stecker der freyen Sonne auszusetzen, weil man immer fürchtet, er möchte verdorren, so ungegründet ist doch wohl allemal diese Furcht. Man lehrt jezt so gar dies, die Stecker nicht allein auf eine sonnenreiche Stelle zu pflanzen, sondern auch selbige noch überdies in eine verstärkte Wärme zu versetzen, indem man über jeden Stecker eine gläserne Glocke (wie man selbige bei dem Melonenbau in den Küchengärten braucht) stellt. Diese Glocke soll man also über den Stecker stellen, daß sie vest auf der Erde antrift, gegen welche man sie andrükt. Auf diese Art kann unten her keine Luft an den Stecker gehen und er steht unter dem Glasgewölbe, das ihm auch die mattesten Sonnenstrahlen auffängt und auf das wohlthätigste zueignet, wie in einem wahren Mistbeetgen. Will man ihn begießen (denn an Feuchtung darfs ihm nie fehlen), so hebt man nicht erst die Glocke ab, sondern schüttet nur das Wasser rings herum an die Glocke heran, da es denn schon von selbst an den Senker zieht und den Boden unter dem Glase durchfeuchtet. Man hat mittelst dieses Vortheils, oder mittelst dieser klugen Anwendung der Glasglocken, in den Blumengärten bereits sehr glükliche Versuche

angestellt. Junge Stecker von Gewächsen, die sonst schlechterdings nicht aus Zweigen wurzeln mögen, bewurzelten sich vortreflich unter einer solchen Behandlung. Es ist demnach nicht zu zweifeln, daß auch bei den Stekzweigen der Baumgattungen gewaltig viel auf diesem Wege auszurichten sey. In Ermangelung einer Glasglocke kann man allenfalls ein Bierglas überstülpen, welches eben so gute Dienste leistet. Inzwischen wird es keinem Gartenfreunde reuen, sich, woferne es ihm nicht etwa gar zu kostbar fällt, wahre Glasglocken anzuschaffen, da sie im Küchen- Blumen- und Baumgarten gleich nuzbar anzuwenden sind.

Zweige des Feigenbaums oder des schwarzen Maulbeers, welche tief an der Erde weg wachsen, kann man auch, eben wie Weingesenke, einlegen, durch welches Senken sie auch zum Einwurzeln zu bringen sind, vornehmlich wenn Sommerlatten oder gar allerjüngstes Holz mit unter die Erde hinab kommt.

4. Anstalten gegen ausgekrochene Baumraupen.

Hat man dasjenige Aufsuchen und Vertilgen der Raupennester, welches ich oben (Jenner 4.) beschrieb, auszuüben unterlassen, so kriechen nunmehro, so bald die Witterung warm wird

nun-

und die Knospen der Bäume ausschlagen, die jungen Raupen zu tausenden aus ihren, in jenen Nestern enthaltenen Eyern aus, und der, welcher jezt erst einsammeln will, bekommt nichts, als die leeren Nester, aus welchen die Räupchen schon heraus sind. Welch ein Verderben sie von dannen, da sie mit größter Bequemlichkeit zu den jüngsten Trieben und den Blüthen des Baumes heran kriechen und alles verzehren können, über die Bäume verbreiten, ist eine nur allzubegreifliche und durch tägliche Erfahrung bestätigte Sache. Wer nun aber einmal in diesen betrübten Umständen sich befindet, hat der gar kein Mittel, um die, nunmehro bereits ausgekrochenen Raupen doch noch zu vertilgen? O ja, er hat noch folgende beide, die ihm doch einigermaßen zur Hülfe gereichen. Vors erste gebe er Acht, ob nicht etwa, nachdem diese Raupen ausgekrochen sind und ihre Verwüstungen zu unternehmen beginnen, einige kalte Tage oder ein Nachtfröstgen erfolgen. Geschieht dies, so wird man sogleich wahrnehmen, daß sich die jungen Raupen, welche, so lange die schönen Tage, in welchen sie ausgekrochen waren, währten, sich auf allen Zweigen des Baumes zu verbreiten begannen, nunmehro in große Trupps oder Gesellschaften versammeln und zugleich mit einem feinen Gespinste überziehn, hinter welchem sie vor der äußern

Kälte gedekt liegen und einer bequemern Witterung, bey deren Eintritt sie wieder herausspazieren, und sich auf dem Baume nähren könnten, entgegen sehn. Sobald man diese Gespinste der jungen Raupen wahrnimmt, so eile man auf das geschwindeste hinaus zu den Bäumen, und zwar muß dieses gleich am frühen Morgen geschehn; denn wartet man bis zum Mittage, so ist es da meistentheils schon wieder gelind und warm, die Raupen werden davon rasch und flink, welches dem, der sie herabholen soll, nothwendig weit größere Beschwerde verursacht; am frühen Morgen hingegen liegen sie, von der nächtlichen Kälte erstarrt, ganz wie ohne Gefühl hinter ihrem Gespinst, und da muß man nun eben leztere herabreißen, ohne das Geringste von ihnen droben zu lassen. Da nun in jedem solchen Gespinste sehr viele, ja oft eine ganz ungeheuere Anzahl Raupen liegen, so raft man ja, indem man solch ein einziges Gespinst herabreißt, mit einem Zuge alle darinnen befindliche Raupen hinweg. Leztere werden darauf nicht ins Wasser geworfen (denn hier schwimmen sie oft glüklich ans Land und steigen dennoch an einem andern Orte wohlbehalten ans Ufer) auch nicht in die Erde gegraben, (denn sehr viele Raupen leben bestens in der Erde fort und vermehren sich alsdann nichts desto weniger) sondern sämmtlich todt

getreten, man kann sie auch ohne sie herabzureißen mit einem sehr schwachen Schuße Pulver, den man ohne Pfropf in eine Flinte ladet, auf dem Baume ersticken, ingleichen mit einer Strohfackel, die man mit Pech bestreicht, wegzünden. — Wenn nun aber, nachdem die Raupen ausgekrochen sind, keine solche kalte Witterung, welche selbige in die Gespinste zu jagen vermöchte, eintreten will, dann müssen wir zweitens folgendes Mittel versuchen: Man nimmt troknen Pferdemist, faules Holz und andre nicht helle brennende, sondern mehr schmauchende Sachen, reibt sie zu Pulver, mengt sie mit etwas zerstoßnem Schwefel und Unschlitt, oder Talgstükgen. Zugleich nehme man an einem ruhigen, Windstillen Tage ein Kohlbecken voll mäßig glühender Kohlen; also bewafnet begebe man sich unter den mit ausgekrochenen und auf den Aesten umherlaufenden Raupen besezten Baum, werfe etwas von obigem Pulver und Talge allmählig aufs Kohlfeuer und lasse nun die Dampfwolken gerade hinan in des Baumes Crone steigen. Dieser Dampf bringt die Raupen ums Leben. — Ein Schlesischer Landwirth machte neuerlich bekandt, daß wenn er in einen mit Raupen oder andern schädlichen Insectenarten beladenen Baum, so nahe, als möglich nach dem Stamme zu, folglich am untersten Theile des

Zweiges, ein kleines Loch mit einer Schusterpfrieme in den Baum mache, in solches etliche Tropfen Quekſilber fallen laße und das Loch dann beſtens mit einem hölzernen Nagel verkeile oder zuſpünde, ſo würde der Baum, (weil das Quekſilber überhaupt allen Inſecten tödtlich ſey) gewiß nicht länger von jenen Feinden verlezt ſondern ſämmtliches Ungeziefer würde todt herabfallen. Wie viel mit dieſem Mittel auszurichten ſeyn möchte, mag ich nicht entſcheiden. Da man es inzwiſchen auch ſchon in einigen Engliſchen Journalen geleſen hat, und das Quekſilber oder der Mercur allerdings den Inſecten tödtlich iſt, ſo bin ich geneigt es anzunehmen. Verſuche auf mehr als eine Art angeſtellt, zeigen alles am beſten. Nur erinnere ich, daß man mit dem Quekſilber nicht unvorſichtig handthieren müſſe, denn in unſerm Cörper iſt es ebenfalls vermögend, als ein Gift zu würken. — Vermuthlich richtig, aber etwas unbequem iſt ein andres Mittel gegen die Raupen: Man fängt eine große Menge Ameiſen ein, thut ſie in einen Sak zuſammen, bindet leztern oben veſt zu und hängt ihn in die Crone des Baumes, (der aber vollkommen freyſtehen und mit ſeinen Zweigen weder an einen andern Baum, noch auch an die Wand, noch auch an die Erde ſtoßen darf) zunächſt unter die Crone ſtreicht man an den Stamm rings um ihn herum einen

hond-

handbreiten Streif zähen, frischen Theer. Hierauf wird der Sak eröfnet, die Schaar der Ameisen kriecht heraus, durchläuft den ganzen Baum, will von ihm herab, hat aber dazu, da der Baum ganz frey stehet, keinen einzigen möglichen Weg, als über den Theer, welchen sie durchaus nicht betreten, weil sie sich viel zu sehr vor der Klebrigkeit desselben scheuen. Sie müssen also schlechterdings droben bleiben, endlich überfällt sie der Hunger und aus Mangel einer andern Nahrung fallen sie, sagt man, über die gesammten Raupen, die sich auf den Baume aufhalten, her und verzehren solche.

Freylich sollte, wenn wir schädliche Raupenarten ausrotten wollen, unsre Aufmerksamkeit nicht allein gegen die Raupen, sondern auch schon gegen die Schetterlinge gerichtet seyn, aus deren Eyern diese Raupen entspringen. Aeußerst bewährt war daher der Rath zweyer treflicher Schriftsteller (Krause und Lüder) als sie es uns zur Pflicht machten, genau zu beobachten, welche Gewächse derjenige Schmetterling zu seinem Aufenthalte und zu seiner Nahrung aufzusuchen und in so fern zu bewohnen pflegt, aus dessen Eyern uns gewiße nachtheilige Raupen entstehn. Man säe, sagen jene beyden Lehrer, Saamen vom gefüllten Ritterspurn (Delphin. Ajacis), der so leicht gedeyhet und erwächst, auf jede entbehr-

liche Stelle der Gärten (sie dienen ja ohnhin mit ihren schönen Blumen zur Zierde des landes). Man wird sehen, wie ungeheuer viel Schmetterlinge sich den Sommer hindurch an dieser Pflanze, wenn sie in Blüthe steht, ansetzen und von ihr schmausen werden. Und da hat man ja die schönste Gelegenheit, durch einen muntern Knaben, dem man eine solche Schmetterlingsklappe *), als zur geschwinden Weghaschung der Schmetterlinge bereits gewöhnlich ist, übergiebt, (und der uns, da es ihm selbst Spas genug macht, diesen nutzbaren Dienst fast um nichts erzeigt) das Wegfangen und Tödten aller Schmetterlinge, welche sich nach gedachter ihnen so erwünschten Anlockung ziehen, so lange besorgen zu lassen, bis sich weiter keine Schmetterlinge zeigen. Nach der Anzahl der getödteten Schmetterlinge muß man deren Wegfänger bezahlen, so wird er sich gewiß rühren. Auch die Türkenbundzwiebel- oder Martagonblume, nicht weniger die Blüthe vom griechischen Baldrian (Polemon. coerul.) von der

Car-

*) Diejenigen Zangenförmigen Instrumente, welche man Schmetterlingsklappen zu nennen pflegt, sind den Liebhabern und Sammlern der Insecten bereits bekannt. Ein sehr bequemes Instrument dieser Art kann man aus dem 16. Bande der Königl. Schwedischen Akademie 1755. ausführlich beschrieben kennen lernen.

Cartheuſernelke und andern, die jeder in ſeinem eignen Garten und in fremden, welche er beſucht, am beſten abnehmen kan, geben eine ſehr angenehme Lockung ab, nach welcher ſich, wie nach obgedachter Ritterſpornblüthe, die Schmetterlinge ſo begierig ziehen, daß man ſie darüber ganz leichtlich wegfangen kann. Eben ſo ziehen ſich einige Arten der Nachtvögel, aus welchen ſchädliche Raupenarten kommen, nach blühenden Wein- und Je länger Je lieber-Stöcken. — Im Küchengarten, um nur noch ein Beiſpiel zu geben, kann man den weißen Schmetterling, aus deſſen Eyern im Julius und Auguſt die ſchreklich gefräßigen, garſtigen, grüngelben Kohlraupen (auf dem weißen Kopfkohl, und allen Kohlarten) entſtehen, auf blühenden Salbeyſtöcken und Diſteln ꝛc. zu Hunderten wegfangen. Man muß ſich aber, wenn man dieſe Schmetterlinge wahrnimmt, nicht erſt noch mehrere Tage lang aufs Wegfangen beſinnen, denn ſonſt legen ſie ja ihre Eyer ab, und wenn dieſe gelegt ſind, ſo ſchafft uns dann das Wegfangen der Schmetterlinge an ſich ſelbſt gar keinen Nutzen, weil dieſe nicht älter als einige Wochen alt werden, folglich nicht etwa im nächſten Jahre zurückkehren, um abermals Eyer zum 2tenmale zu legen.

Zu den guten Mitteln gegen Raupen gehört auch, daß man die von ihnen beſezten

Bäume tüchtig schüttelt, die herabfallenden Raupen zertritt und dann auf der Stelle einen Fuß hoch über der Erde den Stamm eines jeden Baums rings in der Runde mit solch einem Theerringel oder einen von Wagenschmier anstreicht als ich schon oben (bey dem Ameisenmittel) empfahl. Dies verhindert, daß von den irgend unzertreten gebliebenen, oder von andern Bäumen neu herbei kriechenden Raupen, keine den Baum hinauf steigen kann. Denn über den Theer gehen sie nicht. — Man fängt auch jezt an von einer Erfindung zu sprechen, von welcher sehnlich zu wünschen ist, daß sie baldigst zur Vollkommenheit gelangen möge. Man zieht nehmlich die electrische Materie in die leidensche Flasche zusammen und leitet sie von da, durch electrische Ketten von Eisendrath, auf die vom Ungeziefer besetzten Bäume. Der electrische Schlag bringt sodann alles Ungeziefer und alle dessen Brut in einem Augenblicke ums Leben.

Am allerschlimmsten haben es freylich, was die Baumraupen betrift, die Bewohner solcher Ortschaften, die nahe an Waldungen liegen. Woferne diese auch den rühmlichsten Fleiß auf Reinigung ihrer Gärten von allen Raupennestern und angeschmeisten Eyern verwenden, so müssen sie doch beständig Gefahr laufen, daß sie häufiges Ungeziefer aus dem Walde bekommen. Wer kann die

weit-

weitläuftigen Hölzer von alle den zahlreichen Arten schädlicher Insectenbrut säubern? so herzlich auch zu wünschen wäre, daß man es könnte, denn die Waldungen sind die rechten Vorrathshäuser, aus welchen sich viele schädliche Insecten über das Land verbreiten, so wenig darf man es doch hoffen, am wenigsten von allen Arten dieser schädlichen Geschöpfe.

Die uns unter dem Namen Meise bekannten Vogelarten (Parus L.) gehören zu den besten Vertilgern der Raupeneyer. Diese Vögel sollte man also durchaus nicht so häufig wie gewöhnlich wegfangen.

May.

1. Nachholung der im vorherigen Monathe oder auch schon im März angegebenen Verrichtungen, falls selbige aus Nachläßigkeit, oder auch aus Nothwendigkeit unterblieben waren.

2. Beschneidelungsart derjenigen jungen Obstwildlinge, welche übers Jahr bepfropft oder auch im heurigen Sommer oculirt werden sollen.

Schon oben (ziemlich im Anfange von Merz 4.) zeigte ich ausführlich, daß ich es bis jezt für rathsam hielte, unterhalb einer Veredlungsstelle gar keine Wildlingsästgen zu dulden, daß ich es daher anrathen müßte, jedem Wildlinge wenigstens einige Monathe vor der vorzunehmenden Veredlungsart selbst, (es sey dies nun welche Art es wolle) alle diejenigen Aestgen, welche er von der Erde an, bis zu demjenigen Flecke hin, auf welchem man (zu seiner Zeit) die Veredlung anbringen wird (nicht aber noch höher hinauf) ausgetrieben hat, gänzlich wegzuschneiden; dieses nun bey denjeni-

jenigen Wildlingen auszuüben, welche im Frühjahre des künftigen Jahres gepfropft, oder copulirt, oder auch schon im heurigen Sommer ins schlafende Auge oculirt werden sollen, ist nun gerade die rechte Zeit. Beym Wegschneiden dieser Aestgen muß man leztere glatt und scharf wegputzen d. h. also, daß der Schnitt nicht langen Rehfüßen gleiche, noch ein Sturzel oder Stummel des abzuschneidenden Aestgens am Stämmgen stehen bleibe; denn solch ein Verfahren verhindert das glükliche Verwachsen der Schnittstellen und zieht folglich den Bäumen dürres Holz zu. Sollte solch eines Aestgens Wegschnitt eine etwas beträchtliche Schnittstelle geben, so verstehts sichs, daß sie mit einem Baumwachspflaster bedekt werden müsse, bis daß sie zugeheilt sey. Freylich ist es wohl das beste, daß man solche Nebenästgen niemals allzuberächtlich werden lasse (vornehmlich an den Steinobstwildlingen, die alle Verwundungen so schwer verwachsen) denn ob ich wohl fest überzeugt bin, daß diese Aestgen in den ersten Lebensjahren eines Bäumgens demselben nüzlich sind *) so dürfen sie doch auch nicht so lan-

*) Sie dienen nehmlich dazu, daß sie den Baumsaft reichlicher und lebhafter aus den Wurzeln in das Stämmgen empor ziehen und lezteres hierdurch fein dik und stammhaft machen, da es ohne solche

lange an ihm stehen bleiben, daß sie alt und dik würden, folglich nicht ohne merkliche Verwundung des Stämmgens abgeschnitten werden könnten. Ueberdies bleiben ja auch bey der nothwendigen Wegschneidung, die ich in gegenwärtiger Nummer des Mayes abhandle, noch gar viele Nebenästgen jedes Stämmgens stehen, nehmlich alle diejenigen, welche höher hinauf aus letzterm hervorgehen, oder über der zukünftigen Pfropf- oder Oculierstelle aus dem Wildlinge hervorgetrieben haben. Diese übrig bleibenden Nebenästgen, die man nicht wegschneidet, vertreten ja dem Stämmgen die Stelle der gedachten untersten Saftzuführer oder der Nebenäste, die man wegputzen mußte, von Stund an vollkommen.

(3) März. 7.

Das daselbst unter den Namen **Sommerschnitt** und **Abzwicken** ausführlich beschrieb-

solche Nebenästgen zwar sehr lang in die Höhe, aber schwach und dünne treibt, wie eine Spißruthe aufzuwachsen und vor lauter Schwäche kaum seine eigne Crone aufrecht zu erhalten pflegt. Freylich aber, wenn diese Nebenästgen allzu alt und dik werden, oder wenn sie an erwachsnern Bäumen, (deren Stamm schon die rechte Proportion hat und nicht erst gebildet zu werden braucht) heraustreiben, dann werden sie, mit allem Rechte, **Räuber** genannt und je ehr je lieber weggeschnitten.

schribne Geschäft findet, vom May an, seiner Anwendung völligen Anfang.

4. Obstbäume auf dürrem Sandlande zu erfrischen.

Pflanzte man irgend im Frühjahre seine Obstbäume zu spät und es bleiben dann etwa die Regen aus, oder war dies zwar nicht der Fall, aber unser Garten hatte überhaupt ein so dürres und hitziges Land, daß in ihm sogar die, schon vor mehrern Jahren angepflanzten Bäume von dem May an immer schmachteten und kraftlos da standen: so ist es schlechterdings erforderlich, sich bey diesen übeln Umständen in eine Gegenverfassung zu setzen. Allemal ists ein großer Fehler, wenn der, welcher einen solchen Boden hat, der sehr leicht die Feuchtigkeit verliert, seine Obstbäume erst im Frühjahre pflanzt, zu welcher Zeit es ja ohnhin scharf trocknet, folglich die bey Einpflanzung des Baumes umgestoßene und durch und durch erlockerte Erde um so viel leichter ihre ganze Feuchtung verliert. Auf solchem Lande muß vielmehr allemal schon im Herbste gepflanzt werden, wodurch man soviel gewinnt, daß es hernach im Frühjahre nicht vorfällt, die Erde aufzureißen und hierdurch der austrocknenden Luft blos zu stellen, sondern sie bleibt dann

meröfnet und behält die den Winter hindurch eingesogene Feuchtigkeit bestens in sich. Man findet aber doch auch Gärten genug, wo selbst das nur erwähnte Anpflanzen der Bäume vor Winters noch nicht genug ist, um den Bäumen sattsame Feuchtung des Erdbodens zu conservieren und wo sie, wenn sie gleich zur angegebenen Zeit eingepflanzt und würklich angeschlagen waren, doch in jedem nachfolgenden Jahre, wofern solches nicht zu den würklich naßen Jahren gehört, mit lauter Dürre und Schmachten kämpfen müßen. Ich habe verschiedene male Gelegenheit gehabt, das Elend der Bäume auf solch einem dürren Sandlande zu observiren; bis zum Monath May ließen sich die Bäume mehrentheils herrlich an, denn so lange hielt etwa noch die den Winter hindurch eingesammelte Feuchtung um die Wurzel an, und oft glaubte man, nach dem Blüthenanscheine, es werde heuer viel Obst gewonnen werden; allein kaum nahte sich der May, und die vermehrte Wärme der Witterung, so sanken auch alle gefaßten Hofnungen der armen Besitzer auf einmal dahin, der Erdboden ward zu dürr, die Blüthen fielen ab, oder, wenn schon Früchte sich angesezt hatten, wenn leztere sogar schon zu einiger Größe gelangt waren, so stürzten doch auch diese Früchte, sobald nur einige Sommerdürre eintrat, aufs kläglichste her-

un-

unter. Auf solche Weise gieng es Jahr aus Jahr ein und die Besitzer klagten, daß sie keinen Nutzen von ihren Bäumen hätten, daß sie solche ausrotten und sich nicht wieder mit Baumzucht befassen würden. Letzteres konnte ich nicht billigen, denn ob es wohl ganz unstreitig ist, daß auf solchem Lande der Obstbau allerdings sehr behindert sey, daß man daselbst nicht leicht so großen Ertrag von den Obstbäumen erlangen kan, als auf einem festern und feuchtern Boden zu bekommen möglich ist, so muß man doch deswegen keinesweges alle Hofnung aufgeben. Erst dann, wenn man alle diejenigen Mittel, welche uns hierinnen allerdings gar sehr hülfreich werden können, vergeblich angewendet hat, darf man sagen: Ich mag mich auf meinem elenden Boden nicht länger mit Baumzucht abgeben. Diese Mittel nun beruhen auf folgendem.

1) Kommt es darauf an, ob wir blos Baumschule anlegen, und mit denen darinnen erzielten jungen Bäumgen einen Handel treiben wollten, oder ob es uns um den Obstbau folglich um Anzucht großer, tragbarer Bäume, deren Früchte uns in der Haushaltung nützten, zu thun sey. Im erstern Falle hätten wir uns am allerwenigsten vor der schlechten Beschaffenheit unsers Bodens zu fürchten, (dies werde ich unten (October 1.) ausführlich erläutern) im 2ten Falle aber brauchten wir

doch auch nicht muthlos zu werden, wofern wir nur die gleich folgenden Nummern beobachten wollen. 2) Müßen wir uns nur hüten, daß wir auf solches Land die Bäume nie im Frühjahre, sondern allemal schon im Herbste pflanzen. 3) Müßen wir, wenn wir die Bäume, mit welchen wir unsern dürren Boden bepflanzen wollen, nicht selbst auf eben dem Boden gezogen haben, uns allemal sorgfältig bemühen, sie aus keiner solchen Gegend herzuholen, die einen bessern Boden hat, als die unsrige, oder deren Erdreich wohl gar zu den fetten gehört. Wie soll es möglich seyn, daß junge Bäume, die von Jugend auf einen reichlichen Zufluß nahrhafter Säfte genoßen haben, auf unserm ungleich hungrigern Lande glüklich und freudig gedeihen? 4) Müssen wir uns nicht vorsetzen alle und jede Arten der Fruchtbaumgeschlechter, auf unserm Boden zu ziehen. Einige derselben verlangen sehr vielen Saft z. B. die Quittenbäume; diesen nun wird es ohnmöglich auf unserm Lande gefallen und sie werden daselbst so schlecht fortkommen, daß es wahrhaftig die Mühe, selbige gepflanzt zu haben, keineswegs belohnen wird. Allein warum hatten wir auch so untaugliche Geschlechter erwählt, warum nicht lieber diejenigen Fruchtgattungen gepflanzt, die nicht so viel Saft prätendiren und dennoch Früchte tragen. Sehr klüglich handelt daher derjenige,

ge, welcher, wenn er Gelegenheit hat, fremder Leute Gärten zu besehen, selbige mit Nutzen besieht, indem er vornehmlich auf 2 Stükke acht hat, nehmlich welche Pflanzen wachsen in diesem Garten vorzüglich freudig, welche hingegen kränkeln und haben keinen Wuchs? ferner wie ist der Boden, darauf sie stehen, beschaffen? Wer mit diesem Untersuchungsgeiste seinen eignen und andrer Leute Garten zu betrachten gewohnt ist, bekommt endlich eine, überaus nutzbare, Kenntniß von der überaus wichtigen Materie, die wir die möglichst beste Benutzung eines Bodens benennen. Gewiß kein Boden ist so elend, daß er nicht Pflanzen, von wahrhafter Nutzbarkeit zu tragen vermöchte, ja oft ist solch ein elendes Land so gar allein und vorzüglich geschikt, dieses oder jenes Gewächs in wahrer Vollkommenheit zu erzeugen. In dem elendsten, dürrsten, unfruchtbarsten und brennend heißen Theile von Asien liefern die Dattelpalmen (Phoenix dactylifera, was wir gemeiniglich schlechtweg den Palmbaum nennen) ihre köstlichen, saftreichen Früchte in überschwänglicher ja in solcher Menge, als sonst, selbst auf den fruchtbarsten Districten, nicht geschieht *), und man

*) Die elendesten Sandstrecken von Klein: Asien, Persien, Ostindien und der africanischen Barbarey sind gerade das rechte Vaterland der Dattelbäume.

würde sich gewaltig irren, wenn man folgendergestalt Schlüße machen wollte: Weil diese oder jene Baumart so saftige Früchte trägt, so ists unmöglich, daß sie auf troknem Erdboden gedeyhen kann. Solch ein Schluß wird nicht allein durch das nur eben, von dem Dattelbaume, angeführte Exempel völlig widerlegt, sondern auch durch sehr viele, die wir um uns selbst her wahrnehmen können. Mehr als einmal habe ich auf einem bloßen Sande die schönsten Pfirschbäume mit Früchten ganz beladen gesehen, welche auch würklich zur vollkommensten Reife, folglich zu allen Säften gelangten. Daß auf dergleichen Boden Weinstöcke, deren Trauben auch sehr vielen Saft bedürfen, vortreflich wachsen können, ist ja eben so gewiß, und allgemein bekannt, auch weiß es jeder Kenner, daß die herrlichsten Melonen, die dabey von der beträchtlichsten Größe und ganz voll Safts sind, nirgends so glüklich, als auf einem trocknen Lande erwachsen. 5) Müßen wir auch einige Mittel anzuwenden wißen, um die Kraftlosigkeit und Dürre unsers Landes weniger beträchtlich und schädlich zu machen. Hieher gehören folgende Vortheile: Nie dürfen wir ihn mit einem für seine natürliche Beschaffenheit unanständigen Dungmittel bessern wollen. Oft glauben einfältige Besitzer solcher Ländereyen, wenn sie nur düngten, so hätten

sie

sie auch schon alles recht gut gemacht. Dies ist aber ein gewaltiges Vorurtheil. Es kann ein Düngungsmittel, an sich betrachtet, kräftig und nutzbar seyn und sich doch für den Sandboden gar nicht schicken, ja ihn wohl gar noch mehr entkräften und verderben. Hievon werde ich unten wenn ich von den Baumschulen und von der Wahl des für letztere diensamen Erdreichs handeln werde, ausführlicher reden. Ferner muß man dergleichen dürres Land, zunächst um jeden Baumstamm herum, mit langstrohigtem Pferdmist überdecken. Dieses lange Geströh, welches man im April oder May (ja auch, wenn die Märzluft den Boden hart austrocknen wollte, wie sie nicht selten, und jedesmal mit einem leider großen Nachdrucke thut, schon im Märzmonathe) wenigstens eine oder zwey Ellen breit um jeden Stamm herum $\frac{1}{4}$ Elle hoch auf die Erde deckt, verschafft dem sandigen Lande eine trefliche Beschützung gegen das Austrocknen das sonst, wenn ihn die Sonne frey bescheinen, oder der Wind ungehindert auszehren darf, ganz unvermeidlich ist. Man läßt dieses Stroh bis in den September um die Bäume herum liegen, alsdann aber nimmt man es weg, weil von da an alle Gefahr des Austroknens aufhört, indem es gegen den Herbst gar nicht an Regen zu fehlen pflegt, auch zu solcher Zeit die Bäume

nicht so viel Feuchtigkeit gebrauchen, weil sie nun bald das Laub fallen lassen und dann der Saft zurückgeht. Es ist in der That ganz ausnehmend, wie herrlich sich das Erdreich unter solch einer Beschützung in sich selbst feucht erhält, und wie gut die Näße die doch selbst während der warmen Jahrszeit von Zeit zu Zeit im Regen herabfällt, auf lange Zeit den Wurzeln zu statten kommt.

An einem sandigen, magern Orte soll man den einzupflanzenden Baum in der Unterfläche desjenigen Erdreichs, auf welchem er stehen soll, mit einer guten Karre voll fetten Leimens (Lehms) versorgen. Dieser hält den Baum an seinen Wurzeln frisch, feucht und bey guten Kräften. Unsre Altväter, schreibt Hagedorn, müßen hievon bereits gute Wissenschaften gehabt haben, indem man bey Ausgrabung alter Obstbaumstummel wahrgenommen, daß sie so vorsichtig gewesen, sich des in die Tiefe gebrachten Lehms zu bedienen. Bäume, welche solchen Lehm unter ihrem Fuße haben, gedeyhen selbst auf todtem, brennenden Sande. — Abermals ein rechter Hauptvortheil, von dessen großer, wohlthätiger Würksamkeit ich selbst vielfältige Proben erlebt habe, und in welchem ich dem Hagedorn aus Herzensgrunde beypflichte.

Bäume auf dürftigem Lande können auch dadurch gar sehr gut bey Feuchtung erhalten werden, daß man von dem Ausgange des Winters an, bis zu Ende des Sommers ihre Stämme über und über in feuchtes Moos, über welches man Flachswerg (Heede) schlägt, einbindet, welches leztere man den Herbst und Winter hindurch, wo an Feuchtung kein Mangel ist, und wo sie sonst nur übermäßig werden könnte, gänzlich hinwegnimmt, bevor die Fröste eintreten, die dem allzufeuchten Holze heftiger zusprechen mögten.

Den Bäumen dadurch Feuchtung zu verschaffen, das man die Erde, in welcher sie stehen, begießt, scheint mir sehr beschwerlich und nicht einmal rathsam. Desto rathsamer aber ist das Uebersprizen der Cronen oder belaubten Zweige, das bey den Zwergbäumen sehr leicht ausgeübt werden kann. Ein bey dürrer Witterung nach Sonnenuntergang an seinen Zweigen übersprützter Baum, erfrischt sich hierdurch (weil die Blätter das wenige mitgetheilte Waßer in sich saugen und dadurch die Saftgefäße nähren) dermaßen, daß man es kaum so finden würde, wenn man ihm recht viel Waßer an seine Wurzeln gegossen hätte.

5. Besorgung der Weinstöcke.

Mit diesen haben wir jetzt zweyerley zu thun: Erstlich müßen wir ihnen das Thränen (das Auslaufen des Saftes aus den beschnittenen Rankenstellen) verwehren, weil es Schade und für den Stok eine Entkräftung seyn würde, wofern wir zugeben wollten, daß soviel edler Saft vergeblich wegträufelte. Da es beym Verschneiden so vieler Ranken allzuweitläufig seyn würde, jeden Schnitt (wie gleichwol bey den größern Schnitten und Wunden des Weinstocks geschehen muß) mit Baumwachse zu verkleben, so überläßt man die Ranken sich selbst. Sieht man nun, daß das Thränen angeht, welches nicht früher, als bey recht gutem Wetter, dessen Wärme die Säfte empor zieht, zu geschehen pflegt, so nimmt man zu jedem thränenden Reben so viel von der ersten besten klaren Erde, als zwischen 4 Finger gefaßt werden kann, und streut dies Erdenpulver auf die bethränte Stelle; dies verstopft den fernern Ausfluß des Safts, zumal wenn es nach mehrern Stunden oder am folgenden Tage wiederholt wird. — Zweitens müssen wir von diesem Monathe an eben denjenigen Sommerschnitt an die Weinstöcke wenden, welchen ich oben (März 7.) bey den Zwergbäumen so innig anempfohlen habe. Da es nehmlich bey den

Wein-

Weinstöcken nicht weniger, als bey den Zwergbäumen unser Wille und Absicht ist, daß sie so wachsen sollen, wie es sich an einem Spaliere oder Geländer schickt, dieses aber kein den Weinstöcken anerschafner Wuchs ist, so müßen wir ja dafür sorgen, das wir dem unordentlichen Hervortrieb hinderlicher und die Figur verstellender Ranken Einhalt thun; wahr ists, der Schnitt des Frühlings im nächstkünftigen Jahre ist im Stande jeden unrechten Ranken, der irgend heuer erwächst, wiederum zu vertilgen; allein ists nicht schade, wenn man Zweige erst erwachsen und ihre Nahrung auf Kosten der guten Ranken suchen läßt, um sie dann übers Jahr wiederum wegzuschneiden? Ists nicht ungleich besser und vernünftiger sie, gleich in ihrer Entstehung zu vernichten, und hierdurch allen Saft, den sie sich zueignen würden, in die guten Reben, welche stehen bleiben sollen, zu leiten? Weil nun aber, sowohl am Weinstocke, als an den Zwergbäumen, vom April oder May an, bis zu Ausgang des Sommers, immerfort unschikliche Zweige hervorsproßen, so muß man auch während dieser ganzen Zeit, aller 3, höchstens 4 Wochen bey ihnen sämmtliche Zweige und Ranken visitiren, um diejenigen unschicklichen Sproßen, welche aus jenen hervortreiben, aufzufinden und auszuspähen. Diese unschiklichen Spro-

ßen nun sind bey dem Weinstocke folgende: 1) Alles, was aus seinem mehrjährigen Holze hervorwächst. Geschieht dieses hervortreiben solch eines Sprossens an einer solchen Stelle des Weinstockes, woselbst er eine Lücke hat, so ist es freylich rathsam, jenen jungen Trieb, zur Ausfüllung dieser Lücken, beyzubehalten; außer diesem Falle aber ist es nicht rathsam ihn zu dulden, denn dergleichen Holz trägt nicht leicht Frucht und steht hierinnen denjenigen Ranken, welche aus Sommerlatten hervorwuchsen, gewaltig nach. 2) Alles, was die Gestalt schändet, die der Weinstock, seinem Spaliere nach, haben solle. So können z. B. an einem Stocke, der am Spaliere steht, ohnmöglich diejenigen Zweige geduldet werden, welche vorwärts nach dem Gesichte dessen, der solch einen Stock von vorn her betrachtet, zuwachsen, denn alle Zweige müßen ja (es sey nun rechs oder links) seitwärts (nicht vor- noch auch gerade hinterwärts auf die Mauer los) gehen und hervorwachsen. 3) Alle Waßerranken, und wenn sie auch gleich weder zu den nur gehabten Nummern 1. (aus dem mehrjährigen Holze kommend noch 2. (unschiklich stehend) gehören sollten. Von den Unterscheidungsmerkmalen, durch welche man die Waßerranken der Weinstöcke erkennt, habe ich schon oben (Merz 14.) das nöthige angegeben.

Noch

Noch kann man auch in gegenwärtigem Monathe, wenn die jungen und des Beybehalts würdigen Ranken hervor treiben, seine Aufmerksamkeit auf die Art, wie sie wachsen, richten. Merkt man, daß einer allzufrech über seine Mitranken hinaustreiben will, so ist es jezt gerade noch Zeit, ihm hierinnen ein billiges Hinderniß in den Weg zu legen. Dieses leztere besteht nun lediglich darinnen, daß man den alten Ranken, aus welchem jener zu frech wachsende hervorsproßt, in eine schiefere und gebognere lage vestbindet, als diejenige war, in welcher wir ihn, als wir dem Stocke den Schnitt gaben, angebunden hatten. Je gekrümmter die Lage ist, in welcher der Zweig eines Obstbaums oder der Ranken eines Weinstocks wachsen muß, desto mehr hört die Frechheit seines Fortwuchses ins Holz auf, und desto mehr wird sein Saft in ein langsames Umlaufen gebracht, dessen nächste Folge eine sehr verstärke Tragbarkeit und viel willigeres, reichlicheres Fruchttragen wird.

6. Verpflanzung der Wurzelsproßen des Feigenbaums am Spalier.

Hat man an denen im freyen Lande stehenden alten Feigenbäumen Nebensproßen, welche bewurzelt sind, so ist es nun gerade Zeit,

sel-

selbige von den alten abzulösen und absonderlich einzupflanzen. Dergleichen Sprößlinge sollen nach einiger Gärtner Rath wie junge Weinstöcke, d. h. also eingepflanzt werden, daß sie tiefer als zuvor zu stehen kommen, damit auch noch aus ihrem jungen Holze Wurzeln schlagen. Andre widersprechen dem und rathen eben so tief und nicht tiefer, als das Bäumgen vorher stand, zu pflanzen. Dergleichen Bäumgen, die im freyen Lande entsprungen sind, schlagen allemal besser und glüklicher an, als diejenigen, welche im Gewächshause (an denen daselbst in Kübeln unterhaltenen Feigenbäumen) entsprangen und von da ins freye Gartenland gepflanzt werden; denn leztere sind schon weichlicher gewöhnt, sehnen sich immer zurück ins warme Gewächshaus, haben auch keine so gesunde, gerade und tiefgehende Wurzeln als die in freyer Erde entsprungenen, deren Wurzeln auch, gedachter bessern Beschaffenheit halben, nicht so leicht ausfrieren.

7. Verwahrung derjenigen leinenen Verdecke der Obstbäume, durch welche man sie vor den traurigen Würkungen des Nachwinters beschüzte.

Ich handelte die Beschreibung dieser kostbaren Vorhängetücher oben (Hornung 1.) ausführ-

führlich ab. Jezt in dem Anfange des Mayes wird ja wohl nichts weiter von den Spätfrösten nachkommen, jezt also nehme man diese leinenen Vorhänge von den Mauern ab, denn sie sind folglich nicht länger zur Beschützung nöthig und würden, wenn man sie unnüzer weise an freyer Luft und Regen draußen laßen wollte, viel früher zerreißen und verderben.

8. Blattläuse zu vertilgen.

Zweyerley Arten von Insecten sind es hauptsächlich, die wir unter diesem Nahmen in den Baumgärten antreffen 1) grüne und 2) schwarze Blattläuse. Blos in der Farbe und in dem Aufenthalte sind diese beyden Arten von einander verschieden, sonst aber ist der äußere Bau oder die Gestalt an beyden Eins. Die grünen trift man an Aepfelbäumen an, und dies sind völlig die nehmlichen mit denen, die wir fast jedes Jahr an den gemeinen Rosenstöcken in so gewaltiger Menge sitzend finden, und welche auch den Grasblumen oder Nelken so ausnehmenden Schaden zufügen, daher man sie auch Rosenläuse ingleichen Nelkenläuse nennt. Nur selten habe ich diese schlimmen Thiere auf den Apfelbäumen bemerkt, meistentheils nur auf denen die schon alt, und dabey höchstkrank und dem Eingehen

nahe

nahe waren, jedoch auch leider auf denen darneben stehenden gesunden Bäumen, die von erstern kränklichen Stämmen mit dem Ungeziefer angesteckt worden waren. Mit den schwarzen Blattläusen hingegen kann man schon eher bekannt werden. Sie sprechen gewaltig gern auf den Kirschbäumen ein. Am liebsten scheinen sie mir immer, eben wie die vorherigen, von verdorbnen Säften kränklicher Bäume zu leben, fanden sich aber doch auch von da gar bald auf ganz gesunde Stämme ein. Ist der May warm und fruchtbar, so kriechen sie schon in demselbigen aus den Eyern (welche äußerst klein, dem Auge kaum sichtbar sind, aber in sehr großer Menge an die Zweige und Knospen angeschmeißt werden, von wannen die auskriechenden Jungen sich sofort auf das jung ausgeschlagene, zarte Laub begeben, solches bis auf den Tod aussaugen, und so ganze Zweige ins volle Verderben bringen).

Dieses Insect ist eine gewaltige Plage des Gärtners, weil es sich sowohl durch Eyer, als auch durch lebendig zur Welt kommende Junge, die in jedem Monath (bis es kalt wird) aufs häufigste auskriechen, ganz zum Entsetzen arg vermehrt, auch von nichts als den eigentlichsten Lebenssäften lebt, die in den Zweigen und Blättern der Gewächse umlaufen. Die schönsten Reiser, die wachshaftesten jun-

jungen Zweige werden von den Blattläusen so schrecklich zerstochen und ausgesogen, daß sie, (da sie zumal nur erst vor kurzem aus der Knospe herausgetrieben hatten, folglich noch sehr zart und um so viel leichter umzubringen sind), binnen wenig Tagen wie verbrannt und gänzlich verdorben da hängen. Der Baum eröfnet zwar darauf (eben wie bey dem Raupenfraße auch geschieht) andre tiefer und wohl gar im ganz alten Holze sitzende Augen und treibt Knospen, aus welchen neue Zweige sproßen, aus diesen Augen hervor, allein wie sehr entkräftet ihn nicht schon dieser zweimalige Austrieb, und wenn dann auch dieser neue Austrieb von den Blattläusen besezt wird, (wie dieses fast immer geschieht, denn auf den absterbenden Zweigen, von welchen sie zuvor lebten, können sie nicht länger zehren, und brauchen doch jetzo noch mehrere Nahrung, weil sie inzwischen schon hundertfältige Junge ausgeheckt haben,) wenn sie auch ihn zu Grunde richten und sonach der Baum, noch mehreremale, ganz neue Augen auszubilden und aus ihnen auszuschlagen genöthigt wird, wenn dies wohl gar noch gegen Ende des Sommers geschieht und dann die noch so spät heraustreibenden Zweige ohnmöglich soviel Zeit übrig haben, um annoch reif zu werden, so ist ja wohl nur allzuleicht begreiflich, daß ein socher Baum, dem es irgend

gend

gend gar, weil man keine Gegenmittel braucht, einige Jahre nach einander also ergeht, vollkommen zu Grunde gerichtet werden müße. Uns Fruchttragen ist nun vollends unter solchen Umständen und bey einem so unordentlichen und gekränkten Umlauf der Säfte ganz und gar nicht zu gedenken.

Welches sind aber die Mittel gegen dies Ungeziefer? Man nehme ein Gefäßgen voll Wasser, werfe etwas Salz hinein und wenn lezteres zergangen ist so überpinsele man mit einem in dieses Wasser getauchten Pinsel sämtliche mit den Baumläusen besezten Zweige und Blätter. Hierdurch bewürkt man, daß nicht allein, indem wir dieses verrichten, sehr viele Blattläuse, die an dem Pinsel kleben bleiben, herabgezogen und getödtet werden können, sondern es hat auch das Salzwasser die Kraft, alle die man auch nicht herabstrich, sammt deren Brut vollkommen zu vertilgen. Zu viel Salz darf man meines Erachtens nicht zu dem Wasser nehmen. Es wird sonst lezteres dadurch zu steif und fressend, durch welches die Ausdünstungs- und Einsaugungslöchlein der Zweige und Blätter verstopft und angegriffen werden, woraus hernach ein desto größeres Verderben dieser leztern erfolgt. Ich pflege mich dieses sichern Mittels am liebsten gleich vor einem bevorstehenden Regen zu bedienen, welches mir den Vortheil zu haben

scheint,

scheint, daß dadurch das antrocknende Salzwasser, welches dann schon die Insecten und ihre Brut todt gefressen hat, baldigst wieder von den Zweigen und Blättern weggespühlt wird, als welchen es ja doch nichts einträgt.

Ein im Jahre 1784 von mir oculirtes Apfelstämmgen trieb im Frühling 1785 sein eingesextes edles Auge vortreflich aus, der Zweig aus lezterm wuchs zu einer fast befremdlichen Höhe *) empor. Auf einmal nahm ich, ohngefähr im Julius des nehmlichen Jahres, wahr, daß es seine bis dahin so herrlichen, steifen, fetten Blätter wie in einen Ringel zusammenzog und nicht mehr so ausnehmend freudig, wie zuvor aussahe. Ich untersuchte alles genau und fand die unterste Seite dieser zusammengezogenen Blätter ganz und gar mit grünen Läusen besezt. Ich erschrak über die Anzahl derselben und über die Gierigkeit, mit der sie zu saugen schienen. Ich be-

*) Mir zwar ist solch eine Höhe nicht befremdlich, denn ich bin mir ja bewußt, daß ich meine Bäumgen nicht etwa im hart gewordnen Erdreiche, noch auch im Unkraute stehen lasse, sondern daß der Boden beständig rein und locker gehalten, auch vor fast jedwedem fruchtbaren Regen, selbigen beßer einsaugen zu können, aufgehackt wird. Dies muß nun freylich den Bäumgen in die Höhe helfen.

beschloß, ihnen nächsten Tages mit einem kräftigen Salzwasser an Handen zu gehn, um ihnen doch aber auch gleich auf der Stelle einigen Abbruch zu thun, stieß ich, da ich gerade weiter nichts in der Hand hatte, als einen Zweig des gemeinen Buxbaums, mit selbigem soviel Blattläuse herab, als ich herab zu kriegen vermochte. Nach einigen Tagen fiel mirs wieder ein, daß ich das Salzwasser für mein Apfelstämmgen würde bereiten müßen, zuvor aber sahe ich doch noch ausdrücklich nach demselben. Und siehe da, ich fand keine einzige Blattlaus auf demselben, sondern sämmtliche Blätter wie neu gebohren und vollkommen gesund. Dies nahm mich, da ich gar nichts gegen diese Blattläuse gebraucht hatte, und es unter sochen Umständen stündlich ärger mit ihrer Vermehrung zu werden pflegt, äußerst wunder. Endlich fiel mir ein, daß ich jedes Blatt mit gedachtem Buxbaumreise etwas abgefegt hatte, und daß dieses Reis, da ich es vorher im Spazierengehn lange hin und her gebogen und durchrieben hatte, einen sehr starken Geruch von sich gegeben haben mußte, welcher sonach für die Blattläuse ein wahres Gift zu seyn schien. Ich besorgte, es möchten die Blattläuse irgend etwa nach etlichen Wochen das Bäumgen von neuem überfallen, allein meine Besorgniß ist ganz ungegründet gewesen und ich habe nie wieder etwas

was von diesem Ungeziefer daselbst getroffen. Sollte dieses so leicht anzuwendende Mittel sich auch ferner bestätigen, so wäre es gewiß dem Gärtner unschäzbar und sein Gebrauch der Anwendung des Salzwassers gewaltig vorzuziehen. Die kleinen Zweige und Blätter des Buxbaums in Wasser gekocht gäben dann gewiß ein sehr sicheres Vertilgungsmittel (eben wie manche ein Decoct aus Tabaksstengeln und Blättern gegen sie anwenden) das beste aber bliebe allemal ein bloßes Herabstreichen des Ungeziefers mit tüchtig geriebenen folglich stark riechenden laubigen Buxzweigen, denn diese trockne Abfegung legt sich nicht in die Gefäße der Baumblätter hinein und frißt selbige nicht selbst an, welches beym Aufstreichen eines Absuds oder Wassers doch niemals zu vermeiden, gleichwohl dem Baume allemal etwas nachtheilig ist.

9. Schildkäfer (Coccus L.) auf den Obstbäumen.

Nicht leicht wird man von den schädlichen Schildkäfern, die man gemeiniglich Schildläuse auch Baumläuse benennt, schon in gegenwärtigem Monathe etwas spühren. Ich werde solche deshalben erst im folgenden abhandeln.

10. Abwaschen der Baumstämme und Astrinden.

Sobald in diesem Monathe ein recht durchdringender und warmer Regen gefallen ist, muß man sich noch in eben der Stunde, wo er nachläßt, am liebsten aber während des Regens selbst, wenn es einmal so darzwischen inne zu halten scheint, hinaus an die Obstbäume begeben und mit einem in Wasser geweichten Lappen jedweden Baumstamm, nicht weniger jeden erreichbaren Ast rein reiben oder scheuern, damit seine Rinde von allen Arten des Mooßes, welche auf ihr zu wachsen, selbige auszusaugen und dadurch dem Baume sehr zu schaden pflegen, vollkommen befreyt werde. Diese Verrichtung, die sich, wenn es gerade geregnet hat, eben so leicht, ja spielend ausführen läßt, als schwer sie sich bey trockner Witterung ausübt, hat einen dergestaltigen Einfluß in das Wohlseyn der Obstbäume, als man sich in der That nimmermehr vorstellen sollte und ich kann selbige deshalben nicht genugsam anpreisen.

11. Schröpfen der Baumstämme.

Die Materie, welche ich hier berühren muß, gehört zu denen sehr streitigen unter den Kennern

nern der Baumzucht. Verschiedene sind so gewaltig dafür, daß sie es für eine Art von unumgänglichen Erforderniß bey allen Bäumen, welche sich wohl befinden sollen, erachten; Schröpfen scheint bei ihnen soviel zu bedeuten, als einem Baume gleichsam eine Purganz eingeben, damit er nicht etwa in Zukunft erkranke. Diese thörigte Meynung kommt mir ungefähr eben so gegründet vor, als wenn man behaupten wollte, ein gesunder Mensch müße gleich aderlassen, sonst würde er nicht gesund bleiben können. Andre, zu welchen große Kenner gehören, wiedersprechen dem so gewaltig, daß sie sogar behaupten, alles Schröpfen sey thörigt und verwerflich. Die Wahrheit steht, soweit ich bis jetzt hierinnen überzeugt bin, zwischen beyden streitenden in der Mitte und mag dahero wohl auf folgendem beruhn. Kein einziger Baum darf geschröpft werden, woferne uns nicht die Natur selbst an seinem Stamme darauf führt. Wie geschieht aber dieses leztere? Wir sehen nicht selten an jungen Bäumen (denn andre, als junge, jedoch wenigstens armsdicke und in dem Anfange der Tragbarkeit stehende, schröpft man nie) daß sie in so blühender Gesundheit und so gewaltig voll Baumsaft sind, daß ihnen die Rinde ihres Stammes hin und wieder vor lauter Fülle des Safts zerspringt und sich bey diesem Zerbersten, indem solches

verwächst und zuheilt, der Umfang des Schaftes merklich erweitert. Dieses Zerbersten der Rinde scheint mir ein offenbarer Wink der Natur zu seyn, daß wir solch eine Rinde aufschlitzen, folglich ein mehr regulaires und gut geleitetes, egales Aufreißen derselben bewürken sollen. Zerberstet die Rinde von selbst, so geschieht es nicht selten an unschiklichen Orten des Stammes, auch wohl zu tief, so daß man durch diese Spalte bis aufs Holz hineinsehen kann, welche zu tiefe Risse, wenn man sie nicht sofort verbindet und verklebt, zu unheilbaren Verwundungen werden können. Bey einem mit Geschick unternommenen Schröpfen hingegen kann man alles so einrichten, daß ein regelmäßigeres Eröfnen der Rinde erfolgt. Dies wären meine Gründe für das Schröpfen, die Erfahrung hat mir bis hieher solches ebenfalls beständig bewährt und nur dann habe ich Ursache gehabt, das ausgeübte Schröpfen zu bereuen, wenn ich es erstlich bey solchen Stämmgen unternahm, die nichts von dem obgedachten alleinigen Merkmal der allzureichlichen Säfte äußersten, deren Rinde folglich gar nicht von einander riß, oder doch auf eine nur sehr wenig bedeutende Weise *) oder wenn ich es, zweytens, nicht

*) Oft ist ein Baum zwar äußerst vollsaftig, weil aber seine Schaftsrinde sich willig und von frey:

nicht behutsam genug (was den eigentlichen Einschnitt selbst anbetrifft) ausgeführet hatte. Wie schröpft man aber? Man nimmt die scharfe und spitzige Klinge eines feinen Messers dergestalt zwischen ein paar Finger, daß nur soviel von der Meßerspitze herausgukt, als die Dicke der zu schröpfenden Rinde des Baumes beträgt. Mit dieser Spitze sezt man gleich unter der Baumcrone ein und fährt gerade herab durch des Stammes Rinde bis herunter auf die Erde, wobey man sich sehr zu hüten hat, daß man des Meßers Spitze, in beständiger Gleiche aus den Fingern hervorstehend, vest halte, denn woferne man nachließe, würde die Spitze entweder nicht völlig durch die Rinde hindurch gehen, oder wenn man gegentheils die Spitze zu lang hervorstehen ließe, würde sie gar zu tief eindringen, und das eigentliche Holz treffen, welches (vornehmlich beym Steinobste) zum völligen Uutergange führt und ganz und gar nicht zu heilen ist. Man schröpfe daher, wenn man es nicht recht vollkommen in seiner

freyen Stücken, ohne aufzureißen, im Umkreiße verstärkt, er auch irgend so viele und starke Zweige austreibt, daß er auf leztere kaum genug Baumsaft herbeyziehen kann, so zerberstet seine Rinde doch ganz und gar nicht, sondern nimmt durch bloßes Dehnen im Umkreiße zu. Solch ein Baum hat also nichts weniger, als das Schröpfen vonnöthen.

Gewalt hat, allemal lieber zu seicht, als zu tief. Die nach **Mitternacht** zugerichtete (nach **Norden** zeigende) Seite der Rinde des Schafts wird für vorzüglich geschikt, auf ihr das Schröpfen zu verrichten, gehalten; denn wenn es an der nach **Mittag** zeigenden Seite vorgenommen wird, so kann wohl allerdings die Sonne leichtlich die geschlizte Rinde auf eine nachtheilige Weise krumm ziehen, folglich das Verheilen der Schröpfstelle vereiteln, wenigstens erschweren. Die Zeit zum Schröpfen ist um Pfingsten, wenn gerade die Bäume im vollen Safte stehn.

Zum Beschluße muß ich aber noch dieses anführen. Jeder, welcher hinfort das Schröpfen versucht, beobachte doch ja genau, ob es nicht etwa mit der Zeit, das heißt nach vielen Jahren, im hohen Alter des Baumes schädliche Würkungen äußert. Sollte nehmlich irgend alsdann die Schröpfstelle aufspringen und zum Dürrewerden des innern Holzes Veranlassung geben, so würden diejenigen mehr Recht haben, die uns vor allem Schröpfen verwarnen.

Nochmals erinnere, daß ich selbst, außer dem einzigen obgedachten Falle, der mir ein zurathender Wink der Natur zu seyn scheint, alles Schröpfen der Bäume für thörigt und den Bäumen schädlich halte.

Brach-

Brachmonath oder Junius.

1. Sommerschnitt an den Zwergbäumen.

Dieser muß in gegenwärtigem Monath mit eben der Sorgfalt, wie in dem vorigen Monath ausgeübt werden. (März 7.)

2. Sommerschnitt am Weinstocke.

Schon oben (März 5.) handelte ich davon ausführlich. Hier setze ich nur noch hinzu, daß man (außer der gänzlichen Hinwegräumung solcher Sprossen, die der Sommerschnitt nicht billigen kann) im übrigen nichts in gegenwärtigem Monathe an den Weinstöcken wegzuschneiden findet. Man läßt jezt vielmehr noch jeden guten, vom Sommerschnitte gebilligten, Ranken wachsen, wie er nur will, und heftet nur jeden, so wie er nach und nach an Länge zunimmt, immer höher an das Geländer an. Im folgenden Monathe werden wir schon mehr zu schneiden finden, wovon an seinem Orte.

3. Wartung der Feigenbäume im Lande.

Führt der gegenwärtige Monath viel heißes Wetter bey sich, so ist es allerdings äußerst wohlgethan, wenn man die Feigenbäume an den Geländern dann und wann durchdringend begießt, damit sie in ihrem Fortwuchse und Austrieb der Früchte nicht allzulangsam bleiben, welches die schlimme Folge haben müßte, daß die Früchte unreif blieben, folglich von den Bäumen kein Nutzen erreicht würde. Vor dem Begießen hacke man die Oberfläche der Erde (doch) nicht zu tief, um nicht irgend die Wurzeln zu verletzen) rings um jeden Stok auf, dann zieht sich das Begießen viel kräftiger und besser zu den Wurzeln.

4. Aufmerksamkeit auf Vertilgung der Baumraupen.

Auch in diesem Monathe hat man nöthig seine Aufmerksamkeit, eben wie in den frühern und spätern Monathen, auf die Vertilgung schädlicher Baumraupen zu richten. Es läßt sich hierüber nur wenig von ganz allgemeinen Regeln angeben. Fast jede Gegend, jede Provinz hat ihre ganz eigenen Arten des Ungeziefers (und insonderheit der Raupen) von welchen man nicht selten schon in der nächst benachbarten Gegend wenig

oder

oder gar nichts weiß. Man kann es daher jedem einzelnen ausübenden Gärtner nicht genugsam empfehlen, daß er sich genau mit denjenigen Arten der Insecten bekannt mache, welche seinen eignen Garten, ingleichen der nächstangränzenden Gegend, Schaden zu thun pflegen. Es gehört dazu nichts weiter, als eine während etlicher Jahre fortgesezte Beobachtung und gleichwohl sind wir doch hernach im Stande, aus den herausgebrachten Erfahrungen die richtigsten Hülfsmittel gegen dergleichen Ungeziefer zu finden *). Man beobachte demnach jedes Jahr mit genauer Aufmerksamkeit, in welchem Monathe pflegt mich in meinem Garten diese oder jene Raupenart anzufallen? aus welchen Eyern entspringt sie; wie lange pflegt sie zu leben; wie und wo spinnt sie sich ein; was für ein Schmetterling entsteht aus ihrer Puppe; wenn ehe erscheint dieser Schmetterling, um seine Eyer zu legen; fliegt er bey Tage oder nur des Nachts umher? Wahr ists, es verursacht bey vielen Arten der Raupen gewaltig viel Mühe, sich durch die angestellten Beobachtun-

*) Würde wohl, um nur Ein Beispiel zu geben, der vortrefliche Hr. D. Glaser sein unten (October 9.) vorkommendes untrügliches und höchst schäzbares Mittel gegen die Blüthraupen haben erfinden können, wenn er nicht mit unermüdetem Beobachtungsgeiste der ganzen Lebensgeschichte gedachten Insects nachgegangen wäre.

tungen in den Stand zu seßen, daß man von selbigen alle jezt gethane Fragen zu beantworten vermögte, allein desto nüzlicher und belohnender ist auch diese Bemühung und wir brauchen selbige ja nicht (wenn wir nicht zur ausdrüklichen Absicht haben, gelehrte Insectenkenner werden zu wollen) auf alle Arten des Ungeziefers zu verwenden, sondern, wie gesagt, blos auf diejenigen Arten, welche unserm eignen Garten nachtheilig sind. Auch giebt es ja Mittel, diese Beobachtungen zu erleichtern. Wenn wir z. B. solche Raupenarten haben, von welchen wir erst immer nicht wissen, wo sie, wenn ihres Lebens Ende da ist, auf einmal hinkommen, so dürfen wir ja nur, um lezteres genau und doch bequem zu untersuchen, eine oder etliche von diesen Raupen fangen und in eine Schachtel *) oder

*) Weil es aber in solch einer Schachtel, wenn man sie zudekt, ganz finster wird, und solch eine Finsterniß ohnfehlbar dies bewürkt, daß die darinnen eingesperrten Raupen in dem Gang ihres Naturtriebes (welchem sie folgen würden, wenn sie, wie draußen, das freye Tageslicht genössen) irre gemacht und bewogen werden, sich früher, auch wohl ganz anders, wie außerdem einzuspinnen, so hat einer meiner Freunde zu diesem Endzwecke eine Glastafel, diese dekt er über die Schachtel und läßt dabei ein kleines Luftloch offen. Auf diese Art hat die Raupe Licht und Luft und kann nun thun, was sie draußen auch gethan haben würde.

oder kleinen Verschlag, den wir hinter den Stubenfenstern machen, einsperren und mit Blättern von der Art desjenigen Baums oder Gewächses, an dem sie uns Schaden zu thun pflegt, täglich sattsam füttern, so werden wir bald beobachten können, wenn und wie sie sich einspinnt. Legen wir nahe bey sie einen kleinen Haufen feuchte Erde, oder eine frisch ausgestochne kleine Rasentafel, so wird die Raupe, wenn sie von der Art derjenigen ist, die sich in der Erde zu verpuppen pflegen, in selbige kriechen und sich daselbst im verborgnen einspinnen. Nach mehrern Tagen (welche Umstände alle genau und mehr als einmal müßen beobachtet und jedesmal genau aufgeschrieben werden) wird sie dann in der Erde oder (wenn es ihre Art mit sich bringt sich über der Erde einzuspinnen, wozu man ihr einige Besenreisergen hinlegt, woran sie, wie man bey den Seidenwürmern sehen kan, ihr Gespinste aufhängt) über derselben ihre Verwandlung in einen Schmetterling erleiden, und vor unsern Augen in derjenigen Gestalt herumfliegen, an welcher wir die eigentliche Beschaffenheit, die ein Schmetterling von dieser bestimmten Art bekommen muß *) zu erkens

*) Wichtig ist es uns diese Gestalt kennen zu lernen. Denn so oft ich dann jemals solch einen Schmetterling fliegen sehe, weiß ich gleich, daß dies eben der:

kennen vermögen. Haben wir von jeglicher auf solche Weise behandelte Raupenart mehr als ein Stük sich einspinnen lassen, so befinden sich doch auch immer unter ihnen, wenn sie zu Schmetterlingen werden, sowohl männliche, als auch Weibgen, folglich ist dann eine Begattung dieser eingesperrten Schmetterlinge möglich, und sie werden hierauf (wenn wir nur so glüklich sind, diejenigen Blumenarten richtig zu treffen, mit welchen wir sie füttern) ihre Eyer legen, deren Gestalt samt der Art, wie sie selbige an diejenigen Baumreiser legen, auf welchen einst die Raupe lebt, uns abermals sehr lehrreich seyn muß.

In meinem vormaligen Garten, ward ich vornehmlich von zweierlei Arten der Raupen incommodirt, erstlich von einer schwärzlichen Art. Sie entsprang im Sommer aus den gelben Eyern eines weißgelben Schmetterlings, welcher selbige im Junius und Julius auf die Aepfelblätter legte. Den Schmetterling ließ ich jedes Jahr in großer Anzahl weghaschen und kaum ließ sich einer im Garten sehen, so ward er auch schon weggeschnappt; die

derjenige sey, von welchem jene mir bewußte und meinem Garten schädliche Raupenart kommt. Da beschließe ich also, den Schmetterling zu vertilgen, bevor er Eyer legen kann. Gewiß sehr wichtige Beobachtungen!

die Eyer (wenn irgend doch einige Schmetterlinge ungefangen geblieben waren und ihre Eyer angeschmeißt hatten) ließen sich doch recht gut finden, sie saßen zwar allemal an der untern Seite der Baumblätter *) folglich etwas verstekt, allein ihre gelbe Farbe, die sehr merklich von dem Grün der Blätter abstach, und dies, daß sie jedesmal in einem Trupp von 20 bis 30 Stük dicht beysammen standen, verriethen sie doch gar sehr. Da ließ ich denn bey der jährlich blos dieserwegen angestellten Nachsuchung an allen meinen Apfelbäumen jedes mit solchen Eyern besezte Blatt herabreißen, wenigstens den Theil des Blatts

*) Wie bewundernswerth, daß ein solcher Schmetterling seine Eyer stets blos an die untere Blätterseite klebt, auf welcher sie nicht so leicht entdekt und vertilgt werden können, auch viel leichter kleben, weil diese Seite rauher als die obere ist. Wie bewundernswerth ferner, daß gedachte Schmetterlingsart sie nicht an die Baumzweige legt, sondern an die Baumblätter, gleich als wüßte ers genau, daß seine jungen schon zu einer solchen Zeit auskriechen, zu welcher das Laub noch auf den Bäumen hängt. Andre Raupenarten hingegen, deren Eyer erst im kommenden Frühjahre auskriechen sollen, legen selbige auf eben so verwundernswürdige Weise niemals ans Laub (denn das fiele im Herbste schon ab, folglich kämen die dereinstigen jungen Raupen vom Baume, der sie nähren soll, weg), sondern an die Aeste selbst und unmittelbar.

Blatts, auf welchem die Eyer vest saßen abschneiden, und diese gesammelten Blätter wurden endlich verbrennt. Auf solche Art erhielt in meine Bäume gesund *) und ohne Schaden, da sie doch vor meiner Zeit, alljährlich und gerade zur schlimmsten Zeit, nehmlich mitten im Sommer durch die Raupen abgefressen worden waren, welches gemacht hatte, daß immer alle Früchte herabfallen mußten, auch das neue Holz (denn nach jedem erlittenen Abfraße pflegen neue Augen und neue Laubzweige auszutreiben **), welche selten noch vor Winters reifholzig werden können und zu künftiger Fruchtbarkeit um so viel schlechtere Hofnung geben) den Baum entkräftete.

Die zweite Hauptart von Raupen meines vormaligen Gartens war eine bunte Raupenart. Sie fraßen mir, bevor ich ihren Schmet-

*) Freylich ists dabey ein unentbehrliches Glük, daß man gute Nachbaren habe, die eben so sorgfältig als wir der Fortpflanzung des Ungeziefers steuern.

**) Ein belaubter im Sommer von den Raupen abgefressener Zweig treibt, sobald er die Raupen los geworden ist, sofort neues Laub aus denjenigen Augen, vor oder an welchen die, nunmehro abgefressenen, Blätter saßen. Diese Augen sind ja aber hierzu eigentlich noch gar nicht geschikt und sollten erst im nächstfolgenden Frühlinge ausschlagen.

Schmetterling, samt ihren Eyern kennen und vertilgen lernte, fast jedes Jahr, den May hindurch, gewisse Birnbäume ab. Am Schlusse des Mayes oder zu Anfange des Brachmonaths, wenn gerade einmal ein recht heißer, Gewitterschwüler Mittag war, sahe ich diese Raupen, in sehr starker Anzahl den Baum herab kriechen, um sich, weil ihr Ende herbey kam, in die Erde zu begeben, und in selbiger zu verpuppen. Hatte man also in meinem Garten gedachte Bäume in Zeiten von diesem Ungeziefer zu reinigen vergessen, so paßte ich wenigstens die schöne Gelegenheit ab, bey gedachtem Herabkriechen der an die Endschaft ihres Raupenlebens gediehenen Raupen, ihrem fernern Leben und anderweitiger Fortpflanzung ein Ziel zu setzen; denn es traf sich damals fast jedes Jahr, daß ich gerade im Garten in der Nähe war, und bemerken mußte, wenn diese Thiere an solch einem Tage an den Baumstämmen herabgewackelt kamen, worauf ich in größter Geschwindigkeit einigen Gehülfen zurief, durch deren Zuthun der ganze Pilgerhaufen mause todt geschlagen ward. Im nehmlichen Augenblicke wurden dann auch andre, mit jenen verwandte Bäume visitirt, und mehrentheils fand sich auch an diesen eine solche herab- und nach dem Grabe wandernde Schaar, welches denn deutlich zeigt, daß auch diese Art zur gesetzten Zeit und Stunde

plözlich davon muß *), und man da manchmal Gelegenheit nehmen könnte, ihnen noch auf der Hinreise aufzupassen, und dadurch ihr dereinstiges, in Schmetterlingsgestalt bevorstehendes Widererscheinen, das auf ihre Fortpflanzung zielt, so viel an uns ist, zu vereiteln.

5. Schimmel an den jungen Pfirschzweigen.

In den Sommermonathen pflegt sich nicht selten an die jungen Reiser des Pfirschbaums ein würklicher Moder anzulegen, welcher macht, daß selbige von aussen wie verschimmelt aussehen. Dieses Uebel scheint von innen zu kommen, nehmlich von Verderbniß der Säfte, denn wenn solch ein Zweig abgeschnitten, und sein innres Holz betrachtet wird, so findet man selbiges meistentheils in einem anfangenden Verderben. Käme dieser Schimmel von aussen, so würde man ihm leicht durch allerhand Decocte, mit welchen man die Zweige abwüsche, abhalten können, da er aber vielmehr seinen Ursprung in den Säften hat, so liegt die Krankheit zu tief, und man hat

*) Ich sage mit Bedacht: plözlich, denn so oft ich sie auf dieser Retirade betroffen habe, waren sie jedesmal in einer außerordentlich großen Eilfertigkeit begriffen.

hat bis jezt wenigstens noch kein Mittel dargegen ausmachen können. Weil inzwischen ein mit diesem Moder besezter Zweig auch andre neben ihm anstekt, so soll man allemal die modrigen Reiser, sobald man einige bemerkt, ohne Gnade wegschneiden. Ich glaube aber doch, daß, wenn es anders gewiß ist, daß dies Modern an den Zweigen durch innre Krankheit entsteht, gedachtes Wegschneiden wenig Hülfe leisten werde; denn wie kann wohl das Wegschneiden die Säfte im Baume verbessern?

Da ich selbst so glüklich gewesen bin, diese Krankheit an meinen eignen Pfirschbäumen fast niemalen wahrzunehmen, es mir also nicht möglich gewesen ist, genauere Beobachtungen über ihre Entstehung und Curart anzustellen, so muß ich sie Andern, welche irgend mehr Gelegenheit dazu hätten, zur weitern Untersuchung dringend anempfehlen.

6. Abhaltung der Sperlinge von den Kirschbäumen.

Sobald sich die Pfirschen zu färben anfangen, pflegt auch schon die Sperlingsplage anzugehen, und dabey büßt man nicht selten gar gewaltig ein. Die bewährtesten

Mittel zur Vertilgung *) der Sperlinge sind folgende:

1) Wenn man ihnen Nestergen, die den ihrigen ohngefähr gleich sehen, und die sonst gar nicht künstlich gemacht zu werden brauchen, in großer Anzahl in Ställe, (oben herum an den Dächern weg) an Mauern, Kapplöcher, Scheunen, hohle Bäume und Fensterlöcher aufhängt. In diese vestgemachten Nester hecken sie zu verschiedenenmalen des Jahres, und wenn man dann hingeht, so kann man ihre Eyer, oder auch die noch nicht flicke gewordnen Jungen, mit leichter Mühe bekommen und vertilgen. 2) Wenn man zu einer Zeit, wo die Sperlinge wenig Nahrung finden, nehmlich im Winter, ganze Haferkörner mit etwas Krähenaugen *) in Wasser kocht, und es so lange an gelindem Feuer stehen läßt, bis sich das meiste (durch die Krähenaugen vergiftete) Wasser in die Haferkörner

*) Diese Vertilgung darf aber nie eine gänzliche seyn, [denn der Sperling leistet uns ja auch würkliches Gutes, indem er sehr vielerley Insecten, vielleicht auch manches solches Insect (oder dessen Brut) vertilgt, dem wir nicht beyzukommen vermögten] sondern blos eine solche, die der allzugroßen Vermehrung dieser Vögel Einhalt thut.

**) Wie diese, ehe man sie ins Wasser wirft, vorhero klar zu machen, werde ich unten (Novemb. 2.) zeigen.

körner hineingezogen hat. Nun streut man etwas weniges von diesem Hafer ganz dünn auf solche Hof- und Gartenplätze hin, an welche, wie man ohnehin weiß, die Sperlinge häufig zu kommen pflegen. Sobald sie von diesem Hafer genossen haben, müssen sie sterben. Man muß aber Vorsorge tragen, daß nicht auch solche Vogelarten, deren Erhaltung uns lieb ist, zu dem Hafer kommen können, denn auch diese würden sterben, weil die ausländischen Fruchtkerne, die wir Krähenaugen zu nennen pflegen, allen Arten der blindgebohrnen Thiere (es seyen nun Vögel oder vierfüßige) tödtlich sind. Auf solche Weise kann man die Sperlinge schon im Winter dermaßen vermindern, daß, wenn hernach der Sommer herbeykommt, und die Kirschzeit da ist, wir wenig oder nichts von diesen Vögeln zu besorgen oder zu erdulden haben.

Sind wir nun aber einmal in dem unglüklichen Falle, daß unsre Kirschen reifen, und doch zugleich starke Schaaren von Sperlingen in der Nähe sind, dann können wir uns nicht leicht durch etwas anders, als durch fleißigen Gebrauch unsrer Flinten beschützen; da die Sperlinge verschmizte Vögel sind, und aller Lebensgefahr mit großer Klugheit aus dem Wege gehn, so äussern sie auch einen sehr merklichen Respect gegen das Schießgewehr. Ist man so geschikt, einen von ihnen zu erschießen,

schießen, so hängt man ihn, den andern zum Exempel auf den Baum. Auch dieses schrekt sie.

Sonst scheint auch höchst bewährt, was der vortrefliche Herr Pastor Germershausen im 4ten Theile seines so nüzlichen Hausvaters hierüber angiebt. Er sagt: „Nur „dann läßt der Sperling die Kirschbäume un„besucht, wenn sie von außen herum mit „blauen Fäden umzogen werden. Der eine „Ring oder Umzug (von diesen Fäden) wird „in der Spitze des Baums, der zweyte in der „Mitte, und der dritte um die untersten „Zweige des Baumes herumgeschlungen und „bevestigt. Sind die Kirschbäume zu hoch, „so nimmt man drey oder vier Hopfenstan„gen, in welchen, nach nur besagtem Ab„stande, queer durch Pflöcke in ausgebohrten „Löchern geschlagen sind, und setzet solche„Stangen, auf deren hölzerne Pflöcke der „blaue Faden angezogen worden, um den „Baum so herum, daß sie nach der Spitze „schräg zu laufen. An der ersten Stange „wird der Faden, ehe sie in die Erde einge„stossen wird, fest angebunden, worauf er „mittelst einer eigenen, leichten Stange, an „deren Spitze ein Oehr von Bindfaden fest „gemacht, und wodurch der blaue Faden vom „Anfange an durchgezogen worden, um die „übrigen Stangen und Etagen fortgeführt,

„und

„und zulezt mäßig straff angezogen und ver-
„bunden. Der arglistige Vogel, dem der, von
„der grünen Farbe der Blätter stark abste-
„chende, blaue Faden sehr in die Augen fällt,
„sieht solchen für eine Schlinge an, daß er
„daher in den Baum nicht hineingehet. Mit
„den Krähen und Dohlen ists eben so.
„ges Landvolk erbauet im freyen Felde vielen
„Mohn, welchen die Krähen, sobald er schmak-
„hafte, nur noch weiche Saamen hat, gänz-
„lich ausfressen, indem sie die Stiele nieder-
„reissen. Sobald aber die äußersten Reihen
„der Mohnköpfe mit ganz rauh und scholtrig,
„nur auf der Stelle aus der Hand gezogenen
„Hanfbindfaden umzogen worden, geht keine
„Krähe mehr innerhalb des so begränzten
„Mohnackers hinein, und wenn sie auch ver-
„hungern sollte *).„

Es ist aber nicht der Sperling allein der gefährlichste Räuber unsrer Kirschen. Der Kernbeisser (Loxia Cocco thraustes L. auch Kirschfink genannt) ist diesen Früchten eben so gefährlich. Er findet sich vom Junius an (wo seine, im Walde aufgeschlagene Hecke vorbey ist, und seine Jungen ihn schon begleiten können) bis gegen den August sehr häufig

*) Es stünde zu versuchen, ob man durch dieses Mittel auch die Hirsenfelder, die dem Vogelfraße so heftig unterworfen sind, dargegen verwahren könnte.

auf den Kirschbäumen ein, und ob er wohl keineswegs das Fleisch der Kirschen (von dem sich der Sperling nährt) genießt, sondern vielmehr lediglich die Steine derselben aufbeißt, um deren innersten eigentlichen Kern zu speisen, so kann er doch dieses nicht thun, ohne überaus viele Kirschen auf- und zu Schanden zu beissen. Die nur eben angegebenen Mittel sichern uns inzwischen doch gegen seine Räubereyen, auch kann er, wenn man einen Lockvogel auf einen Baum und darneben Leimruthen bindet, sehr leichtlich eingefangen werden. Er ist, wenn man ihn braten läßt, von ungemein schmakhaftem Fleisch. Wer ihn zur Curiosität herumlaufen lassen will, der füttre ihn mit Hanfrübsen und Dotterkörnern.

7. Verfahren mit den Kirschsteinen.

Da die Erziehung junger Bäume aus dem Saamen in aller Rücksicht die beste ist, und uns die dauerhaftesten Obststämmgen giebt, so müssen wir uns bemühen, diese Saamenkerne nicht allein in genugsamer Menge zu bekommen, sondern auch so zu behandeln, daß etwas aus ihnen werden kann. Da nun in gegenwärtigem Monathe bereits Kirschen reifen, so haben wir uns um deren Kerne zu bekümmern.

Der

Der bloſſe Augenſchein überzeugt einen Jeden, daß die äußere Hülle oder Schaale, mit welcher die Saamenkerne der Pfirſchen, Apricoſen, Kirſchen, Pflaumen, Cornelkirſchen ꝛc. umgeben ſind, von einer ganz ausnehmenden Härte ſey. Eben dieſe Härte hat es gemacht, daß wir die Kerne dieſer Baumarten nicht Kerne, ſondern Steine zu benennen pflegen, worgegen man ſolche Baumſaamen, die lediglich eine zähe Haut um ſich haben, (z. B. Aepfel und Birnen) Kerne nennt. Jeder begreift, daß es mehr Zeit erfordern müſſe, wenn ein Stein keimen ſoll, als wenn dies ein Kern ſoll; denn eine bloße Haut kann ja ungleich leichter erweicht und vom Keime durchbrochen werden, als eben dies bey einer ſteinharten Hülle möglich iſt. Man hat deshalben die richtige Bemerkung gemacht, daß wir nie glüklicher bey Ausſaat unſrer Steine fahren, d. h. daß leztere nie ſichrer und geſchwinder aufgehen, als wenn wir ſie früher, als die Kerne, der Erde anvertrauen, und ihnen folglich die zu ihrem Keimen erforderliche mehrere oder längere Zeit verſchafft. Man ward hierinnen noch nachdrüklicher beſtärkt, als es die Erfahrung lehrte, daß Steine, die man ſo gar noch an eben dem Tage in die Erde an Ort und Stelle, woſelbſt ſie aufgehen ſollten, legte, an welchem man ſie aus der friſch abgenommenen, und verſpeiſten

Frucht nahm, oder auch die man, ohne sie aus der Frucht herauszunehmen, (und also zugleich mit der Frucht selbst) in die Erde stekte, schon im nächsten Frühlinge bei ganz guter Zeit auf das glüklichste aufgiengen, wogegen solche Steine, die man, um ein Beyspiel zu geben, heuer im Junius aus den Früchten gesammelt, in eine Schachtel oder sonstigen Verwahrungswinkel irgend einer Stube hingelegt, darauf aber erst im heurigen Herbste der Erde anvertraut hatte, viel später und ungleicher keimten, ja auch häufig gar aussenblieben, oder erst im 2ten Jahre aufgiengen.

Billig ziehen wir uns also aus dem allen die Lehre, daß es schlechterdings nothwendig sey, die verschiednen Arten der Steine ganz und gar nicht trocken an der Luft liegen zu lassen, sondern selbige vielmehr, sogleich nachdem sie aus den Früchten herausgenommen sind, in die Erde zu bringen. Kommen diese Steine solchergestalt noch naß aus der Frucht in die feuchte Erde, so gehen sie aufs allerbeste zeitig im nächstfolgenden Frühlinge auf.

Wenn man nun aber, dürfte man mir hier einwenden, zu derjenigen frühen Jahrszeit (nehmlich schon in dem Anfange des Sommers, wo erst die Kirschen, dann auch schon

die

die Apricosen reifen) das Land zur Baumschule, auf welches man die Steine stecken will, noch nicht fertig, oder noch nicht zubereitet hätte, wo soll man dann, da gleichwohl die Steine, gleich naß aus der Frucht, in die Erde kommen sollen, dieselben hinstecken? die Antwort ist diese: Man mache es so, wie ich es zu halten pflege, nehmlich folgendergestalt. Man grabe an irgend einem, mehr feuchten als zur Trokniß geneigten, doch auch ja nicht sumpfigen, noch allzunassen Gartenflecke ein viereckiges Loch in die Erde, 1 Fuß tief, noch einmal so lang, und etwa anderthalb Fuß breit. Nachdem diese viereckige Grube ausgeschaufelt und die Erde hinweggeschafft worden, so belege man sie zu unterst (eben wie man den Boden einer Mistbeetgrube zu belegen, oder zu pflastern pflegt, damit der Maulwurf nicht etwa von unten herauf ins Mistbeet eindringen könne) mit einigen Stückgen Bret, so daß, wenn man hernach etwas in diese Grube werfen wollte, es nicht auf die Erde des Grubenbodens, sondern auf diese kleinen Diehlen derselben falle. Hierauf werfe man eines Fingers dick Erde in diese Grube auf die Bretstückgen, so daß leztere vollkommen mit Erde überdeckt werden, diese Erde (und alle, welche späterhin in diese Grube kommt) muß stark mit Sand gemischt und vollkommen klar seyn. Sobald nun, vom Junius an, beträchtliche

Quan-

Quantitäten von Steinfrüchten gespeist werden, folglich eine Anzahl von Steinen zusammen kommt, so schütte ich leztere sogleich und noch in eben der Stunde, in welcher sie aus den Früchten heraus kamen, in ein Gefäß zusammen, und eile damit nach gedachter Gartengrube. In leztere schütte ich sämmtliche, annoch fruchtnasse Steine auf die, jene Bretstükgen bedeckende Erde; auf selbiger breite ich sie dann in der ganzen Grube aus, so daß sie eben nicht auf, sondern neben einander liegen, und alsdann werden sämmtliche Steine mit einer halben Hand hoch sandiger Erde überdeckt, auch diese Erde sogleich ein wenig angegossen. So bleibt die Sache, bis, an einem der folgenden Tage, beym Verspeisen der Steinfrüchte abermals eine Quantität von Steinen zusammen kommt; diese wird gleicher Gestalt in die Grube, auf diejenige Erde, welche die leztmals oder zuvor eingeschütteten Steine bedeckt, geworfen und ausgebreitet, auch eben so mit einer halben Hand hoch sandiger Erde überdeckt. Und so folgt (so lange man noch mehrere Steine nöthig zu haben glaubt, und so lange es noch Steinfrüchte giebt, bey deren allmählig folgender Reifung und Consumtion wir die Steine einsammeln können) beständig eine Stein- und Erdeschicht auf die vorherige. Endlich wenn die Grube voll ist, oder man weiter keine Steine

ein-

einlegen mag *), überläßt man dieselben der freyen Natur, d. h. man bekümmert sich bis zum October weiter nicht um die Steine, ausgenommen, daß man, wenn der Sommer gar zu viel Hitze und wenig Regen haben sollte, die Erde in der Grube dann und wann mit der Gießkanne übersprengen kann, denn je weniger diese Erde austroknet, desto gewisser und früher werden die Steine im folgenden Frühlinge aufgehen. Kommt nun gedachter October (oder, wenn man ja nicht im Herbste dazu kommen könnte, der Anfang Merzes) herbey, dann nimmt man die gesamte Mischung von Steinen- und Sanderde aus der Grube, und wirft sie ohn-

ver-

*) Das brauche ich nicht erst zu erinnern, daß der, welcher seiner ins Große gehenden Baumschule wegen gewaltig viel Steine sammeln muß, gedachte Grube tiefer, länger und breiter eingerichtet, oder mehr als Eine Grube angelegt haben muß; das ist aber nöthiger zu erinnern, daß man immer lieber zu viel, als zu wenig Steine sammeln, und nachmals auch in die Erde legen muß, denn da man es den Steinen nicht so, wie den Kernen, gleich auf der Stelle ansehen kann, ob sie vollkommen sind, oder nicht, so muß man ihrer desto mehr einlegen, damit, wenn viele taub gewesen seyn, folglich zurükbleiben sollten, doch noch immer eine sattsame Anzahl (deren Uebermaas ja allemal durchs dereinstige Ausjäten leichtlich abgewendet werden kann) gesunder Steine hervorkeimt.

verweilt in ein Sieb. Durch lezteres fällt zwar die ganze Erde, nicht aber die Steine. Lezstere werden folglich in größter Geschwindigkeit und aufs beste von der Erde geschieden, und müssen dann auf der Stelle, noch in der nehmlichen Stunde in die nunmehro völlig zubereitete Baumschulenstelle, auf welcher sie hervorkeimen sollen, gelegt werden. Hievon an seinem Orte, nehmlich im October, der der schiklichste und beste Monath zur Aussaat ist und bleibt.

Alles was den ganzen Sommer hindurch von herabfallenden, zertretenen, oder angefaulten Steinfrüchten gefunden wird, werfe man ebenfalls in gedachte Grube, und decke es (gleich denen ohne das Fleisch der Frucht hienein geworfnen Steinen) mit gleicher Erde.

8. Ausübung des Sommerpfropfens.

Schon oben (April 2.) habe ich von dem **Pfropfen im Sommer** gesprochen, und da es nun in diesem, nehmlich im Brachmonathe unternommen werden müßte, so erinnere ich hier nochmals an diese **höchstwichtigen Proben.** Man lasse sich nur auch hier niemals von den ersten, irgend fehlschlagenden Versuchen erschrecken, man probire fort, und zwar auf mehr als einerley Weise und Nuzen bey jedem neuen Versuche, was uns irgend der vorher-

ge-

gegangene gelehrt hat. Alle Arten des Pfropfens, nicht weniger das Copuliren sollte man versuchen, und mit keiner früher ablassen, als bis man offenbar überzeugt wäre, daß ein ferneres Probiren ganz vergeblich seyn würde.

9. Ein seltsames Verfahren mit Obstbäumen.

Glaubwürdige Schriftsteller der ältern und neuern Zeit versichern uns, daß nachstehendes, im Brachmonath vorzunehmendes Verfahren ein würksames Mittel sey, Obstbäume, welche lange Jahre vergeblich da stehen, und (ohne daß die Schuld am Boden oder an der Witterung läge) niemalen Frucht tragen wollen, in gute und gern tragende umzuschaffen. Zum Voraus erinnere, daß ich, für mein Theil, noch ganz und gar keine Versuche damit habe anstellen können, indem sich unter meinen Obstbäumen kein einziger befindet, den ich solch eine verzweifelt hartnäckige Untragbarkeit vorwerfen könnte. Ich setze daher den ganzen Proceß blos so her, wie ich ihn bey jenen Schriftstellern finde, und wie er mir von einem Practico mündlich bestätiget worden ist.

Man begebe sich an einem der heißesten Sommertage, zu Ausgang des Junii, zu ge-

dach-

dachtem, untragbaren, alten *) Obstbaume, und schäle ihm nach tapfer gemachten Einschnitten die ganze Rinde seines Schafts oder Stammes, von der Crone an, bis herab auf die Erde, und zwar ziehe man ihm nicht etwa blos die äußerste, braune, aufgesprungne Borke ab, sondern auch die unterste grüne, oder den eigentlichen Bast, so daß man aufs nakte, blanke Holz kommt, und über lezterm keine einige Rindenfaser mehr liege. Hierbey ist aber große Vorsicht nothwendig, daß man nicht etwa gedachtes eigentliches Holz selbst verletze, ja es nicht einmal mit den Fingern betaste, viel weniger mit dem Messer oder Meissel, der uns das Abziehen der Rinde verrichtet, schneide oder stosse. Unterläßt man nur gedachte Vorsicht, so wird hernach das Holz

*) Mit allem Bedacht sage ich alten, denn ein junger Baum darf keineswegs für hartnäckig, untragbar angesehen werden, weil man ja nicht wissen kann, ob es nicht etwa seine Art zu wachsen also mit sich bringt, daß er das Fruchttragen einige Jahre weiter hinaus schiebt, als ein ihm zwar an Alter und Größe gleichkommender Andrer, der aber auch von andrer Fruchtsorte ist. Alle Borstorferapfelbäume z. B. tragen in einem Alter, wo verschiedene Apfelarten schon sehr gut Früchte tragen, noch keine, wer wollte demnach einen einzelnen jungen Borstorfer untragbar schelten, wenn ers auch so macht, wie andre Borstorferstänigen.

Holz an jedem getroffenen Flecke trocken und dürr, folglich entstehen verderbliche Schäden. Sobald die beschriebene Abschälung geschehen ist, muß man ohne allen Verzug etwas Schattengebendes vor den entblößten Stamm stellen, doch so, daß er leztern nicht unmittelbar berührt, (denn alles Berühren hat ja, wie gesagt, schädliche Folgen) sondern nur blos den Sonnenschein von der Entblößung gänzlich abhalte. Hierauf gerinnt der gelbe Saft, der zunächst auf dem nakten Holze steht, und dem durch das Abschälen gar nichts entgieng, (woferne man nur, wie gedacht, alles Berühren des Stammes vermied, als durch welches jener Saft weggetütscht oder verwischt, folglich die Schaftsstelle, auf der die Berührung geschähe, trocken gemacht werden würde, weil sie sich selbst nicht wieder befeuchten kann, da bloßes Holz, ohne Rinde auf sich zu haben, keinen frischen Saft aus der Erde zu ziehen vermag) dieser Saft, sage ich, gerinnt zu einer Art von neuer Rinde, und indem er dies thut, sehe man fleißig nach, ob er auch, indem er den Stamm neu überkleidet, eine rechte Egalität beobachtet. Findet man, daß er an einigen Stellen des Schafts dicker als es seyn müßte, über einander hersitzt, an andern Stellen aber mangelt, so tauche man bey Zeiten, (denn wenn jener gelber Saft einmal verhärtet und zur jungen

Rinde geworden ist, dann kämen mir hiermit zu spät) den weichen Bart einer Feder in diesen Saft ein, und ziehe leztern solchergestalt, als mit einem Pinsel von denjenigen Stammflecken, auf welchen er zu reichlich sizt, herüber auf die von Safte entblößten Stellen. Dies muß äußerst behutsam, leise, auch so kurz weg, als nur möglich geschehen, damit ja keine verlezende Berührung draus entstehe. Im übrigen hat man nichts weiter zu thun, als während der ersten Tage nach dieser Operation Sonnenschein und äußere Nässe von den geschälten Stämmen sorgfältigst abzuwenden, und dann wird man sehen, wie jener gedachtermaßen sich verdichtende, gelbe Saft zu einer würklichen neuen Rinde wird, die dann gar bald und geschwind wächst, sobald sie sich unten am untersten Fuße des Stammes, (gleich über der Erde, woselbst man mit dem Abschälen aufhörte) mit dem daselbstigen hinab in die Erde stehenden Ueberreste der alten Rinde vereinigt, mit ihr zusammenwächst, folglich auch von da an wiederum Nahrung aus der Erde durch die Wurzeln erlangt. Man versichert, solch eine Rinde habe, wofern sich nur anders der gelbe Saft recht egal und schön rings um den ganzen Stamm verbreitete, ein vortreffliches Ansehn, und von da an, wo diese Rinde zur Vollkommenheit gediehen sey, werde der Baum tragbar.

Bey

Bey den Steinobstbäumen darf wohl, wie ich glauben sollte, dieses Verfahren keine Anwendung finden, denn da deren Saft, sobald er an die Luft kommt, sofort zu Harze, keineswegs aber zu einer umheilenden Rinde wird, so dürften diese Bäume uns dann wohl ohnfehlbar vertrocknen und gänzlich verderben.

10. Eine artige Baumkunst.

In diesem Monathe pflegen bereits einige solche Sorten von guten Aepfeln und Birnen zu reifen, (oder doch der Reife nahe zu kommen) die die Art an sich haben, sich an derjenigen Seite jeder Frucht, welche der Sonne vollkommen blos steht, mit einer sehr starken Röthe zu überziehen. Man pflegt dergleichen Sorten, deren man auch unter den Pfirscharten etliche merkwürdige antrifft, gedachter Eigenschaft wegen, rothbäckige Arten zu nennen. Hier hat man nun Gelegenheit, an einigen solchen einzelnen Früchten folgendes anzubringen. Man schneide ein feines Papier in beliebige Figur aus, so daß diese Figur einen Nahmen, eine Zahl, ein Thier oder sonst einen willkührlich gewählten Gegenstand vorstelle. Dies Papiergen, welches gewöhnlich weder länger noch breiter seyn darf, als die rothbäckige Fruchtseite zu werden

pflegt, klebe man, wenn die Tage kommen, in welchen sich die vordere Fruchtseite röthen würde, mittelst Gummiwasser *) (oder auch mit Hausenblase, die man in warmen Wasser über Kohlen auflöst, oder mittelst feinen Tischerleims, den man eben so zerkocht) so vest wie möglich auf nur gedachte Vorderseite an. Weiter ist nun, wenn anders das Papiergen also aufgeklebt ist, daß es nicht etwa wieder abspringen kann, nichts an der Sache zu thun; das Uebrige nehmlich verrichtet uns die Sonne. Indem sie mit ihren Strahlen in alle Zwischenräumgen, welche durch die vielen Einschnitte des künstlich ausgeschnittnen Papiergens entstehen, hinein scheinen kann, so färbt sie überall die zu diesen Zwischenräumgen heraus-

*) Das Gummiwasser hat nur die Unbequemlichkeit, daß, wenn hernach ein mittelst desselben aufgeklebtes Papiergen beregnet, folglich das Gummiwasser aufgeweicht wird, das Papiergen herabfällt. Man muß sich deshalben am liebsten eines solchen Kütts bedienen, der sich, wenn er einmal aufgetragen und kalt geworden ist, keineswegs durch Wasser auflösen läßt, sondern Wasservest ist. Man hat dergleichen Leim- und Küttarten bey den Künstlern und Profeßionisten mehrere, wenn er nur wasservest, dehnbar und fein, folglich leicht aufzutragen, auch aus keiner giftig-mineralischen Zuthat (als deren Schädliches sich in die Baumfrucht ziehen dürfte) gemacht ist, so ist er hierzu tauglich und gut.

ausguckende Fruchtschaale; alles hingegen an lezterer, was kein Zwischenraum, sondern von den Figurstriemgen bedekt ist, kann die Sonne keineswegs treffen, folglich auch nicht roth färben, sondern es bleibt grün. Nimmt man nun einst eine solche Frucht reif ab, so wird das Papiergen von ihr abgenommen oder weggespühlt, und dann wird man, wie ich selbst vielmal mit wahrem Vergnügen beobachtet habe, seine Lust sehen, wie natürlich uns die Sonne, durch gedachtes Abstechen der Röthe und Nichtröthe auf der Oberfläche der Schaale, die volle Gestalt der aufgeklebt gewesenen Figur aufs schönste hingemahlt hat.

Einige pflegen in die Früchte gewisser etwas brüchig- und steiniger Birnensorten einige Wochen vor deren Reifung mit der Stecknadel Figuren einzuritzen, welche auch nicht selten artig genug zu verwachsen und sich dann seltsam zu präsentiren pflegen. Nichts destoweniger ist dies eigentlich nur auf der Schaale der Kürbisse und Melonenfrüchte vollkommen anwendbar, als welche in der That die mäßig tief eingegrabenen Charactere aufs sauberste verwachsen.

Heumonath oder Julius.

1. Weinstöcke abzugeitzen.

Mit allem Vorbedacht gab ich im verwichenen Brachmonathe den Rath, man solle sich im Junius alles Handthierens und alles Beschneidens an den Weinstöcken enthalten, und nur lediglich diejenigen Zweige, die der Sommerschnitt ohnmöglich billigen kann, gänzlich hinwegschneiden, alle übrige beyzubehaltende hingegen nach ihrem Willkühr fortwachsen lassen. Meine Absicht bey Ertheilung dieses Raths war keine andre, als die, alle Verletzung der Blüthen des Weinstoks abzuwenden, man hat nehmlich die richtige Bemerkung gemacht, daß keine einzige Traube gedeyht, welche, wenn sie gerade in der Blüthe steht, von aussen berührt oder gestoßen wird. Der Grund dieses Verderbens der in der Flor berührten Trauben ist der: bey der geringsten Erschütterung fällt der gesamte männliche Blüthstaub von den Staubfäden der Weinblüthen herab, folglich gehen die Staubwege dieser Blüthen desselben verlustig, und gleichwohl kann ohne Anschwängerung dieser Staubwege nachmals ohnmöglich

eine

eine Traube erwachsen oder reif werden *). Wie leicht könnte es nun, wenn man sich im Junio, oder überhaupt während der Blüthzeit des Weinstoks, erlauben wollte, die blühenden Ranken hin und her zu handthieren, geschehen, daß die Erschütterung, die wir hieben nicht würden vermeiden können, uns die gedachten großen Nachtheile an den zukünftigen Trauben zuzöge.

Sobald aber die Flor vorben ist, und die Beergen an den Trauben zu verkörnen, d. h. wie große Nadelköpfe sichtbar zu werden anfangen, dann wird es Zeit, daß wir die Abgeitzung der Ranken vorzunehmen beginnen. Alle Weinstöcke treiben während des ganzen Sommers dicht hinter jedem Blatte ihrer heurigen Ranken abermals einen

*) Wer mit dieser die Geschlechtstheile der Pflanzen betreffenden Materie noch nicht genau genug bekannt wäre, wird unten im 1sten Anhange das Nöthige davon in aller Kürze finden.

Man sieht ohne Mühe aus obigem wie emsig gedachte Verwahrung auch ausserhalb der Gärten, nehmlich in den Weinbergen beobachtet werden sollte, denn kann denn wohl solchergestalt ein Weinbergsbesitzer sich, selbst bey der vielversprechendsten Weinblüthe, einen reichen Seegen versprechen, wenn sein Winzer zur Blüthzeit, um Gräserey oder andern unbeträchtlichen Vortheils willen, Tag vor Tag zwischen den blühenden Stöcken herumstreift.

kleinen Ranken aus, diesen lezteren pflegt man Geitz zu nennen, und eben diesen Geitz darf man niemals dulden. Er verursacht eine gewaltige Zertheilung und Vereinzelung des Saftes in den Ranken, und anstatt daß dieser Saft in reichem Maaße nach den Trauben dringen, und selbige dadurch fein bey Zeiten in gute und gewisse Reifung bringen sollte, fährt er lieber in alle die Geitzsprossen hinein, und befördert diesen das Wachsthum. Freylich in solchen Ländern, wo fast gar kein Winter ist, wo das Frühjahr sehr zeitig eintritt, und der Herbst bis spät hinaus warm und lieblich bleibt, in solchen Ländern ists mit den Geitzsprossen ganz anders, denn da sie an sich selbst eben so wohl gutartige Ranken sind, als die, aus welchen sie sproßten, da sie sich im Stande befinden, im nächsten Jahre eben so gut Trauben zu tragen, und das einzige Schlimme, was man ihnen nachsagen kann, lediglich darinnen besteht, daß sie den Fortwuchs und das zeitige Reifwerden der Trauben aufhalten, lezteres aber in so langen Sommern, als in jenen Landen herrschen, doch allemal noch, selbst bey allen Geitzsprossen, aufs gewisseste und beste erfolgt, so begreift man ja leicht, daß sich in jenen Provinzen niemand um die Abgeitzung zu bemühen braucht. Bey uns ist sie desto nöthiger. Unser Frühlingstrieb tritt, seithero zumal, verzweifelt spät in die

Wein-

Weinstöcke, kaum hat die Blüthe ihre Endschaft erreicht, so ist auch schon ein nahmhafter Theil der schönsten Zeit des Jahres weg, und da doch, zumal in matten Sommern, die wenig scharfen Trieb bei sich führen, nicht wenig Zeit dazu gehört, Trauben (besonders von sehr großbeerigen, ausländischen Sorten) in beendigten Wuchs und in eine solche Reife zu bringen, die nicht etwa nur zur Noth genugsam ist, sondern die auch den Beeren den vollkommenen Grad ihrer Güte und Erhabenheit gewährt, so sieht ja wohl ein jeder ein, daß wir den Geitz, der unsern Trauben die Säfte stiehlt, selbige überwächst, und also an ihrem Fortwuchse behindert und aufhält, schlechterdings nicht dulden dürfen.

Man untersuche demnach von derjenigen Woche an, in welcher der Stock verblüht hat, bis zur Zeit der völlig reifen Trauben, aller 14 Tage Einmal, jedweden Weinranken (er habe nun Frucht oder nicht *) aufs genaueste, und nehme ihm jedwedes Geitzränkgen, dicht über dem Orte, an welchem es entsprang, durch Abbrechen oder Abschneiden, vollkommen hinweg. Der unterhalb der Trauben

*) Hat er keine Frucht, so liegt uns doch wenigstens daran, daß die beybehaltenen jungen Hauptranken ganz gewiß recht wohlgenährtes, vollkommen reifes Holz erlangen, an welchem sie im nächsten Jahre Früchte bringen können.

hervorwachsende Geitz ist der allergefährlichste, denn da er den Wurzeln näher steht als die über ihm hangenden Trauben, so bekommen leztere nur so viel Nahrungssaft, als der gedachte Geitz nicht mag.

Bey jedweder Abgeitzung aber verletze man niemals den Hauptranken, dessen Geitz man hinwegnimmt. Seine vielen Nebenranken, die rechts und links aus ihm hervortreiben, (und die man eben Geitz benennt) müssen gedachtermaßen vertilgt werden, er selbst aber muß so lang wachsen dürfen, als er nur immer will, und nie muß man seine Spitze durch Abschneiden verkürzen. Einige stehen zwar in den Gedanken, daß solch ein Wegschneiden der Rankenspitze nüzlich sey, denn, sagen sie, wenn ich den Ranken eine oder eine halbe Elle über den Trauben wegschneide, so geht dann aller Saft, der sonst vergeblich in die Spitze gegangen seyn würde, von da an in die Trauben, folglich reifen leztere früher und besser. Dieses Vorgeben aber ist in der That irrig, der wenige Saft, welchen die Rankenspitze bedarf, bedeutet fast gar nichts, und entzieht den Trauben (wofern nur kein Geitz an ihr geduldet wird) die Nahrung keineswegs. Diese Spitze oder Obertheil des Rankens ist vielmehr das würksamste Mittel, den beständigen, ununterbrochen-lebhaften Zufluß des Saftes zu den Trauben zu erhalten und zu befördern

dern *); durch Verstutzen würde man diesen Zufluß, anstatt ihn zu befördern, ganz gewiß auf eine nachtheilige Weise hemmen und stören, auch, bey irgend annoch nachfolgender warmer Herbstwitterung, den verkürzten Ranken durch dieses Verschneiden veranlassen, eine neue Spitze (die doch nicht reifholzig werden kann) zu seiner unnützen Entkräftung auszutreiben.

2. Einsammlung der Obstkerne.

Da in gegenwärtigem Monath auch schon etwas von gutem Kernobste reift, und sich unten (wenn ich im October von der Baumschule handle) zeigen wird, daß es rathsam sey, Kerne von edlen, zahmen Obstsorten zu stecken, so muß man darauf bedacht seyn, diese Kerne in Zeiten einzusammeln. Dies macht sich, wenn man nach und nach das Obst genießt, und die Kerne bey diesem jedesmaligen Genusse aufhebt, von selbst. Nur sammle man niemals die Kerne von unreifen, sondern lediglich von solchen Früchten ein, die eine vollkommene Reifung erlangt haben. Was die Aufbewahrung der Kerne bis zur

Zeit

*) Die Rankenspitze leistet hier eben die wichtigen Dienste, welche bey den mit Früchten besezten Baumzweigen das Leitreis leistet. s. davon oben, März 7.

Zeit der Aussaat (es geschehe nun leztere im Herbste, oder im nächsten Frühjahre) anbetrift, so ist solche sehr leicht zu bewerkstelligen, denn da die Kerne keine holzige Schaale (dergleichen die Steine um sich haben) führen, folglich schon von einem kurzen liegen in der feuchten Erde ins Keimen versezt werden, so hat man auch nicht nöthig, sie auf die (oben bey den Steinen, Junius 7.) bereits beschriebne Art einzuschlagen, sondern wenn man sie nur schlechtweg in einen leinenen Sak oder in eine Papierdüte thut, und so an irgend einen Ort eines Zimmers oder Kammer hinlegt, so ist es schon genug. Nur darf gedachte Kammer weder sehr feucht, noch modernd, noch auch heiß seyn. Ersteres würde die Krone ins Keimen und Verschimmeln bringen, lezteres hingegen selbige dermaßen austroknen, daß sie dann nach dereinstiger Aussaat merklich längere Zeit unter der Erde liegen würden, als ihnen außerdem zum Keimen erforderlich ist.

3. Baumbeschädigungen durch Hagelwetter.

Diese Beschädigungen sind bey heftigen Schloßen, vornehmlich an jungen Bäumen, oft sehr beträchtlich. Durch Schloßen kann nehmlich die Rinde der Zweige und Schäfte aufge-

aufgerissen und zerfetzt werden, so daß es dann aussieht, als hätte man sie hin und wieder an sehr vielen Stellen vom Holze herabziehen wollen. Daß dies für die Bäume sehr nachtheilig ist, begreift man leicht, indem alles Holz, das nicht von Rinde bedekt ist, dürr und trocken werden muß, woferne man es nicht verbindet, und ihm dadurch die Hervorbringung einer neuen Rinde erleichtert.

Sobald man demnach von solch einem Unfall betroffen wäre, muß man sich sofort zu den Bäumen begeben, alles zu sehr zerschmetterte und zerfetzte rein hinwegschneiden, das minder zerschlagene hingegen mit Baumwachspflaster, oder mit einer Mischung von halb Kuhfladen, halb wohl durchkneteten nassen Lehm, die man auf die Schäden streicht, und drüber weg einen Lappen bindet, bekleben und verbinden. Auf solche Weise werden sämmtliche Wunden in Kurzem verwachsen und zuheilen, und sobald dies geschehen ist, nimmt man den Verband wieder hinweg. (Siehe auch unten, November 4. ganz am Ende.)

4. Schildläuse zu vertilgen.

Der Schildkäfer ist vornehmlich zweyerley Baumgeschlechtern äußerst nachtheilig, dem Pfirschbaum und der Orangerie. Ob man

ihn

ihn wohl im gemeinen Leben zu den Läusen rechnet (denn alle Gärtner sprechen Schildlaus, Orangenläuse, verlauste Orangerie ꝛc.), so wäre es doch ein gewaltiger Irrthum, wenn man ihn mit jenen Baum- oder Blattläusen, von denen oben (May 8.) gehandelt ward, verwechseln wollte. Der bloße Augenschein wird jedem, der beyde Insectengeschlechter zu sehen Gelegenheit hatte, alle Verwechselung sattsam verbiethen. Die Schildlaus ist nehmlich viel größer, als die Blattlaus, auch kann man an ihr keineswegs den Bau ihrer Gliedmassen mit blossen Augen unterscheiden, wogegen man an der Blattlaus deutlich Leib, Füße, auch die Flügel (der Männgen) wahrnimmt. Von der Gestalt der Schildläuse oder Schildkäfer unterscheidet das bloße Auge, wenn man sie so an dem Baumaste sitzen sieht, weiter gar keinen Gliederbau, sondern jedes dieser Insecte zeigt sich bloß wie eine aus des Astes Rinde herausgetretne braune oder schwärzliche Beule, die so dick ist, als zwey Stecknadelköpfe. Still und unbeweglich, ganz wie ohne Gefühl sitzen sie vest auf der Rinde, saugen selbige aus, und wenn man eine herabnimmt und zerquetscht, so dringt viel Saft heraus. Auf eben dem Flecke, auf welchem sie sitzen und saugen, legen sie auch ihre gewaltig zahlreichen, äußerst kleinen Eyer, bleiben über derselben sitzen, und sterben gleich darauf,

wobey jedoch noch immer ihre äußere Beulengestalt, selbst todt, vest an den Zweigen kleben bleibt, und den drunter liegenden Eyern Schutz und Decke verschafft. Unter dieser Decke kriechen zu Anfang des Sommers *) zahllose Junge aus, verbreiten sich solchergestalt von Zweig zu Zweig, saugen sich eben so an die Rinde vest, und leben wie ihre Eltern. Bäume, welche mit Schildläusen behaftet sind, werden täglich elender und mattwüchsiger, und verdorren endlich, nachdem sie uns lange Zeit durch ihr elendes, kränkliches Ansehen, und durch ihre Untragbarkeit geärgert haben, vollkommen. Nöthig ists also äußerst, daß man, sobald man diese häßlichen Beulen, neben welchen das Holz der Zweige äußerlich wie verbrannt und rusig zu werden pflegt, gewahr wird, auf ein taugliches Gegenmittel bedacht sey, und solches ohne Zeitverlust anwende.

Man nehme Weineßig, werfe etwas Salz hinein, und wenn lezteres unter fleißigem Umrühren zergangen ist, so tauche man einen Pinsel hinein, und wasche damit jeden mit

*) An der Orangerie, die im Herbste unter ein Obdach geschafft wird, auch wohl ins warme Gewächshaus kommt, kriechen die Jungen auch zu andern Zeiten aus, und dort geht also freylich die Vermehrung am aller ununterbrochensten vor sich.

mit gedachten Beulen besezten Ast ab. Durch dieses Reiben mit dem, fleißig frisch einzutunkenden, Pinsel stößt man sämmtliche Schildläuse herab, und hätten sie schon Eyer gelegt, so werden auch diese durch erwähnte so scharfe Flüßigkeit, die keine Stelle des jedesmal zu überstreichenden Astes unüberzogen läßt, auf das nachdrüklichste zu Grunde gerichtet.

Uebte man jegliches Jahr dasjenige Abwaschen der Stämme und Aeste sämmtlicher Obstbäume aus, das ich oben (May 10.) als ein der Gesundheit derselben überhaupt unglaublich dienendes Mittel empfahl, so würde man nicht leicht Ursach bekommen, über das Ansezen dieser und andrer schädlicher Insectenbrut zu klagen. Freylich muß aber darneben auch die äußere Ansteckung vermieden werden. Wer z. B. einen verlausten Orangeriebaum neben gesunde Pfirschbäume hinstellen wollte, der dürfte sich ja wohl nicht wundern, wenn leztere gar bald ebenfalls angesteckt würden; es dürfen ja nur ein Paar von den Schildläusen herüberwandern, so ist ja das Unglück geschehn *).

Das

*) Auch der Lustgärtner weiß es ja, daß er Orangeriebäume, die mit Läusen behaftet sind, von allen andern Orangeriebäumen, um die Ansteckung der leztern zu vermeiden, entfernen muß. Wer weiß, ob sich nicht jene mit Läusen besezten Oran-

Das herabwaschen der irgend schon vorhandnen Schildläuse mittelst gedachten Eßigs pflege ich am liebsten an solch einem Tage vorzunehmen, an welchem Hoffnung zu baldigem Regenwetter ist. Dieses reinigt hinwiederum die Ausdünstungslöcher der Baumrinde von der hineingetretnen Schärfe des Waschmittels, und versezt die, dann wie neugebohrnen, Aeste in einen recht naturgemäßen Zustand.

Auf allen mit Schild- ingleichen mit Blattläusen behafteten Bäumen pflegen sich häufige Ameisen zu zeigen, die bey den meisten Gärtnern in großem Verdacht, daß sie nehmlich den Bäumen eben so viel Schaden als jene Läuse zufügten, stehen. Dieser Verdacht ist ungegründet. Die Ameisen fügen dem

Orangeriestämme auch schon dadurch von dem Ungeziefer reinigen liessen, daß man sie in einen Grasgarten, in welchem gerade das Gras recht hoch steht, mitten unter das Gras hinstellte, und so etliche Tage stehen liesse. Wären sie so hoch, daß ihre mit dem Ungeziefer besezte Crone über das Gras heraus ragte, so dürfte man nur den Kübel oder Topf auf die Seite legen, worauf der Baum nicht mehr stünde, sondern läge, und von allen Seiten mit dem dichten frischen Gras umgeben wäre. Bey den Blattläusen hat dieses Mittel genug gethan, wenn solche, als Nelkenläuse auf den Nelkenstöcken hausten.

dem Baume keinen Schaden zu, und man hat nicht Ursache auf ihre Vertilgung bedacht zu seyn. Der einzige Grund, aus welchem sie sich gern neben den Läusen aufhalten, ist der, sie ziehen Nahrung aus dem Kothe oder Auswurfe der Läuse, und dieser Nahrung allein gehen sie nach. Sobald man also die Läuse vertilgt hat, bleiben die Ameisen von selbst weg. — Frisch aufgesezten Pfropfreisern fallen die Ameisen mit unter etwas beschwerlich. Man werfe Rus in Wasser, und gieße diese wohlumgerührte Auflösung (die zugleich nebenher düngt) neben dem bepfropften Sämmgen auf die Erde. Die Ameisen entfernen sich dann. Auch der Geruch des Camphers (in dessen Auflösung man ja Läppgen tauchen und anheften kann) verscheucht diese Thiergen.

5. Beschädigung durch Sturmwetter.

Nicht selten pflegen sich gegen Anfang der Erndte starke, reissende Sturmwinde zu erheben, welche uns dann gerade am unwillkommensten sind, weil die Zweige tragbarer Obstbäume anjezt mit Früchten beladen und etwas herabgebogen viel leichter entzwey brechen und von den Stämmen herabsplittern. Es ist deshalben schlechterdings erforderlich, von der Zeit an, wo die Zweige, durch die auf sich habenden Früchte, schwer werden, Stüzen oder

Ga-

Gabeln, die man unter den Aesten in die Erde einstößt, neben sie zu stecken, und durch solche diesen Zweigen Schutz und Ruhe zu verschaffen. Auf solche Art kommt man allen den Beschädigungen, die uns der Sturmwind anzurichten im Stande ist, auf das glüklichste zuvor.

Wer aber diese Vorsichtsregeln zu befolgen unterlassen hätte, und hernach erleben müßte, daß ihm ein Sturm einen treflichen Zweig eines schäzbaren Obstbaumes herabrisse, wie soll sich der dann helfen? Gleichgültig darf ihm diese Verlezung nicht seyn, denn erstlich hätte ja der niedergeworfne Ast noch viele Jahre hindurch Früchte bringen können, und unter mehreren Jahren erwächst uns keiner wieder zur nehmlichen Dicke, der seinen Verlust uns ersezte; zweytens kann es dem ganzen Baume an allen seinen übrigen Aesten allmählig den völligen Untergang zuziehn, weil die Wunde, welche ihm an der Stelle, wo der Ast von ihm abgesplittert worden, zu groß ist, als daß sie füglich erwachsen könnte, und weil sie folglich, wenn sie ungeheilt bleibt, dürrholzig wird, und dieses dürre Holz gleich einem fressenden Krebse das gute, gesunde Holz anstekt. Man muß sich also darum bemühen, die Wunde zu heilen, und dies ist in sehr vielen oft gar unheilbar scheinenden Baumbrüchen recht gut möglich,

wofern man nur folgendergestalt verfährt. Hierbey setze ich aber allemal voraus, daß der herabgeworfne Ast nicht ganz und gar vom Baume getrennt ist, sondern daß er noch auf irgend einem Flecke, wenigstens durch etwas Rinde, mit selbigem zusammenhängt; denn freylich wäre eine gänzliche Trennung und Abreissung erfolgt, so stünde einem solchen Baume nicht zu helfen.

Sobald der Windbruch geschehen ist, eile man sofort zu dem verlezten Baume *), richte das herabhangende niedergeworfne Theil desselben mit allen seinen Splittern und Fugen auf, und passe leztere in die Splitter und Fugen des stehengebliebnen und mit jenen noch zusammenhangenden Theils oder Stammes so genau und passend, bis es in eine solche Lage kommt, in welcher Stamm und Zweig nur Ein Ganzes ausmachen, so daß äußerlich kaum zu sehen sey, daß sie nicht Ein Wuchs, sondern bloß an einander gepaßt sind. Dann überschmiere man die ganze Einfügung mit einer Salbe aus frischem Kuhfladen und nassen Lehm, die man zu einer solchen Dichtigkeit knetet,

*) Ich sage: sofort, denn wenn man die Hülfe aufschiebt, so wird das Holz in dem Bruche von der Luft und Sonne dürr und trocken, und folglich wird dann die Wiedervereinigung beyder Theile, oder das Wiederzusammenwachsen der Bruchstelle schwer oder gar unmöglich.

knetet, als beym Baumwachse gewöhnlich ist; über diese Salbe winde man einen recht glatt und ohne Falten anschliessenden großen Lappen, welcher ringsherum mit Drath aufs vesteste umwunden werden muß. Dann lege man ringsherum über den Drath her daumensbreite, dünn geschnittene hölzerne Späne, die gerade das Ansehn derjenigen Schienen haben, deren sich die Wundärzte bey Bevestigung zerbrochner Arm- oder Beinröhren bedienen, und über diese Schienen abermals Drath, oder auch allenfalls Stricke aufs vesteste angeschnürt. Hiermit ists aber noch nicht genug, denn die Schwere des Asts könnte den Widerstand, welchen Drath und Schienen leisten, doch wohl übertreffen, deshalben schlage man noch eine oder mehrere haltbare Gabeln oder Stützen bey, die gerade so hoch seyn, und gerade so in die Erde eingeschlagen werden müssen, daß der Ast, ohne herabsinken zu können, drinnen liegen bleiben muß; auf solche Weise kann ihn nichts, weder nach oben, noch nach unten, noch nach den Seiten hin verrücken, folglich bleibt die Bruchstelle in derjenigen passenden Einrichtung, die wir bey der Wiederaufrichtung veranstalteten, und auf deren egaler Dauer der ganze Erfolg des glüklichen Verwachsens beruht.

Auf diese Art habe ich schon sehr oft nicht allein herabgerissene Baumäste aufs

glüklichste curirt, sondern auch selbst zerbrochne Stämme oder Schäfte junger Obstbäume.

Sobald man im nächsten Jahre aus dem Ansehn und Fortwuchse des geschienten Asts oder Stammes zu schließen berechtiget wird, daß ein glükliches Verheilen erfolgt sey, so öfne man nach und nach die umgelegte Bandage, damit das Verwachsen vollends ganz ungehindert erfolgen könne. Die Gabeln oder Stützen aber nehme man da noch nicht hinweg, denn sie müssen, um mehrerer Sicherheit willen, noch ein Jahr stehen bleiben.

6. Welsche Nüsse unreif abzunehmen.

Diejenigen, welche welsche Nüsse einmachen wollen, müssen nunmehro selbige von den Bäumen brechen, denn wenn sie älter werden, taugen sie nicht dazu. Die nähere Anweisung zum Einmachen selbst muß man in den Haus- und Kochbüchern suchen.

7. Arbeiten aus den frühern Monathen, die auch dem Julio zukommen.

Junius 1. bis zum Ende.

Ernd-

Erndte Monath oder August.

1. Fortzusetzende Verrichtungen aus den vorigen Monathen.

Die Ausübung des Sommerschnitts an Zwergbäumen und Weinstöcken, die Abgeizung dieser leztern, die Einsammlung der Steine und Kerne aus den reifen Früchten, dies alles sind Verrichtungen, welche auch in gegenwärtigem Monathe vorfallen. Eben so kann man Junius 10. auch jezt noch practiciren.

2. Anheften der Weinranken.

Die Weinranken, an welchen Trauben hangen, fangen nun an schwer zu werden, und wenn nur irgend ein Sturmwind herbeykommt, (welchen ja nicht selten schon ein so eben entstehendes Gewitter mit sich führt) so ist nichts leichter geschehn, als daß er die ganzen Reben herabreißt, und die schönsten Stöcke gewaltig schändet. Nun lassen sich zwar Weinranken, die durch irgend einen Zufall zerbrachen, jedoch noch mit dem Stocke zusammenhängen, recht gut wieder curiren,

wenn man sie nach obigem Unterricht (Julius 5.) behandelt; allein es ist doch immer mühsam, kann auch, wenn der Bruch gar zu gefährlich ist, gänzlich mißrathen, und wir verlieren wenigstens die Trauben selbigen Jahrs, denn ehe man solch einen Reben schient und verbindet, muß man ihm gemeiniglich die Trauben wegschneiden, weil sie ihn nur belästigen, aus dem Verbande verrücken, und ihm den Saft, den er ans Verheilen wenden sollte, schmälern.

3. Besorgung der im Lande stehenden Feigenbäume.

Schon oben (Junius 3.) gab ich die Sommerwartung der Spalierfeigen an; jezt wiederhole ich, daß es auch in diesem Monathe äusserst nothwendig sey, durch daselbst empfohlnes Begießen den ungehemmten Fortwuchs und zeitige Reifung aller angesetzten Früchte zu befördern.

Noch hat man folgendes von Beförderung einer zeitigen und gewissen Reifung dieser Früchte erprobt. An etlichen Gegenden von Italien ists gewöhnlich, daß man jeder Feige einige Wochen vor ihrer anfangenden Reifung, jedoch nach größtentheils erlangter Größe, vorn in ihr vorderstes Blüthauge (in den sogenannten Butz, welches ein dem Stiele gerade gegen

über

über, wo vormals die Blüthe saß, stehendes vertieftes Knöpfgen jeder Baumfrucht ist) einige Tropfen Baumöl thut, indem man erst mit irgend einem spitzen Hölzgen in gedachte Fruchtstelle einsticht, (welcher Stich so eben durch die Oberfläche der Frucht hindurch, und etwas aufs innere Fleisch eindringen muß) das Hölzgen sodann wieder herauszieht, und in die Oefnung, welche lezteres der Frucht machte, einen Tropfen Baumöl, (dessen Hinzuträufelung vermuthlich den nachmaligen möglichen Ausfluß der Säfte aus der gestochenen Frucht verhindern soll) fallen läßt. Feigen, welche man so behandelt hat, nehmen nicht allein an Größe zu, sondern werden auch noch desto gewisser und früher reif. Der Grund ist, deucht mir, darinnen zu suchen, daß durch den gemachten Einstich der vorherige Zusammenhang der Saftgefäße in der Frucht getrennt wird, daß diese Trennung den vorherigen Zufluß der Säfte verstärkt, (indem die Säfte sich immer Vorzugsweise häufig nach verwundeten Stellen des Pflanzencörpers ziehen) und daß, indem solch eine Frucht, von dem Augenblicke des Einstichs an, weit mehr Saft herbeygezogen bekommt, als vorher, sie auch natürlicherweise geschwinder an das Ende ihrer Ausbildung (d. h. an die Reifung der Kerne und dann des Fleisches) gelangen kann.

Aus eben dieser Ursache mag es wohl auch geschehen, daß an allen unsern Obstbäumen (wie man jegliches Jahr zu sehen Gelegenheit hat) die von Insecten angestochenen Früchte merklich geschwinder, als die nicht angestochenen, reifen. Bey diesen wurmstichigen Früchten verrichtet der Stich, welchen das sich in der Frucht nährende Insect verursachet, ja völlig eben das, was wir nach oben, durch den Einstich mit einem Hölzgen oder einer Federspuhle, verrichten.

Auch in Griechenland und Kleinasien schätzt man gegenwärtigen, auf Beschleunigung der Reifung der Feigen abzweckenden Vortheil sehr gut. Um nehmlich daselbst die Feigen in den Gärten zeitiger reif zu bekommen, holt man die Feigen einer gewissen wilden Art, die dort schon im May reif wird, in die Gärten, und hängt sie hin und wider an die Aeste der Gartenfeigen an. In jenen wilden Feigenfrüchten nun liegt, indem man sie an die Aeste der zahmen anhängt, ein Insect (Cynips pfenes) verborgen, welches in kurzem aus ihnen herausschlüpft, und dann auch in die darneben befindlichen zahmen Früchte, nachdem es selbige angestochen hat, übergeht. Auf diesen Stich des Insects erfolgt eine beschleunigte Reifung der Früchte. Dies Verfahren der dortigen Einwohner wird

die Caprification genannt, weil ein solcher wilder Feigenbaum Caprificus heißt.

4. Wespen abzuhalten.

Dies ist der Monath, in welchem sich diese Insecten sehr häufig einzufinden pflegen, außer in nassen, kalten Sommern, in welchen sie sich eben nicht sehr zeigen.

Sie richten an Weintrauben und an reifenden Birnen vorzüglich viel Schaden an, indem sie diese Früchte entweder gänzlich auffressen, oder doch so benagen, daß sie unbrauchbar und faul werden müssen.

Die hauptsächlichsten Mittel gegen sie sind folgende: Man fülle kleine Arzneygläser zur Hälfte mit Honig oder auch mit Zuckerwasser an, und hänge selbige hin und wider zwischen die Reben der Weinstöcke, oder die Aeste der Zwergbäume. In diese angebundenen Gläsergen kriechen die Wespen häufig aus Begierde nach dem Genusse der darinnen enthaltenen Süßigkeit; sobald man nun sieht, daß eine starke Anzahl Wespen im Glase beysammen sind, nimmt man lezteres herab, und bringt die gefangenen Wespen sämmtlich ums Leben. Ferner, wenn man eine recht vollkommen reife, süße Birn nimmt, ein kleines Loch durch deren Oberfläche macht, daß das Fleisch dieser Frucht herausguckt, und nun diese Birn

auf eine Queerlatte des Spaliers, oder auch auf die Erde unter dem zu beschützenden Weinstocke oder Zwergbaume hinlegt, so versammeln sich zu dieser Birn sehr viele Wespen, fressen sich in selbige hinein, so daß selbige inwendig vollkommen ausgehölt wird, und in dieser Höhlung lauter schmausende Wespen stecken, sobald man nun beobachtet hat, daß die Versammlung jezt gerade recht hochansehnlich sey, so kann man durch schleuniges Zertreten dieser Birn eine gewaltige Anzahl der drinnen steckenden Wespen tödten — Hat man aber Trauben von ganz besonderm Werth, die man gern mit größter Gewißheit vor allen Wespen sichern wollte, so belohnt es sich da allemal der Mühe, um jede Traube ein Stücksgen Flor oder Marly, das auf allen Seiten vollkommen schließt, zu legen. Dieses hält alle Wespen schlechterdings ab, und läßt doch Luft und Sonne, zur Stärkung der Trauben, hinein. Einige, welchen der Flor zu theuer ist, und welche doch sich der argen Wespen erwehren wollen, fassen jede hängende Traube in einen Papierbeutel ein, nun verschafft ihnen zwar dies natürlicherweise völlige Sicherheit gegen die Wespen, allein es muß doch auch zugleich den heilsamen Schein der Sonne von den Trauben abhalten. Ich würde dahero in solchem Falle rathen, dergleichen Papier, vor der Umlegung, mit Oel zu tränken; (wie

zu den papiernen Mistbeetfenstern gewöhnlich ist) dann würde der Sonnenschein nicht allein keineswegs abgehalten, sondern sogar wohl noch, in seiner wohlthätigen Würkung auf die Trauben, verstärkt werden.

Den Spinnen, welche ihr Gewebe zwischen die Weinranken aufschlagen, thue man kein Leid; denn sie fügen den Trauben nicht den geringsten Schaden zu, vielmehr fangen sich in ihrem Gewebe mancherley Insectenarten, worunter oft auch solche sind, die den Trauben würden geschadet haben, woferne nicht die Spinne sie weggefangen und getödtet hätte.

5. Oculiren.

Das Oculiren (Aeugeln, Einäugeln, Blätteln) kann zu zweyen verschiednen Jahrszeiten vorgenommen werden. Einmal im März oder April, bevor die Augen ausschlagen. Man nimmt hierzu die Augen von gewöhnlichen Pfropfreisern, die man bis dahin, gewöhnlichermassen, wie zum Pfropfen, eingeschlagen hat, auch wohl Augen von so eben grün werdenden, auf den alten Bäumen ausschlagenden Zweigen. Dieses wird das Oculiren aufs treibende Auge genannt, weil ein im Frühjahre eingesetztes edles Auge noch im nehmlichen Sommer auszutreiben pflegt;

das

das andre mal vom halben August bis zum halben September. Dieses leztere heißt das Oculiren ins schlafende Auge, weil solch ein eingesextes Auge nicht noch heuer, sondern erst im nächsten Frühjahre treibt oder ausschlägt, folglich bis dahin gleichsam schläfet.

Vom Oculiren ins treibende Auge halte ich nichts, deshalben habe ich es auch oben, bey Abhandlung der Verrichtungen im März und April gar nicht einmal angeführt. Meine Gründe sind folgende: Das auf solche Manier eingesetzte Auge bedarf mehrere Wochen um einzuwachsen, und sich mit dem Wildlinge, auf den man es brachte, zu vereinigen. Diese mehrern Wochen entgehen ihm also an dem gesammten, heuer möglichen Wachsthume seines erst spät austreibenden Reises, und wenn dann dies Reis herausschiebt, so treibt es doch nicht leicht mit eben der Kraft und Schärfe, mit welcher Augen, die gleich in den ersten Wochen des würklichen Frühlings, das heißt, mit allen andern wilden Bäumen zugleich austreiben können, emporzuschießen gewohnt sind. Der erste Hauch des Lenzes, die erste Kraft des jungen Jahres äußert sich allemal mit sehr überwiegender Macht, gegen die spärern Triebe gerechnet. Ein solches Reis bleibt auch nicht selten (wofern nicht die Witterungsläufte des Sommers und Herbsts den Fortwuchs außerordentlich begünstigen) unreif

unreif und grünholzig, und wenn dann der Herbst allzuzeitige, das Holz noch im Saft übereilende Fröste oder das nächste Frühjahr schädliche Spätfröste bringt, so ist es meistentheils um solche Reiser geschehen. Im Uebrigen ist das Verfahren und die Handgriffe beym Frühlingsoculiren völlig das nehmliche, wie bey dem Oculiren ins schlafende Auge, bey welchem leztern ich nunmehro allein stehen bleibe.

Zu dieser vortreflichen und unschäzbaren Veredlungsart (die vor dem Pfropfen den großen Vorzug hat, daß, wenn sie fehlschlägt, doch der Wildling am leben bleibt, auch überhaupt der Wildling hier gar nicht so hart, wie beym Pfropfen, verwundet wird) muß an den jungen Wildlingen, die man zu oculiren hat, schon vorhero die Zubereitung geschehen seyn, wovon ich oben (May 2.) ausführlich gehandelt habe. Diejenigen handeln dahero sehr thöricht, welche, indem sie oculiren, zu gleicher Zeit dem Wildlinge seine Crone verstutzen, oder ihm seine unterhalb des Oculirflecks aus dem Stämmgen kommenden Zweige wegschneiden; denn ersteres ist ganz unnüz, lezteres aber muß (zufolge März 4. und May 2.) bey allen Veredlungsarten viel früher geschehen, weil es, zugleich bey der Veredlung selbst vorgenommen, des Wildlings Saft irre macht, und insonderheit beym Oculiren

dieses

dieses nach sich zieht, daß des Wildlings Rinde, weil jenes späte, närrische Einstutzen den Saft zurücke trieb, gar nicht gut lösen will. Man mache mir nicht den Vorwurf, daß ich mir hier selbst widerspräche, indem ich an gegenwärtigem Orte behauptete, daß auf solch ein Beschneiden **Zurücktritt** des Saftes erfolget, da ich doch an andern Orten (vornehmlich März 7.) ausführlich gelehrt hätte, es folge aufs Verstutzen ein **noch ärgerer** Trieb, folglich ein noch reichlicherer **Herbeytritt** und **Zufluß** des Baumsafts. Dieser anscheinende Widerspruch meiner Behauptungen verschwindet gänzlich, sobald man überlegt, daß der schärfere Holztrieb, welcher aufs Verstutzen und Beschneiden zu folgen pflegt, **keineswegs** die **nächste** Folge dieses Beschneidens sey; die nächste Folge ist vielmehr allemal **Zurücktritt** des Safts, und **erst nach mehr oder weniger Tagen** kommt dieser Saft (der nothwendig zurücktreten mußte, weil diejenigen Zweige hinweggeschnitten wurden, in die er sich bis dahin ergossen hatte) wiederum in ein wiederhergestelltes Gleichgewicht seines Umlaufes, indem er Augen, die sonst nicht ausgeschlagen seyn würden, in Wuchs und Austrieb setzt, und in diesen allen den Saft wiederum an- und unterbringt, den er zuvor auf die nunmehro weggeschnittenen Aeste verwandte. Wer ist nun aber nicht

über-

überzeugt, daß eine jedwede unternommene Veredlungsart gewiß zu Grunde geht und mißräth, woferne ihr in den nächsten Tagen nach der Operation der Saft des Wildlings entgeht, wer ist nicht überzeugt, daß nicht mehr als die Trockniß von längstens ein paar Tagen darzu gehört, ein aufgesetztes Pfropfreis oder Oculirauge tödtlich auszutrocknen, und daß es letztern unmöglich etwas helfen kann, wenn hinterdrein in den folgenden Tagen der Baumsaft des Wildlings wiederum in ordentlichen, wiederhergestellten Umlauf geräth; wird etwa sein, nunmehro auch noch so reichlicher und günstiger, Herbeyfluß zur Veredlungsstelle selbige, die nun einmal trocken geworden ist, neu zu beleben vermögen? die Erfahrung sagt: Nein, und bekräftigt sonach alles, was ich oben (März 4. im Anfange, und May 2.) hierüber angab.

Man oculirt entweder junge oder alte Wildlinge, leztere werden dann in die Crone, das heißt an jedem einzelnen Hauptzweige geäugelt; denn wollte man sie, wie junge Wildlinge, in den Stamm äugeln, so müßte das Reis, das aus diesem eingesetzten, edlen Auge entspränge, gar lange wachsen, bevor es im Stande wäre, dem, oberhalb seiner abzuwerfenden, Wildlinge an Dicke gleich zu kommen, oder die Abplattung zu bedecken. Dergleichen schwere Abplattungswunde würde auch-

in den meisten Fällen schwerlich oder gar nicht verwachsen. Zudem pflegt auch alte Wildlingsrinde die Oculation nicht gerne anzunehmen, worgegen die junge sehr bereitwillig ist. Alle junge Wildlinge werden dahero in den Stamm geäugelt, und da man, der Regel nach, bloß solche junge oculirt, und das Beäugeln alter Wildlinge (wie alle Veredlung alter Stämme) bloß Ausnahme von dieser Regel ist, so bleibe ich auch hier lediglich bey dem Oculiren junger Wildlinge stehen. Diese müssen gerade die Dicke eines Fingers an dem Untertheile ihres Stammes haben, dicker, oder dünner pflegt man sie eigentlich nicht zu beäugeln. Die edeln Reiser, deren Augen man den Wildlingen auffetzen will, müssen von solchen Bäumen genommen werden, von welchen wir wissen, daß sie gern und schöne Früchte tragen; sie müssen erst im nehmlichen Sommer, an dessen Ende man einäugelt, entstanden und erwachsen seyn *), und man muß dazu keine Fruchtzweige, noch auch Wasserreiser von der schlimmen Art, (wie sie oben Jenner 1. geschildert sind) sondern gute Holzzweige, oder ächte Sommerlättgen nehmen. Die Augen an diesen Reisern müssen groß,

*) Oculirt man ins treibende Auge, so nimmt man die Sommerlatten des nächstverwichenen Sommers, oder die auch zu Pfropfreisern dienlichen Zweige.

groß, erhaben und vollkommen seyn, deshalben nimmt man die Reiser am liebsten von der nach Mittag zugerichteten Seite eines Baumes, weil sie auf dieser Seite die meiste Sonne, folglich auch die größte Vollkommenheit und beste Reife haben. Wenn man die Augen dieser Reiser bey der Operation des Oculirens selbst aushebt, so wählt man gemeiniglich die untersten des Reises; bey den Pfirschreisern aber thut man besser, sich der weiter hinauf nach der Spitze zu sitzenden Augen zu bedienen, weil sie vollkommener und ausgebildeter, folglich besser auszuheben sind, auch glücklicher einwachsen, als die tiefer sitzenden. Hat man die edlen Obstarten, von welchen man seine Wildlinge beäugeln will, in der Nähe seiner Baumschule, so schneide man die Oculirreiser nicht eher ab, als in der Stunde, in welcher man oculiren will; soll man sie aber von entfernten Orten her erhalten, so bestelle man, daß sie mit ihren untersten, dicksten Enden in einen angebohrten Apfel oder Gurke gesteckt, an der Hälfte eines jedweden Blattes gekürzt, und oberhalb über und über bis an ihre Spitze mit feuchtem Mooße umwunden, sodann aber in einer Schachtel oder sonstigen, schattigen Verwahrung fortgesendet werden. Sobald man sie empfängt, stellt man sie, nachdem man sie aus dem Mooße und aus der saftigen Frucht

herausgezogen, auf 24 Stunden lang ins frische Wasser, und gebraucht selbige nach Verlauf dieser Stunden sofort zum Oculiren. Es ist nicht wohlgethan, die Oculirreiser während der Tageshitze abzuschneiden, sondern bloß früh Morgens oder gegen Abend. Jedwedem abgeschnittenen Oculirreise schneide man die obere Hälfte eines jeden Blattes hinweg, die andere Hälfte aber mit dem Blattstiele muß unverletzt daran bleiben, welches dreyerley Vortheil hat. Vors erste bewürkt dieser Blattstiel mit der daran befindlichen Blatthälfte, daß nach dem Einsetzen des edlen Auges der Baumsaft besser nach dem Auge zu gezogen, und selbiges folglich besser genährt wird; zweytens verschafft er uns die Bequemlichkeit, daß man an ihm das ausgehobene Auge anfassen und einschieben kann, ohne daß man nöthig hätte, das Auge selbst anzugreifen und zu betasten; drittens giebt er uns, bey seinem Abfallen, ein Merkmal des glücklichen Gedeyhens der Operation, wie wir unten hören werden. Einige legen jedes ausgehobene Auge in Wasser, damit es nicht austrockne, indem sie den Schnitt an der Rinde des Wildlings machen, oder sie nehmen auch wohl das Auge auf derweilen in den Mund, daß es feucht bleibe. Beydes ist eben so verwerflich, als dasjenige Einstellen der zugeschnittnen Pfropfreiser, vor dem ich oben (Merz 4.)

ver-

verwarnte; man halte sich lieber fein dazu, und übe sich in geschwinder und fertiger Ausübung der Handgriffe, die zum Oculiren gehören, so wird man nie so langsam seyn, daß ein ausgehobnes Auge über ein paar Augenblicke außerhalb des Wildlinges warten müßte, und bey solch einem unbedeutenden Aufenthalt läuft kein Auge Gefahr, zu vertrocknen. Die Handgriffe beym Oculiren hier zu beschreiben, scheint mir Ueberfluß; denn man muß sich selbige doch schlechterdings zeigen lassen, wenn man die Sache vollkommen begreifen will. Inzwischen habe ich auf der Kupfertafel ein Paar Zeichnungen davon beygefügt. Figur 10. und 11. stellt den Queerschnitt und den Schlitz hinaufwärts an dem Wildlinge vor. Figur 9. hingegen zeigt die Gestalt des ausgehobenen und hinter die (nach Fig. 11. geschlitzte) Rinde einzuschiebenden edlen Auges. Dasjenige Fleck des wilden Stämmgens, auf welchem man den Einschnitt machen, und das Auge einsetzen will, muß wohl gewählt seyn; es muß nehmlich keine merklichen Ungleichheiten noch Höcker auf seiner Rinde haben, als wodurch der Einschnitt gewaltig verhindert und erschwert werden würde, auch darf es nicht zu hoch stehen, denn man setzt nicht gerne ein Auge höher in den wilden Stamm ein, als höchstens eine halbe Elle (1 Schuh oder Fuß) hoch über

die Oberfläche der Erde, in welcher der Wildling steht. Viele, welche, wie es sich gebührt, fein tief an der Erde oculiren, setzen, wenn nach etlichen Jahren das veredelte Bäumgen ausgehoben und verpflanzt wird, selbiges tiefer, als es vorher stand, nehmlich so tief auf dem neuen Ort, daß die Oculirstelle mit ihrer Wulst noch unter die Erde hinab kommt, und so eben, um Wurzeln zu schlagen, mit Erde überdeckt wird. Mir gefällt diese tiefe Pflanzung nicht, außer etwa bey solchen Baumarten, die sich durch die Wurzelsprossen vermehren sollen. Eben dies gilt von bepfropften. Wer in einer Baumschule **ganze Reihen** Wildlinge zu beäugeln hat, der setze die Augen so ein, daß sie nicht nach dem zwischen den Baumreihen geführten Wege zu stehen, sondern jedes Auge muß nach seinem nächsten Nachbar zu stehen. Beobachtete man dies nicht, so würden ja einst die aus den eingesetzten edlen Augen erwachsenden Reiser nach dem Wege zu wachsen, folglich selbigen versperren, daß man nicht, ohne beständig an die Reiser zu stoßen, hindurchgehen könnte. An der Mittagsseite des Wildlings das Auge einzusetzen, wird nicht für rathsam gehalten, sondern lieber auf eine andre Seite. Einige pflegen den Einschnitt in die Wildlingsrinde nicht so, wie es auf meiner obgedachten Figur vorgezeichnet ist, sondern auf die gerade entge-

genstehende Weise nehmlich also zu machen, wie ein lateinisches T, ich halte aber nichts von dieser Manier, ob sie wohl ebenfalls anzuschlagen pflegt. Noch muß ich erinnern, daß man sich im Einschlitzen der Wildlingsrinde äußerst in Acht nehmen müsse, damit man nicht tiefer, als die Rinde geht, nehmlich in das eigentliche Holz schneide; lediglich die Rinden, bis gerade aufs Holz dürfen durchschlitzt werden. Auch lasse man sich ja genau zeigen, was an dem auszuhebenden edeln Auge die Seele genannt werde; denn, wenn diese, die in dem innersten Keime jedes, im nächsten Jahre hervortreibenden, Blattes besteht, nicht an dem Auge bleibt, so kann es niemalen anschlagen, und gleichwohl kann es der Unkundige leicht versehen, und selbige auf dem Holze des Reises, von dem er das Auge ablöst, sitzen lassen. Hagedorn versichert in seinem Haushaltungsbuche, daß sich die Aepfel nie glücklicher oculiren liessen, als wenn man die Augen nicht so, wie sonst gewöhnlich und erforderlich ist, rein und hohlschildig aushübe, sondern in dem Schilde etwas Holz von dem Reise mitnähme, so daß also nicht allein die volle Seele, sondern auch noch etwas Holz über selbiger in dem Schilde bleibt, und lezteres also eingesetzt wird. Beobachte man dies, sagt er, so bekäme den Aepfelstämmgen das Oculiren ziemlich wohl, außerdem aber sey es

besser, sie durch Pfropfen und Copuliren fortzupflanzen. Er habe es, fährt er fort, aus der Erfahrung, daß auch überhaupt seine eben erwähnte Art zu oculiren besser sey, als die alte gemeine. Er ziehe ferner diese Art mit dem Holzschnitte zu oculiren auch deshalben vor, weil bey der hohlschildigen Oculation (wo nur die Seele, über selbiger aber kein Holz im Schilde gelassen wird) das edle Reis im vollen Safte stehen müsse, um das Schildgen hohl und reinlich ablösen zu können. Bey seiner Art hingegen bedürfe es dessen nicht, sondern der Messerschnitt gehe in dem edeln Reise gerade herunter, und führe nebst dem Schild auch etwas vom Holze, das über der Seele liegt, mit sich, der Saft möge beschaffen seyn, wie er wolle. Inzwischen verlange er nicht, daß man mit dem Holze bey gedachtem Messerschnitte zu verschwenderisch umgehe, noch daß man solches bis aufs Mark schneiden solle, sondern nur weniges Holz wird beym Herabfahren mit dem Messer mitgenommen. Dies Verfahren, fährt er fort, schlage allemal an, und es lasse sich auf solche Art viel geschwinder oculiren. — Ich empfehle alles dies zur fernern Untersuchung ausübender Leser, denn meine eignen Versuche haben mich noch nicht zur sattsamen Entscheidung kommen lassen, ob die ältere Methode des Oculirens der Hagedornischen würklich nachstehen müsse.

Sobald

Sobald das Auge eingeschoben und durch die beyden Flügel der geschlitzten Wildlingsflügel gedeckt ist, muß man alsobald einen Striemen Bast, oder ein Stückgen aufgedröselten Bindfaden, oder ein Copulirband drum legen, und zwar muß dieses Verbinden die gesammte Oculirstelle dermaßen überdecken, daß weder von dem Schlitze der Wildlingsrinde, noch vom Oculirschilde selbst das mindeste von aussen zu sehen sey. Nichts als das Auge ganz allein, nebst seinem Blattstiele und Blattstück muß mit dem Ueberbinden verschont werden. Ein so genaues, passendes und um und um vest anschließendes, (jedoch auch nicht allzuvestes, noch einschneidendes, folglich des Saftes Zutritt verhinderndes) Verbinden hilft ausnehmend viel zur glücklichen Vereinigung zwischen Wildling und Auge, indem es macht, daß sich beyde genau berühren, und wechselsweis besaften müssen; zugleich hält es die äußere Luft ab, welche die Oculirstelle auszehren und trocken machen würde, woferne ihr nicht aller Zutritt schlechterdings untersagt wäre. Gemeiniglich setzt man nur Ein Auge in jedes Stämmgen, will man aber an verschiednen Stellen desselben noch eins oder zwey über die Zahl einsetzen, so darf man hernach nur, wenn sie sämmtlich anschlügen, die obersten beym nachmaligen Wegschneiden des Stämmgens weg-

nehmen und nur bloß das untere stehen lassen.

Ob ein eingesetztes Auge anschlage oder nicht, das zeigt sich schon nach 10 bis 14 Tagen. Ist es nehmlich angeschlagen, so wird im Verlauf gedachter Tage die an dem edlen Auge gelassene Blatthälfte, nebst dem Blattstiele dermaßen trocken und dürr, daß sie endlich gar abfällt, weil ihr das Auge selbst, dessen Seele sich nun ganz mit dem Wildlinge vereinigt hat, allen Saft wegnimmt, auch das Blatt nun nicht länger nöthig ist, um dem Gedeyhen und der Ausbildung des Auges zu Hülfe zu kommen. Sobald man dieses Abfallen des Blattstieles bemerkt, muß man den Verband, mit welchem man die Oculirstelle über und über umschloß, eröffnen, keineswegs aber gänzlich wegwerfen, sondern nur etwas lockrer umbinden, denn, wenn dieser Verband die Oculirstelle noch längere Zeit so vest und schließend, wie anfangs nöthig war, umgeben sollte, so würde das Verwachsen, welches allemal dadurch geschieht, daß sich eine Art von Knoten oder Wulst emporhebt, gar merklich verhindert und erschwert werden. — Vierzehn Tage später ist mehrentheils die Verheilung so vollkommen unter dem aufgelockerten Verbande zu Stande gekommen, daß man dann, wenn man, bey abermaliger Abnahme des Bandes, gar keine

Deff-

Oeffnung und Blößen mehr bemerkt, den Verband ganz und gar hinwegnehmen, und von da an die Sache sich selbst überlassen kann, ohne im Geringsten zu befürchten, daß die Winterkälte der Oculirstelle schädlich seyn werde.

Nun fragt sich noch, welche Arten der Fruchtbäume soll man aufeinander oculiren? Eben diese Frage hätte schon oben bey Gelegenheit des abgehandelten Pfropfens oder Copulirens aufgeworfen werden können, ich beantworte sie aber jezt noch nicht, weil ich es unten in dem Anhange thue, der von besonders anzumerkenden Eigenschaften der einzelnen Fruchtbaum-Geschlechter handelt; daselbst wird bey jedweder Fruchtart angeführt werden, auf welcherley Wildlinge man sie zu veredeln habe.

Es fragt sich aber auch: welches ist die allerbeste Zeit zum beäugeln? Viele stehen in den Gedanken, es sey, vornehmlich bey dem Steinobste sehr wohlgethan, wenn man recht zeitig, nehmlich schon im halben Julius, oder gar schon nach Johannistag zu dem Oculiren schritte, allein dies will mir doch nicht mehr gefallen, und ich trete vielmehr, nach meiner jetzigen Ueberzeugung, dem Rathe einiger Baumverständigen vollkommen bey, welche behaupten, daß es besser sey, erst vom halben August an bis zum Ende der ersten

Hälfte

Hälfte des Septembers zu beäugeln. — Gleich vor einem Regenwetter zu oculiren ist niemals wohlgethan; denn die Erfahrung lehrt, daß alle äußere Näſſe, die zu der Oculirſtelle eindringen kann, den Augen tödtlich ſey *), und daß dann nicht leicht eins anſchlagen wird. Eben ſo gewiß glaube ich aber auch bemerkt zu haben, daß das Oculiren bey ſehr dürrer Witterung, wo die Erde gerade, wegen langen Auſſenbleibens günſtiger Regen, recht ausgetrocknet iſt, ebenfalls faſt gar nicht anzuſchlagen pflegt, vermuthlich aus Mangel eines ſattſam reichlichen Zuflusſes der Säfte, die das ausgedorrte Land nicht darzureichen vermag. Nie gelingt dahero nach meinem auf vielfältige Erfahrungen geſtützten Urtheile das Oculiren ſichrer und beſſer, als wenn man es an ſolch einem Tage vornimmt, an welchem, wegen des zuvor (nehmlich vor 1 bis 2 Tagen) gefallenen reichlichen Regens, die Erde gerade recht durchweicht war **), und

an

*) Eben deswegen warnte ich ſchon oben vor dem Einwerfen der abgelöſten Augen ins Waſſer.

**) Wenn man in Jahren, wo die Sommerdürre allzu hartnäckig iſt, und man gleichwohl gern zum Oculiren ſchreiten möchte, die Wildlinge etliche Abende vor dem Beäugeln tüchtig und durchdringend begöße, und dabey auch vornehmlich ihre ganze Blättercrone, (deren Saftgefäße

an welchem es wiederum vollkommen hell, auch voraus zu sehen ist, daß in denen der Oculation zunächst nachfolgenden Tagen kein Regen kommen werde. Auf solche Weise ist alles am sichersten, denn so kann die Oculation weder aus Saftlosigkeit des Wildlings mißlingen, noch auch gegentheils wegen Nässe, die von aussen zu der Beäuglungsstelle drang, verderben. — Alles Oculiren geschieht am besten gegen Abend, wo die Hitze nachgelassen hat, zu welcher Zeit es sich ohnehin bequemer verrichtet, als während der frühern Tagesstunden. Auch die Morgenstunden, in aller Frühe, sind wohl nicht gänzlich zu verwerfen.

* * *

Jedem Wildlinge, dem sein, ihm eingesetztes, Auge glücklich angeschlagen und gut verwachsen ist, muß man im nächstfolgenden Frühjahre (ebenfalls zu derjenigen Zeit, die ich schon oben, Merz 7. zu allem Baumbeschneiden, als die allein richtige angab, nehmlich dann, wenn der Frühjahrstrieb offenbar im Anzuge ist) das Obertheil seines Stämmgens, welches die Crone trägt, dicht über dem angeschlagenen Auge hinwegschneiden.

gefäße das Begießen, welches auf sie fällt, stark einsaugen) so thäte dies wohl unsrer Absicht ebenfalls vollkommene Gnüge.

den. Einige rathen zwar, man solle dieses Abstutzen nicht auf Ein- sondern auf Zweymal vornehmen, nehmlich erst ein paar Zoll hoch über der Oculirstelle, und erst nach 8 Tagen tiefer herab, nehmlich dicht über dem edeln Auge. Ich sehe aber, so weit ich es bis jezt untersuchen konnte, nicht ein, was dies Verfahren vorzügliches haben sollte, vielmehr halte ich mich überzeugt, daß es besser sey, dem Baume ein doppeltes Verwachsen zu ersparen, und ihn gleich so, wie er bleiben soll, nehmlich dicht über dem edlen Auge abzuplatten. Denn treibt das Auge aus, so geschieht es mit so lebhaftem Wuchs, daß gar bald das aus ihm treibende Reis die Stelle des abgeschnittenen Wildlings ersetzt, und eben so dick, als letzterer wird. Es muß aber die Abplattung auf eine angemessene Weise geschehen, denn, wenn man sie nicht dicht über dem Auge vornimmt, so, daß der Schnitt beynahe noch in die Spitze des Oculirschildes herabtrifft, so bleibt ja oben ein Stummel oder Knopf und Sturzel, welcher nachmals unmöglich verwachsen kann, wenigstens mit dürrem Holze verheilt. Auch darf die Abplattung nicht geschrägt werden, denn ich habe schon oben ausführlich gezeigt, daß die Rehfußschnitte nicht leicht verwachsen, sondern sie muß, wie alle Baumschnitte, die zeitig und geschwind verwachsen sollen, mehr platt, als

schräg,

schräg, ja beynahe völlig platt erfolgen. Die abgeplattete Stelle muß aufs sorgfältigste mit Baumwachs verklebt werden, denn, wenn man dies unterließe, und sie folglich trocken würde, so gäbe ja dies die Grundlage zu eingewurzelten Krankheiten und zu dem voreiligen Verderben, welches die Entstehung alles dürren Holzes zu erzeugen pflegt.

Endlich kann die Frage aufgeworfen werden, wenn eher soll man ein Stämmgen, das z. B. im Jahre 1787 oculirt ward, aus der Baumschule herausnehmen, und an denjenigen Ort einpflanzen, auf dem es hernach beständig stehen bleiben und Frucht tragen soll? Die Antwort ist: Man hebe es im Herbste 1788, oder im Frühjahr 1789 aus, und pflanze es da ein, woselbst es leben und sterben soll. Soll es ein Zwergbaum werden, so muß es den ersten, oder Grundlageschnitt (den ich) oben im Anfange des Artikels März 7. beschrieben habe) im Frühjahre 1789 bekommen.

Wenn man einen Wildling etwas stärker, als gewöhnlich werden läßt, so daß er dann nicht mehr in den Stamm, sondern in die Crone, oder einzelnen Hauptäste beängelt wird, so kann man folgendes Kunststück an ihm ausüben. Man setzt in jedwedern dieser Hauptäste ein Auge von lauter unter sich verschiedenen edeln Obstsorten, z. B. auf diesem

Zweige

Zweige ein Auge vom Borsdorferapfel, auf jenem eins vom Pepin- auf einem andern eins von Calville, auf dem 4ten eins von Reinette u. s. w. Wenn mit der Zeit alle diese Augen zu Reisern werden, und des Baumes Crone bilden, dann ists ein seltsamer Anblick, Früchte von so diverser Gestalt und Beschaffenheit auf Einem Baume so nahe beysammen zu finden. Dergleichen Bäume aber pflegen nicht alt zu werden, weil es doch Verdrehungen der Natur sind. Wildlinge, welche in die Crone geäugelt werden, können leicht, wenn sie aus den ihnen eingesetzten Augen starke Reiser austreiben, dadurch heftig beschädigt werden, daß die Stürme den Sommer hindurch diese starken und schwer werdenden Reiser an der Oculirstelle zerbrechen und herabreißen. Reiser, die aus Augen, welche man in den Stamm setzte, entspringen, sind dieser Art von Beschädigung nicht so leicht unterworfen, weil die Oculirstelle tiefer, folglich vor Stürmen gedeckter steht. Ein bey Zeiten beygesteckter Pfahl, an welchen man die Reiser bevestiget, sichert gegen alle diese Gefahr. Lieber ist mirs inzwischen doch immer, wenn ich nicht nöthig habe, ein solches, aus irgend einer Veredlungsart erwachsenes Reis zu bepfählen und anzubinden, denn die Pfähle reiben vors erste nur gar zu leicht die Rinde der Reiser aufs gefährlichste durch, welches Brandflecke und

dürres

dürres Holz erzeugt, und wenn man auch, wie allerdings gar wohl möglich ist, dieses Durchreiben verhindern kann, so dient es doch in der That gar sehr zur Stärkung und innern Verfestigung eines jungen Baums, wenn man ihn von Jugend auf gewöhnt, die Bewegung, die ihm der Wind verursacht, ohnbeschädigt aushalten zu können; seine Fibern und Fasern werden beym Widerstande, den ihnen der Sturm abnöthigt, immer gelenker und stärker, wogegen die, welche von Jugend auf am Pfahle gelegen haben, auch in dem spätern Alter viel leichter durch den Windbruch leiden. Ein Jeder muß sich hierinnen nach der Figur der Reiser (denn deren Wuchs und Gestalt entscheidet hierüber) und nach der Lage des Platzes, auf dem er die Bäumgen hat, richten, denn nicht jede Gegend ist da offen, von wannen gewöhnlich die beschädigendsten Stürme hereinbrechen. Ein aufmerksamer Beobachter derjenigen Pflanzen, die er cultivirt, erlangt hierinnen gar bald das rechte Augenmaaß, und sieht es jeder alsobald an, ob er ihr viel oder wenig zutrauen dürfe.

6. Wahl und Zubereitung des Landes zur Baumschule.

Wer da Willens wäre, eine Baumschule anzulegen, muß eigentlich schon in diesem Mo-

nathe die Anstalt darzu zu machen anfangen, denn außerdem kann er, wenn er es verschieben wollte, noch allerley Verhinderungen erleiden, vornehmlich kann, wenn erst der Herbst heran tritt, eine so nasse Witterung einfallen, daß er dann nicht im Stande ist, das Erdreich gehörig zu präpariren, als welches sich, bey allzu beträchtlicher Nässe, weder bequem, noch auch gut und klar umarbeiten läßt. Wartet man aber noch länger, und es kommt gegen den October hin, wo es beynahe schon Zeit wird, die Kerne und Steine, mit denen unsre Baumschule besteckt werden soll, einzulegen, dann wäre es vollends übel, wenn wir nur erst kurz vorher rajolt oder gegraben hätten, denn kein Kluger säet gern in ein Land, das erst vor weniger als 8 Tagen umgearbeitet worden ist, und sich folglich noch nicht wiederum gesetzt hat. Ich habe dahero jederzeit gerathen, schon im August zur Zubereitung des Landes zu schreiten, zu welcher Zeit es sich, weil die Tage noch lang sind, auch die Erde nicht schmierig, sondern mehr trocken zu seyn pflegt, mit vieler Bequemlichkeit und Ordnung arbeiten läßt, ohne daß die Arbeiter nöthig hätten, wegen Kälte und Nässe, die bey einer spätern Bearbeitung so leicht zur Plage gereichen, über diese Verrichtung leichtfertig hin zu ruscheln.

Uns dahero den angemessensten Platz zur Baumschule auszulesen, muß die erste unsrer hieher gehörigen Bemühungen seyn, und da müssen wir denn das Vorhanden- oder nicht Vorhandenseyn dieser Angemessenheit beurtheilen

I. nach der Lage,

II. nach der innern Erdbeschaffenheit des Platzes, auf welchem wir die Baumschule anlegen könnten.

Die Lage muß mehr erhaben, als vertieft seyn. Von allen Seiten muß sie offen stehen. Dergleichen Plätze sind zwar kälter, als die Thäler, weil in ihnen ein freyer Windzug hauft, und weil die warme Duft, die sich so gern in Thälern versammelt, und letztere, wie man zu sagen pflegt, in die Gedult legt, von ihnen entfernt bleibt. Auch leiden die Bäumgen dort mehr von den Stürmen, als sie auf Vertiefungen leiden, wachsen auch nie dermaßen hoch, wie die in den Gründen und Tiefen. Nichts destoweniger sind die Höhen, woferne sie sich nur nicht allzusehr über das flache Land erheben, sondern mehr Hügel als Berge sind, den Tiefen vorzuziehn. Denn eben die auf den Höhen herrschende mehrere Kälte hält die Bäumgen zurück, daß sie nicht im Frühjahre voreilig austreiben, in welchen allzu zeitigen Trieb so leicht eine verderbliche Witterung einfällt, die solch einen

Trieb auf eine klägliche Weise zurückwirft. Der heftigere Windzug auf den Höhen wird den Bäumgen nicht leicht verderblich, denn sie sind ihn ja vom ersten Augenblicke ihres Lebens an gewohnt, und ihre Holzfasern sind durch die Uebung, die ihnen der Wind verschaffte, schon genugsam auf dergleichen eingerichtet worden. So viel ist aber doch immer bey allen und jeden, am allermeisten aber bey denen auf Höhen befindlichen Baumanlagen zu wünschen, daß sie, durch auswendig um sie her stehende wilde Bäume (z. B. Linden, Eschen ꝛc.) auf der Abendseite beschirmet und gedeckt mögen seyn. Denn da von dieser Seite in hiesigen Landen die meisten und heftigsten Stürme kommen, so würde, ohne jene Beschirmung, fast jedes Jahr das sämmtliche Obst elendiglich herabgeschüttelt werden, und der Eigenthümer würde keinen Nutzen von einen Obstbäumen haben. Sucht man in der Baumschule auch die weichern und empfindlichen Fruchtbaumarten, z. B. Apricosen- Pfirsch- Mandel- und Maulbeerbäume anzuziehen, so ist es äußerst rathsam, daß die Baumschule, wenigstens an demjenigen Flecke oder auf derjenigen Ecke, auf welcher man diese empfindlichern Bäumgen zu ziehen gedenkt, ohne Morgensonne sey, folglich niemals (ausgenommen etwa in den heissesten Monathen des Jahres, wo die Sonne am

höch-

höchsten steht) früher, als von 11 oder 12 Uhr Mittags an, von dem Sonnenlichte beschienen werde. Die Nachmittags- und Abendsonne wird unsern Bäumen niemals schaden, die Morgensonne hingegen ist während der Wintermonathe und in den ersten Frühlingswochen eine jenen Bäumen höchstermaßen gefährliche Sonne, wovon ich unten (in dem Anhange, der von eigenthümlichen Eigenschaften der einzelnen Fruchtbaumarten handelt, und zwar daselbst gleich Anfangs bey dem Apricosenbaum) mit mehrerm handeln will.

Was den zweyten Hauptpunct bey Erwählung eines zur Baumschule angemessenen Platzes betrifft, nehmlich die innere Beschaffenheit des Erdbodens, so glauben leider sehr viele, man müsse ein Land, auf welchem Obstbäumgen erzogen werden sollen, bey der ersten Anlage mit reichlichem Dünger versorgen, denn nur auf solchem Erdreiche ließe sich ein muntrer, gesunder Wuchs von ihnen erwarten. Diese Meynung gehört zu den leidigsten Vorurtheilen, deren wir in der Gärtnerey überhaupt noch so viele haben.

Man kann nicht läugnen, daß die jungen Bäume, wie fast alle Geschlechter der Pflanzen, auf einem durch Mist gebesserten Boden besser und geschwinder empor wachsen, und eben deswegen pflegen auch gewinnsüchtige

Handelsgärtner, denen es bloß darum zu thun ist, binnen recht wenigen Jahren, und mittelst gar geringer Bemühung verkäufliche Bäume, die recht ins Auge fallen, zu erziehen, ihre Baumschulen oft, stark und am liebsten mit solchen Dingen zu bedüngen, die zu den allerwürksamsten Düngungsarten gehören, (z. B. mit altem Gassenkoth, der mehrere Jahre lang auf Haufen gelegen hat, und für den Erdboden ein wahres Wundersalz abgiebt). Wenn wir aber bedenken wollen, daß nur wenige Käufer, die ihre bedürfenden Bäume aus solchen Baumschulen bey den Handelsgärtnern kaufen, einen eben so gebesserten und verfeinerten Boden aufweisen können, als derjenige ist, in welchem diese Bäumgen ihre frühsten Lebensjahre hindurch erzogen (oder, richtiger zu sagen, getrieben) wurden, so bekommen wir gewiß die richtige Vorstellung und Ueberzeugung davon, daß nur gar wenige Käufer von den erhandelten Bäumen Nutzen erlangen können. Jedes Gewächs, und also auch ein Baum, steht offenbar in seinem vorigen Wachsthume still, sobald man es, da es erst auf einem feinen und fruchtbaren Boden stand, von dannen weg, und auf einen mittelmäßigen, oder wohl gar mehr schlechten pflanzt. Darum lehrt auch die Erfahrung, daß so Viele Bäume kaufen und pflanzen, und doch niemals Freude an dem

Ge-

Gepflanzten erleben, sondern beständig, und wenn sie auch noch so viel nachpflanzten, gar elende Baumgärten haben.

Nun pflegen zwar jene Handelsgärtner, wenn man ihnen hierüber das Gewissen schärft, gar geschwind darauf zu antworten: Ey! warum besserst du deinen Boden nicht eben so stark und fleißig, als ich an dem meinigen thue, dann würde ja zwischen unserm Erdreiche weiter gar kein Unterschied seyn, und meine Bäume müßten da bey dir vollkommen eben so gut fortwachsen, als du siehst, daß sie bey mir gedeyhn. — Allein dies ist leichter zu sagen, als auszuführen. Baumschulen, die nun schon lange Jahre hindurch gar nicht aus sterem Bau und Besserung herausgekommen sind, erlangen durch diese fortgehende Bearbeitung eine dergestaltige Verfeinerung und innere Güte, daß sie ja wahrlich nicht mit einem, oft noch ganz rohen Platze, der nur so eben neu mit Bäumen besetzt werden soll, und an welchen vorhin kaum jemand gedacht hat, verglichen werden dürfen. Ueberdies was soll der thun, der weitläuftige Landesstrecken mit Obstbäumen bepflanzen, oder Teeden, Gräben und Feldwege (Reene) mit Alleen besetzen will, wie soll der im Stande seyn, seinen ausgedehnten Platz auf einmal gleich vor der Pflanzung dergestalt umzuschaffen, daß er sogleich mit dem feinen und an dligtsalzigen

Düngungstheilen so reichem Lande obiger Baumschulen in Einerley Classe zu setzen sey? Zwar kann er ein guter, fruchtbarer und an und vor sich selbst für alle Obstbaumgeschlechter zulänglich fruchtbarer Feldboden seyn, dies wird aber nur solchen Bäumgen, die vormals viel fetter standen, noch nicht genug thun wollen.

Manche glauben, sie hätten dadurch schon der Sache genug gethan, wenn sie, da der Platz, den sie mit Bäumen bepflanzen wollen, zu groß und ausgedehnt ist, um durchaus überdüngt zu werden, wenigstens doch an jedem Flecke, auf welches ein Baum zu stehen kommen soll, die dazu erforderliche, ausgeworfne Grube so tief wie möglich ist auflockern, und durch Dungmittel bessern. Allein diese Hülfe will nicht viel sagen, denn selbst die weitste Grube, die man gewöhnlich macht, ist ja niemals so weit, daß sich nicht die Wurzeln eines hineingepflanzten Baums gar bald über den ganzen Umfang eines solchen Loches hinauszögen, und wenn nun dieses geschieht, so stehen ja nun die Spitzen der Wurzeln in dem ungebesserten, schlechtern Erdreich, welches denn auf einmal ihren Fortwuchs hemmt, und des Baumes Gedeyhen merklich zurückwirft. — Sonst hat das Düngen der Baumschulen, wenn es mit gewissen Arten des Mistes, namentlich mit Schaafmiste erfolgt, auch noch

den

den gewaltigen Nachtheil, daß sich gemeiniglich unter demselben die Brut derjenigen höchst schädlichen Erdmaden, die man Engerlinge nennt, befindet, welche dann zugleich mit dem Schaafmiste untergegraben wird, und hernach den Wurzeln der jungen Bäumgen äusserst schadet.

Wenn wir nun solchergestalt überzeugt werden, daß wir unsere Baumschule durchaus nicht düngen dürfen, so fragt sichs desto mehr: wie soll denn sonst der Boden derselben beschaffen seyn? Ich kann hierauf ohnmöglich eine andre, als folgende Antwort ertheilen: Jede ordinaire Erde, die geschlacht ist, und zu den fruchtbaren Erdarten gerechnet werden darf, ohne diese Fruchtbarkeit denen an sie verwandten Düngungsmitteln verdanken zu müssen, schickt sich gerade aufs vollkommenste zu einer Baumschule. Kann man es möglich machen, so nehme man jedesmal ein solches Landstück, auf welchem vorhin (wenigstens seit Menschen gedenken) keine Bäume gestanden haben. Denn was ist natürlicher, als daß ein Land, das noch keine Bäume trug, selbige forthin zu tragen vermögend sey, weil es noch diejenigen, den Bäumen angemessenen Nahrungstheile in sich hat, welche von früher dahin gepflanzten Bäumen weggesogen worden wären.

Ein solcher Boden nun ist entweder locker und leicht, oder streng und schwer. Ist das erstere, so bedarf es bloß eines tiefen Umgrabens desselben, um ihn zur Baumschule einzuweyhen. Wäre er aber auch nur einigermaßen schwer und strenge, so müßten wir ihn nothwendig rigolen oder wenden; denn wenn wir hernach einmal den Platz mit den jungen Bäumen besetzt haben, dann ist es ja nicht mehr Zeit, ihn in seiner Tiefe auflockern zu wollen, und wenn er nicht erlockert ist, können doch gleichwohl unmöglich die Wurzeln der Stämmgen sich gehörig ausstrecken.

Das Rigolen nun (welches nicht sowohl demjenigen Baumschulenflecke, auf welches man die Kerne säen will, als vielmehr demjenigen, auf welches man die auf nur gedachtem Flecke erzognen bereits zweyjährigen Bäumgen verpflanzen will, höchstermaßen nothwendig ist) wird also verrichtet: Man macht am Ende des Platzes (und zwar, wenn er etwa abhängig wäre, an demjenigen Ende desselben, wo er am tiefsten ist) in die Queere einen Graben 3 bis 4 Spaten (Grabscheidte) tief, und 4 Fuß (folglich 2 Ellen) breit, schaufelt alle Erde aus diesem Graben heraus, und wirft sie, wie einen Damm, vor sich hin auf die Höhe. Vom nächsten Rande dieses Grabens an wird 4 Fuß breit immer hinter sich, und in nehmlicher Tiefe wieder ein solcher Graben

gemacht,

gemacht, die Erde aber nicht auf die Seite, sondern gleich in die Tiefe des zuvor gemachten Grabens geworfen, wodurch diese gerade gänzlich zugefüllt wird. Auf diese Art geht man mit Ziehung der Graben und deren Zufüllung, immer nach dem angegebenen Maaße der Breite und Tiefe, hinter sich fort, bis am Ende des Platzes der letzte Graben gezogen ist; diesen zuzufüllen fehlt es an Erde, deswegen führe man mit der Radebern (Schiebkarren) dasjenige Erdreich herbey, welches, als man am Anfange des Stückes den ersten Graben zog, als ein Damm draußen über diesen Graben hinaus aufgeworfen worden war. Mit diesem Erdreich wird der letzte Graben gefüllt, und hierdurch das Wenden oder Rigolen beendigt. Daß man dabey alle nur anzutreffende Steine, Quecken- und sonstige Unkrautswurzeln aufs sorgfältigste heraus lesen müsse, versteht sich ja wohl bey leztern zumal von selbst, und zwar aus 2 höchst erheblichen Gründen. Vors erste, würden sich nicht diese Wurzeln, wenn man sich nicht bemühen wollte, sie ganz vollkommen aus dem lande zu bringen, in dem nunmehro aufgelockerten Erdreich vollends ganz zum Erstaunen vermehren, und ganz unaufhaltsam wuchern. Zweytens, wer sollte wohl nachher, wenn erst alles auf dem ganzen Platz voll junger Bäume steht, im Stande seyn, die

Quecken

Quecken und ähnliche Wurzeln zu tilgen, würde dies nicht, wegen der Verhinderung, die uns dabey die Bäumgen in den Weg legten, etwas ganz unmögliches seyn, und gleichwohl wie elend werden sich die Bäume nähren müssen in einem Lande, dessen meiste Fruchtbarkeit vom Unkraute geraubt wird.

Kaum lassen sich die Würkungen des Rigolens auf einem schweren Lande nach ihrer ganzen Vortreflichkeit abschildern. Ein bey guter, trockner Witterung rigolter Platz, auf welchen sodann ein Paar fruchtbare Regen gefallen sind, ist wahrhaftig nachher kaum mehr zu erkennen, so verfeinert und mild wird die Erde, und so fruchtbar sieht alles auf ihm aus. Freylich hebt diese Operation nicht allein das strenge Aufeinanderkleben des Bodens gänzlich auf, sondern es vermischt auch die Erdschichten auf das glücklichste, denn es kommt ja bey allem Rigolen die oberste Erde hinab in die Tiefe der Gräben, wird folglich zur untersten, und die unterste hingegen kommt zu alleröberst, um ebenfalls an den wohlthätigen Einflüssen von Luft, Sonne und Regen in sich selbst reicher an fruchtbaren Theilen zu werden. Gewiß das Rigolen oder Wenden ist einer der allererheblichsten und wichtigsten Vortheile, die nur immer bey der ganzen Baumzucht (und überhaupt bey allem Gartenbau, am allerunentbehrlichsten freylich bey

den

den Bäumen, denn deren Wurzeln gehn ja unter allen Gartengewächsen am allertiefsten) möchten gedacht werden können.

Nun könnte man mir die sehr erhebliche Frage vorlegen: wie lange dürfen wir unsre Baumschule auf eben dem Platze lassen, auf welchem sie bishero angelegt und erhalten war? Diese Frage ist gewiß erheblich, denn, wenn wir nicht im Stande sind, uns selbige gründlich zu beantworten, so werden wir den Platz entweder zu früh aufhören lassen, Baumschule zu seyn, (welches uns in die Nothwendigkeit stürzt, uns anderswo nach einem neu zu erwählenden Platze umzusehen, zu einer Zeit, wo der alte oder bisherige Platz noch Jahre lang hätte Dienste leisten können) oder wir werden ihn zu lange, d. h. selbst dann noch zur Anzucht der Obstbäumgen brauchen, wenn letztere, wegen des nun allzusehr durch Bäume ausgesogenen Erdreichs, kaum mehr heranzuwachsen im Stande sind. Ich glaube nicht, daß es möglich sey ins Allgemeine eine Zeit vestzusetzen, nach deren Verlaufe man die Baumschule aufhören lassen müsse, denn wie viel kommt nicht, wenn solch eine Zeit bestimmt werden sollte, auf Beschaffenheit des Erdreichs (ob solches sehr oder wenig fruchtbar wäre) und auf Untersuchung der Fragen an, ob man auch, während der daselbst gehabten jungen Baumzucht, mit den Fruchtbaum-

geschlech-

geschlechtern gehörig umgewechselt, und ob man überhaupt ein beständiges, vornehmlich aber noch vor Winters unternommenes, Umarbeiten des Erdreichs angewendet, und der Aussaugung durch Unkraut gehörig widerstanden habe, nicht weniger, ob man gewöhnlich die jungen Bäume zeitig oder später aus der Baumschule weggenommen habe, um sie selbst anderwärts hin zu pflanzen oder an andre zu verkaufen; denn ein kleiner, noch junger, Baum kann ja unmöglich so stark, als ein großer und dicker die Erde aussaugen.

Da es nun solchergestalt nicht möglich scheint, jene Frage ins Allgemeine zu beantworten, so lasset uns, liebe Leser! die Speculation auf die Seite stellen, und bloß nach simpeln Augenschein naturgemäß zu handeln bemühet seyn. Ein jeder nehmlich beobachte seine (in der besitzenden und schon seit vielen Jahren gangbaren Baumschule stehenden) Bäumgen; findet er, daß sie frisch und munter wachsen, und daß jeder Jahrestrieb, den sie noch jetzt thun, lang und ansehnlich genug ist, so ziehe er daraus den offenbaren Schluß, es könne der Boden jetzt noch nicht ausgesogen seyn, und man thue ihm keineswegs zu viel, wenn man jetzt noch nicht an Verlegung der Baumschule denkt. Sieht man aber im Gegentheil, daß unsre Bäume jetzt nicht mehr so lebhaft und frisch wie in vorigen Jahren treiben,

ben, nicht mehr so viel junges Holz wie in einem der vorherigen Jahre aufsetzen, und daß gleichwohl keine äußere Ursache, weder in Witterung, noch dergleichen Ursach hieran sey, dann halte man sich überzeugt, daß der Boden die Obstbäume loß zu werden wünscht, und daß letztere forthin auf ihm Noth leiden müßten. Wenn er nun aber letzteres bemerkt, wie soll er dann handeln, weil er doch eine Baumschule haben will, und die seitherige in ihrem Boden erschöpft liegt? Soll er die alte Baumschule durchweg rigolen lassen, und sie dann von neuem zur Baumzucht gebrauchen, so stehts gar sehr dahin, ob das bloße Rigolen zulänglich seyn könne, denn diese Operation verschafft ja dem Lande bloß in so fern einen reichern Vorrath fruchtbarer Theile, daß es selbiges locker, folglich fähiger, als zuvor macht, die Nahrungstheile aus der Luft und aus dem Regen vollkommen in sich zu ziehen. Nun begreift man ja leicht, daß es ziemlich lange dauern müsse, bevor diese Luftdüngung (so unschätzbar sie auch an sich selbst oder zur Zubuße eines mit Miste bedüngten Bodens ist) dem Boden so viel Nahrungstheile ersetzt, als ihm ein vorheriger, langjähriger Bau der Obststämmgen entzogen haben mußte: Mit dem Rigolen ists also nicht gethan. Soll er den Platz düngen? so steht ja das entgegen, was ich schon oben erwies, daß nehmlich Obst-

bäumgen

bäumgen nicht auf gedüngtem Boden wachsen sollen. Wie soll ers denn also sonst machen? Er verfahre folgendergestalt: Er gebe die alte Baumschule gänzlich auf, verkaufe oder verpflanze alle noch in selbiger befindliche Bäume, nunmehro lasse er sie rigolen, stark mit Miste bedüngen, und gebrauche sie dann gleich zum Getreydebau, oder auch als Küchengartenland. Und wenn sie nun solchergestalt 15. 20 oder mehrere Jahre hindurch wie wahres Acker- oder Küchenland gebaut, gedüngt und benutzet worden, dann lasse man sie zwey oder drey Jahre nach einer letztmals erhaltnen, und folglich schon in ihr vollkommen zu Erde gewordenen Bedüngung so tief, als möglich rigolen, und aufs neue wie vorhin zur Baumschule einrichten. — Während dieser 20. oder mehrern Jahre muß man ein andres Feld- oder Wiesenstück rigolt und als Baumschule, statt des aufgegebenen Platzes bestellt und benutzt haben. Dieses Stück muß ein Paar Jahre vorher, als man die alte Baumschule aufgegeben hat, angelegt und eingerichtet worden seyn, denn wollte man es erst in eben dem Jahre mit den Obstsaamen besäen, oder mit jungen Wildlingen bepflanzen, in welchem die alte Baumschule verlassen und wieder zum Ackerlande geschlagen wird, so würde daraus der Nachtheil entstehen, daß wir erst binnen etlichen Jahren auf dem neuen Platze pflanz-

oder verkaufbare Bäume erlangten, welches, wenn etwa unsre Baumschule eine solche ist, die bereits in der umliegenden Nachbarschaft einen großen Ruf erlangt hat, und viele Bäumgen abzusetzen gewohnt ist, allerdings Schaden bringen kann, denn da müssen wir ja bis zum Verlaufe gedachter Jahre alle Käufer abweisen, weil wir nur eben erst eine neue Baumschule angelegt, deren Bäumgen aber noch gar keine Größe, vielweniger die Veredlung erlangt hätten.

Daß man aber würklich eine Baumschule selbst auf einem schlecht scheinenden Lande mit sehr glücklichem Erfolge ohne allen Dünger anlegen könne, (woferne nur dieses Land seit Menschengedenken keine Bäume getragen hat, und recht tief rigolt wird) das habe ich selbst auf die überzeugendste Weise zu erfahren Gelegenheit gehabt.

Ich sollte einem Freunde, der eine Baumschule anzulegen willens war, einen guten Rath ertheilen, auf welchem Platze seines Gutes er wohl solches am besten bewerkstelligen würde. Ich untersuchte die Beschaffenheit aller seiner zu einem solchen Endzwecke brauchbaren Grundstücke, und fand, daß ein gewisses großes Stück Landes (denn er wollte eben eine Baumschule im Großen haben)

eine ganz vorzüglich glückliche Lage *) hatte, und in allen äusserlichen Umständen höchst bequem zu meines Freundes Absicht war. Ich empfahl ihm also dieses Feldstück, und ward — von ihm ausgelacht. Um Gottes Willen, rief er aus, wie können Sie mir das vorschlagen? Das ist ja beynahe mein allerschlechtestes Ackerstück unter allen, die ich habe. Haben Sie denn den Boden nicht untersucht? O ja, war meine Antwort, der Boden ist fast bloßer Sand. Aber trauen Sie meinen Versicherungen, daß ein Sandland nicht allemal ganz schlecht und unbrauchbar ist. Ich habe schon viel treffliche Obstbäume auf bloßem Sandboden wachsen gesehen, und vor ganz jungen Obstbäumen, die daselbst nicht wachsen sollten, ist mir gar nicht bange, weil diese in der Baumschule noch keine Frucht zu tragen brauchen, folglich vollends nicht so viel Saft aus dem Erdboden nöthig haben. Es gelang mir meinen

*) Zu einer glücklichen Lage einer Baumschule ist vornehmlich auch dies mit zu rechnen, daß der, welcher sie warten und bearbeiten soll, recht nahe daran, oder gar in derselben wohnt, denn dies erleichtert nicht allein den Bau und die Bearbeitung derselben gewaltig, sondern es schafft auch Respect gegen gewisse Personen, die einen so innigen Trieb zu unsern Bäumgen empfinden, daß sie selbige sogar bey Nacht und ohne uns davon etwas eröffnet zu haben, ablangen.

meinen Freund zu überreden, zulezt aber meynte er, daß, wenn man nun also gedachten Plaz zur Baumschule nehmen wollte, so müßte er doch wohl zuvor recht stark gedüngt werden? Was nennen Sie düngen, erwiederte ich, meynen Sie unter der Düngung keine andre, als Mist, so kann ich schlechterdings nicht beypflichten, denn an diesen soll man junge Bäume keineswegs gewöhnen. Können Sie aber Ihren Sandboden, ohne Mist zu gebrauchen, düngen, so wird es allerdings rathsam seyn.

Wie will man aber ohne Mist ein land bedüngen? Dadurch, daß man ihm solche Erdarten beymischt, durch deren Zutritt es solche Eigenschaften an sich nimmt, die ihm vorhin mangelten, und deren Anwesenheit gleichwohl zur bessern Fruchtbarkeit nothwendig ist. Dieses zu bewürken untersuche man ein vor sich habendes, ganz unfruchtbares, oder doch wenigstens minder einträgliches land aufs genaueste, man gehe den Ursachen nach, die an seiner Unfruchtbarkeit Schuld sind, und wenn man diese gefunden hat, so wähle man, (wenn man nur anders Gelegenheit dazu hat, die sich jedoch manch schönes mal weit leichter, als es dem Unfleißigen dünket, ausfinden ließe) eine in der Nachbarschaft befindliche dergestaltige Erdart, die im Stande ist, die nachtheiligen Eigenschaften der unsrigen zu verbessern.

Ein Sandland z. B., dergleichen das von meinem Freunde war, hat allemal, je mehr der Sand bloßer Sand ist, den Hauptfehler, daß es zu leicht und zu locker ist, und daß es, eben weil es gar nicht recht beysammen bleibt, von Luft und Sonne viel zu leicht ausgezehrt, folglich dürr und trocken gemacht wird. Jeder begreift ja nunmehro ohne alle Mühe, daß, wenn ich dem Sande eine solche Erdart beymische, welche den Boden vest und derb zu machen pflegt, ich dadurch eine vollkommene Besserung meines Bodens bewürkt habe, indem ich den Fehler wegräumte, der an ihm der hauptsächlichste war.

Lasset uns, da diese Materie so wichtig und erheblich ist, die verschiednen Hauptarten des minder fruchtbaren, oder schlechten Erdbodens einzeln hersetzen, und die Erdarten beyfügen, durch deren Zumischung jede unter diesen fehlerhaften Bodenarten zu verbessern steht.

1) Sandland. Dessen Fehler sind a) allzugroße Lockerheit, b) Mangel beygemischter thierischer oder vegetabilischer, verwesender Substanzen; a wird gehoben durch Thon *), Leym (Leimen) **), Thonmer-

*) Thon besteht aus der Vereinigung von Alaunerde, Kieselerde und etwas Vitriolsäure.

**) Lehm entsteht aus Vereinigung von Thon und etwas Sand.

mergel *), die aus a folgende Trockenheit und Dürre des Bodens hebt sich durch Gyps **). Der bey b vorkommende Fehler des Sandlandes wird am geschwindesten und besten durch Düngung mit Mist (worunter man nur niemalen hitzige Mistarten nehmen muß, als durch welche der Boden noch heißer und dürrer werden würde) hinweggeräumt und gehoben.

2) **Thonigtes Land.** Dessen Fehler ist, a) gewaltige Härte und strenges Zusammenbacken, aus welchem b) folgt, nehmlich beständiges, nachtheiliges Verhältniß der in jeden Acker erforderlichen Feuchtigkeit. Fällt ein Regen, so mag ein solcher thonigter Acker ihn erst gar nicht in sich aufnehmen, denn die Thontheile berühren einander mit solcher An-

*) Mergel entsteht aus Vereinigung von Kalk- und Thonerde. Steckt in ihm mehr von erstern, so wird er Kalkmergel genannt, (dieser taugt nicht aufs Sandland) enthält er aber mehr Thon als Kalk, so heißt er Thonmergel.

**) Gyps besteht aus einer von Vitriolsäure durchdrungnen Kalkerde. Er hat die Eigenschaft ein trocknes Land, mit welchem man ihn, ohne daß er erst gebrannt würde, vermischt, feucht und saftig zu machen, indem er alle Feuchtigkeiten aus der Luft an sich zieht, und dem Erdboden mittheilt, eben deshalben bekommt er Aeckern, die ohnehin schon sehr feucht sind, von Herzen schlecht.

hänglichkeit, daß fast gar keine Zwischenräume bleiben, durch welche der Regen eindringen könnte, deswegen läuft von dergleichen Feldern der beste Regen ab, ohne in sie eindringen zu können, und dringt er ja ein, dann ists eben so schlimm; denn sobald ein befeuchteter Thon von der Sonne beschienen wird, so bekommt er von ihrer Wärme eine noch größere Vestigkeit und Härte, als er zuvor schon hatte, folglich wird ein solches Land so hart wie ein Topf gebrannt. — Man verbessert diesen sehr bösen Boden durch untergemischten Sand, durch Kalk *), durch Kalkmergel

*) Kalk ist eine eigene mit laugensalzigen und Feuertheilen verbundene Erdart, die sich in der Erde in großen Stein-ähnlichen Klumpen, die wir Kalksteine nennen, erzeugt, sonst aber auch in andern natürlichen Cörpern, z. B. im Marmor, in der Kreide, in den Schaalen der Vogelever und allen Arten der Schaalthiergehäuse entstehet und enthalten ist. Roh, das heißt, so wie wir sie, diese Erdart, unmittelbar aus der Erde, (oder auch aus gedachten Schaalen) bekommen, können wir den Kalk nicht zu denjenigen zwey Hauptanwendungen, durch welche er uns wichtig wird, (nehmlich zur Düngung der Aecker und zu dem bekannten Mäurergebrauche) benutzen, denn so lange er sich in diesem rohen Zustande befindet, läßt er sich nie durch Wasser auflösen, welches ja doch zu gedachten 2 Hauptanwendungen wesentlich erforderlich ist. Dieses ist der Grund, um dessen willen die Kalksteine nie

mergel (ja nicht Thonmergel, denn der Thontheile stecken ja ohnehin schon zu viele in dem

nie roh gebraucht, sondern vorher gebrannt, d. h. in eignen oder auch in Ziegelöfen mit starkem Feuer durchglüht werden. Will man sie nun zur Düngung (oder, richtiger zu reden, zur Verbesserung) der Felder brauchen, so schaffe man den gebrannten Kalkstein (am liebsten im Spatherbst oder auch im Februar) auf den Acker, schlage ihn auf Haufen, (wie man Düngerhaufen schlägt) bedecke jeden Haufen zu öberst mit etwas von der Erde des Ackers, und lasse es so 14 Tage oder auch bis gegen 4 Wochen lang stehn; da wird sich dann der Kalk, (der heiß, wie er aus dem Ofen kam, auf den Acker gefahren ward) von selbst löschen. Sobald nehmlich ein gebrannter Kalk durch Wasser berührt wird, (welches ja dem auf das Feld geschafften, durch Schnee oder Regen, ja schon durch die bloße Luft-Feuchtigkeit wiederfahren muß) geräth er alsobald in ein inneres Brausen und Sieden, zerfällt in ein lockres Pulver, das dann untergeackert oder untergegraben wird, sich nun sehr gut mit der Erde vereinigt, und von ihrer Feuchtung durchdringen läßt, auch dieselbe locker und zur Einnahme neuer Feuchtigkeit aus Luft und Wolken geschickt macht. Heiß darf man den gebrannten Kalkstein zwar auf den Acker schaffen, aber nicht untergraben, denn diese Hitze würde den, ohnhin zu vesten, Acker vollends recht vest und dürr backen; man lasse ihm also allemal eine Woche Zeit, sich zu löschen und zu zerfallen, da die Hauptwürkung des Kalks auf die Aecker diese ist, daß er selbige immer mehr

dem Boden, den wir verbessern wollen) ingleichen durch Asche, die sich hier in der That ausnehmend würksam beweist *). Ist ein zu tho-

und mehr locker macht, so begreift man leicht, daß er allen denjenigen Feldarten, die schon ohnhin allzuleicht und locker sind, höchst nachtheilig seyn würde, indem er diese allzugroße und also schädliche Lockerheit gar noch vermehrt. Selbst diejenigen, deren Aeckern die Kalkdüngung würklich behagt, müssen allemal auch noch darneben dem Acker Mist zukommen lassen, denn der Kalk düngt ja eigentlich gar nicht, er macht bloß locker, und wenn nun das Land immerfort bloß locker gemacht, niemals aber mit Nahrungstheilen, dergleichen in den Mistarten enthalten sind, bereichert wird, so kann ja die bloße Lockerheit des Landes (so wesentlich sie auch zu einem fruchtbaren Felde erforderlich ist) ohnmöglich vor sich allein reichliche Erndten verschaffen. Daher entstand zur Belehrung derer, welche glauben, bey der Kalkdüngung (nicht weniger bey der mit Gyps, Mergel, oder andern bloßen Erdarten) könne man die Bemistung entbehren, das Sprüchwort: Kalkdüngung macht reiche Väter, aber arme Kinder.

*) Asche düngt wegen des in ihr steckenden Salzes, das zu den Feuerbeständigen oder fixen, d. h. zu denjenigen Laugensalzen oder Alcalien gehört, die, als man das Ding, das uns die Asche gab, verbrannt hatte, nicht im Feuer hinwegflogen, sondern zurück in der Asche verblieben. Die Würkungen der Asche auf den Erdboden, dem man sie beymischt, sind, daß sie ihn lockrer, wärmer und feuchter macht.

thonigtes Land nur erst durch diese Verbesserungsmittel in einen bessern innern Zustand gebracht, dann wird es auch von denen ihm nachmals zugewandten Mist- und eigentlichen Düngerarten würklichen Vortheil haben; vorhero aber helfen alle Düngungen wenig oder nichts.

3) **Allzukalkiges Land.** Sein Fehler ist die allzugroße Trockenheit. Mischen wir ihn mit Thonmergel, dann aber mit Gyps, der auch hier, (wie allemal, wenn man ihn zur Besserung des Erdreichs gebraucht) ungebrannt, oder roh und nur etwas zerklopft seyn muß, und endlich mit saftigen Düngungen, so wird er herrlich gebessert seyn. Der Gyps bedarf desjenigen vorläufigen Brennens, das der Kalk erfordert, nicht, sondern man klopft ihn, roh, wie er gegraben wird, zu Pulver, verstreut letzteres auf dem Erdboden, und gräbt es unter. Gebrannter Gyps bekommt dem Erdreiche schlecht. Aller Gyps muß gleich vor oder gleich mit einem fallenden Regen ausgestreut werden, niemals aber bey trokenem Wetter. Ein Scheffel voll zerklopften Gypses ist gerade genug auf ein Stückgen Landes, das so groß ist, als ein halber Acker.

Jeder Kenner wird mir diese Ausschweifung verzeyhen, denn ihm müssen allemal Beyspiele genug bekannt seyn, von sehr vielen bey dem großen Haufen obwaltenden, höchst

unrichtigen Begriffen in der Materie von der besten Mischung der Erdarten. Jetzt kehre ich nun wieder zu der oben angefangenen Erzählung von erster Anlage einer Baumschule, zu welcher ein Freund meinen Rath einholte, zurück. Es traf sich, daß mein Freund nicht wohl im Stande war, diejenige Erdmischung und Verbesserung seines Landes, die ich, nach dem vorstehenden, anempfohlen hatte, auszuführen, er begnügte sich demnach mit bloßen Rigolen seines Sandlandes, wobey das Land von allen schädlichen Wurzeln, vornehmlich von Quecken und Gersch (Aegopodium podagraria L.) gereinigt, darauf aber gebührender Maaßen in Quartiere und Beete abgetheilt, und im Herbste mit Obstsaamen bestellet ward. Hierauf gab ich meinem Freunde noch zweyerley Rath, den er, wenn die Bäumgen aufgehen und ins Wachsen kommen würden, befolgen möchte, weil sonst doch sehr zu befürchten wäre, daß selbige, falls wir zumal trockne, heiße Jahre bekämen, auf dem dürren, schlechten Lande gewaltig schmachten, fast gar nicht wachsen, moosig werden und verkrüpeln oder verbutten würden. Mein zweyfacher Rath nun beruhte auf folgenden beyden Sätzen: Auf solch einem magern Lande kommt alle Kunst darauf an, zu machen, daß es so viele fruchtbare und Nahrungstheile in sich bekommen möge, als ihm nur immer, ohne würk-

liche

liche Bedüngung, mitgetheilt werden können, ferner auch dies zu bewürken, daß diese Nahrungstheile in dem Boden verbleiben, da er sonst, seiner allzugroßen Lockerheit wegen, die fruchtbarste Feuchtung gar bald verfliegen und wegtrocknen läßt. Ersteres möglich zu machen, so wende man seinem Sandboden und denen auf selbigen gepflanzten Gewächsen den vollsten Genuß jedweden Regens zu. Was heißt dies? Es will soviel sagen: Man hacke das Land zwischen den Bäumen vor jedem bevorstehenden Regen tüchtig um, so wird letzterer bey seinem Herabfallen viel williger, reichlicher und tiefer zu den Wurzeln der Bäumgen eindringen, als ohne dieses Auflockern jemals geschehen könnte. Kein Tropfen, mögte man sagen, geht auf solche Weise von dem edeln Regenwasser verlohren, folglich werden auch alle die fruchtbaren Theilgen, die der Regen enthält, dem Boden zugewandt.

Ich verdenke es fast niemanden, wenn er sich Anfangs eine zu schwache Vorstellung von den außerordentlich heilsamen und ganz augenscheinlichen Würkungen macht, welche dies Umhacken vor jedwedem Regen vom Frühjahre an bis gegen den Herbst (denn später ist es nicht nöthig, weil es dann nicht mehr scharf trocknet, folglich das Land alsdann, auch ohne unser Zuthun, bey Feuchtung bleibt) zu verschaffen im Stande ist. Man

muß

muß es selbst gesehen haben, um davon nach Würden urtheilen zu können. Das aber verdenke ich Jedem gar sehr, wenn er ein Gärtner heißen, und doch bey jedem heilsamen Vorschlage, der ihm aus richtigen Gründen und aus Erfahrungen angepriesen wird, erst noch mit der Faulheit zu Rathe gehen will. Mancher spricht nehmlich, da hätte ich viel zu thun, wenn ich vor jedem Regen die ganze Baumschule durcharbeiten wollte, wie sollt ich denn damit fertig werden? Guter Freund, die Schwierigkeit beruht bloß in deiner Einbildung, denn da zu diesem jedesmaligen Umhakken kein sehr tiefes, sondern nur ein solches nöthig ist, das die obersten Landschichten umkehrt; da ferner auch Jahre kommen, wo du, weil es wenig Hitze und sehr öftern Regen giebt, folglich dein Land, ohne dein Zuthun, genugsam vom Regenwasser befeuchtet wird, dies Umhacken ganz und gar ersparen kannst; da es ferner möglich ist, daß du ein Paar Gehülfen *) zu dir nehmest, und diese

*) Diese Gehülfen sind um so leichter zu erlangen, da ein Sandboden, wenn er zumal nur in der Oberfläche umgearbeitet werden soll, gar leicht und fast ohne alle Anstrengung aufgelockert werden kann. Die Kräfte eines Kindes sind dabey zulänglich, nur müssen die Kinder dahin angewiesen werden, daß sie nicht ins Zeug hineinhacken, noch die Stämmgen oder Wurzeln der Bäumgen beschädigen.

diese in gar kurzer Zeit ein gewaltig großes Stück aufzulockern vermögen; da ferner diese kleine Bemühung, oder, falls du die Gehülfen besolden müßtest, dieser kleine Aufwand nun einmal nicht vermieden werden kann, wenn du nicht willst, daß alle deine Bäumgen in ihrer ersten Jugend schon zurückbleiben und zu Krüpeln werden sollen, und da sie dir reichlich lohnt, weil du doch wahrhaftig, wenn du auf bloßem Sande eine wohlbestandne Baumschule bekommst, welche dir Jahre lang für die verkäuflichen Bäume baares Geld einträgt, nicht wohl ein mehreres von solch einem Boden prätendiren kannst: so erhellet ja wohl aus allem dem, daß wir große Ursache haben, der empfohlnen Verrichtung von ganzem Herzen hold zu seyn. Sie ist so nützlich und bessernd, daß schon vor mehrern Jahren einige Schriftsteller, die davon so innig überzeugt waren, als ich es auch bin, selbige aus allen Kräften priesen; jeder Regen, sagten sie, gilt, wenn man ihn durch Auflockern des Bodens aufs vollkommenste auffängt, statt einer Düngung. Sie giengen sogar soweit, daß sie auf diesen Lehrsatz ein eignes neues Ackersystem, nach welchem alles Düngen der Aecker durch Mist unnöthig und entbehrlich wäre, stützten. Letzteres ist nun aber eine sehr unrichtige Meynung, und zeugt von der Wahrheit jener uralten Bemerkung, daß man auch die richtigsten Grundsätze

sätze durch schiefe oder übertriebene Anwendung auf eine sehr nachtheilige Art mißbrauchen könne.

Wir haben aber — und dies ist das zweyte Stück jenes zwiefachen Raths, den ich meinem Freunde ertheilte, — auch darauf unsre Aufmerksamkeit bey solcher Benutzung eines Sandlandes zur Baumschule zu richten, daß wir diesem Boden behülflich sind, die fruchtbare Nässe jedes ihm aufs vollkommenste zugewendeten Regens, fein bey sich zu behalten. Denn, wenn er sie binnen wenig heißen Tagen schon wieder verliert, und dann von letztern noch einige mehr nachfolgen, so nimmt ja gleich die Trockniß und das Schmachten der armen Bäumgen den vollen Anfang, und sie werden von da, bis zum nächsten Regen sich sehr unglücklich befinden. Es ist sehr leicht, diesen schlimmen Zustand vollkommen abzuwenden. Man darf nur das ganze Sandland zwischen den Bäumgen mit etwas kurzem langstrohigten Pferdmist, Wirrstroh, ausgerauften Unkraute oder ausgestochenen und verkehrt aufgelegten Rasentafeln belegen, so kann dieses Land weiter nicht von der Sonne beschienen, folglich auch nicht von ihr, noch auch von Wind und Luft ausgesogen werden. Wie frisch und feucht sich das Land unter solch einer leichten Bedeckung (denn letztere braucht nur einer halben Hand hoch drauf

zu

zu liegen, so ists schon zureichend) zu erhalten, und selbst der heißesten Witterung trotz zu bieten pflegt, sollte man sich kaum einbilden, Versuche aber zeigen es einem Jeden aufs sattsamste. Ich läugne nicht, daß es Mühe verursacht, nach dieser bisher gegebnen Anleitung das land vor jedem bevorstehenden Regen aufzuhacken, und gleich nachdem der Regen gefallen, selbiges mit dem Geströh zu überdecken; wenn man aber überlegt, daß es außerdem ohnmöglich ist, wachshafte und gesunde Bäume auf so mangelhaftem Boden zu erlangen, wenn man ferner bedenkt, daß gedachte beyde Bemühungen bloß während derjenigen Monathe statt finden, die am meisten die Erde aussaugen und austrocknen, daß auch sogar schwache Leute und Kinder selbige ausführen können, so fällt ja wohl die ungeheure Vorstellung von diesen Schwierigkeiten weg.

Gedachtes Behacken stiftet noch nebenher den großen Vortheil, daß es gar kein Unkraut in der Baumschule aufkommen läßt, und was würde auch thörigter seyn, als zu gestatten, daß die Bäumgen ihre auf solchem lande ohnhin sparsame Ernährung gar noch mit den Unkrautspflanzen theilen sollten.

Noch erinnere aber, daß man ja niemalen früher behacke, als wenn der Regen gerade mit vollkommenster Wahrscheinlichkeit bevor-

vorsteht, denn, wenn man es schon bey einem nur geringen Anscheine zum Regnen verrichtete, und es verzöge sich dann das Regengewölk wiederum, so wäre man häßlich angeführt, denn nun würde das aufgelockerte Land, das keinen Regen empfangen hätte, sondern vielmehr nach gerade heißen Sonnenschein bekäme, um so viel ärger und weit leichter ausdorren, als wenn es nicht wäre aufgelockert worden. Oder man müßte selbiges begiessen, und dann gleich mit dem Schattengebenden Geströh bedecken.

Mein Freund verhielt sich durchgängig und in jedem Jahre nach der Anweisung und den Rathschlägen, die ich ihm, seine sandige Baumschule betreffend, ertheilte, und welche ich hier ausführlich abgeschildert habe, und er befand sich so wohl dabey, daß noch bis diese Stunde seine Baumschule den Vorzug vor allen in derselben Gegend befindlichen verdient, weil nirgends so gesunde und wachshafte Bäumgen angetroffen werden. Daß glaube ich aber doch, daß sich diese sandige Baumschule früher, als eine auf nahrhafterm und derbern Boden befindliche, abtragen wird, daß sie folglich früher wird aufgegeben werden müssen, und man also nicht so viele Baumgenerationen, wie auf einer andern in ihr erziehen wird. Allein zu geschweigen, daß man dies noch nicht einmal mit Zuverläßigkeit vorher

wissen

wissen kann, so ist ja doch unterdessen wenigstens der Platz, der nun schon seit 10 Jahren verkäufliche Bäume, die meinem Freunde sehr gut bezahlt werden, geliefert hat, und jetzt noch liefert, sehr raisonable benutzt.

Glücklich freylich der, welcher seine Baumschule auf einem, schon von Natur recht guten, fruchtbaren Lande anlegen kann, er wird allemal ein sehr merkliches vor dem voraus haben, der nur durch beständige Mühe und Fleiß etwas von der Natur zu erlangen vermag. Man würde mich dahero gewaltig schief verstehen, wenn man urtheilte, mein Rath gienge dahin, man solle Baumschulen mit allem Bedacht auf schlechtem Lande anlegen. Dies ist meine Meynung ganz und gar nicht. Ein fruchtbares, gutes Land, (das aber nur nicht erst noch zur Baumschule gedüngt werden darf) behält allemal den vollkommensten Vorzug, und ich wollte durch das, was ich bisher von Anwendung eines elenden Landes angab, nur so viel darthun, daß menschlicher Fleiß sich tausendfach mehr zu belohnen vermöge, als so mancher in Trägheit versunkener denken mag, und daß der, welcher z. B. besondre Lust bey sich verspührt, sich mit solch einem Unternehmen, dergleichen die Anlage einer Baumschule ist, auf einem für contrair geachteten Boden, der ihm nun einmal zu Theil ward, zu befassen, unmöglich

so schlechterdings und gerade zu abgeschrecket werden dürfe.

Nur zweyerley Erdarten sind, auf welchen mit Baumschulen gar nichts anzufangen ist, 1) die thonigte. Kann man selbige nicht, bevor man die Baumschule anlegt, durch Beymischung bessernder Erdarten verändern, (wovon ich oben das Nöthige angab) so belohnt sichs warlich der Mühe nicht, die Baumanlage zu unternehmen, denn der Erfolg wird allemal unglücklich und ärgerlich seyn. Lieber bestimme man ein solches Land, das man, aus Mangel der bessernden Erdarten, nicht umzuschaffen vermag, zum Anbau der Küchengewächse. Denn da diese nicht so tief, wie Bäume, einwurzeln, so gelingt es uns allemal leichter, die Oberfläche eines solchen vesten Bodens in so weit zu erlockern, daß Küchenpflanzen auf ihm fortkommen können, zumal man sich einiger Arten von Dünger, (die allemal leichter zu erlangen sind, als die bessernden Erdarten und die man den Küchengewächsen geben kann und muß, worgegen Bäumgen nicht gedüngt werden dürfen) dabey bedienen kann. Unter diesen Düngerarten empfiehlt sich hauptsächlich der alte Gassenkoth, als welcher den vesten Boden sehr glücklich aufzulockern und darneben sehr stark zu düngen vermag. 2) Die immer nasse, beynahe sumpfige Erde. Kein Boden be-

kommt

kommt den Obstbäumen, den alten sowohl, als den jungen, so schlecht, als eben dieser nasse. Bloß der Quittenbaum befindet sich wohl auf ihm, alle übrigen Fruchtbaumgeschlechter hingegen, gehen auf sumpfigem Lande entweder gänzlich ein, oder kränkeln doch ewig, und wenn sie nicht kränkeln, sondern groß und alt werden, so ist doch wenigstens ihr Trieb so roh und unfruchtbar, daß man nicht leicht auf solch einem Boden Obst einärndten wird, und wenn man gleich ein Jahr nach dem andern hoffet und wartet. Es giebt mancherley Mittel, sumpfige Böden trockner, folglich zum Obstbau geschickt zu machen. Gräben, welche man ziehet, leiten oftmals die schädliche Nässe auf das glücklichste ab. Rührt das Uebermaas der Nässe von einer unterirrdischen, versteckten Quelle her, so kann man zuweilen, wofern man letztere abzuleiten vermag, demselben auf einmal abhelfen. Ist der Platz klein, so kann man ihn erhöhen und hierdurch schon trockner, wo nicht gar vollkommen gut machen.

Stehen aber diese Verbesserungsmittel nicht in unsrer Gewalt, oder will es mit selbigen nicht gethan seyn, so rathe ich wohlmeynend ein solches Land, wenn man selbiges mit Bäumen zu bepflanzen wünscht, nur nicht mit Obstbäumen, sondern mit lauter solchen wilden Baumarten zu bepflanzen, deren

Art es mit sich bringt, daß sie gern auf feuchtem Boden wachsen. Zu diesen letztern gehören folgende: Alle **Weidenarten** (Salix), **Ellern** oder **Erlen** (Betula Alnus), alle Arten der **Pappeln** (Populus), **Espen** (Populus tremula), **weisse Ceder** (Cupressus thyoides), **Reinweide** (Ligustrum vulgare), **Platanus** (Platanus orientalis et occidentalis), **Tamarisken** (Tamarix), **Honigdorn** (Gleditschia triacanthos), **schwarze caroliniſche Esche** (Fraxinus novae Angliae), **Mehl- oder Schlingbaum** (Viburnum), **wilde Pimpernuß** Staphylea pinnata), **Trunkelbeersträucher** (Vaccinium uliginosum), **Weidendorn** (Hippophae Rhamnoides), **Oltbaum, Ahl- oder Traubenkirschen** (Prunus Padus), **Gerberbaum** (Rhus coriaria), **Speyerling** (Sorbus domesticus), **unächte Akazie** (Robinia Pseudo-Acacia), **sibirischer Erbsenbaum** (Robinia Caragana), **Hollunderarten** (Sambucus), und endlich ein einziges Obstbaumgeschlecht nehmlich der **Quittenbaum** (Pyrus Cydonia).

Man würde sich aber gewaltig irren, wenn man glauben wollte, es wüchsen die Baumgeschlechter, welche ich so eben auf ein feuchtes Land empfohlen habe, dann am allerbesten, wenn man sie, ohne alle weitere Umstände, in den Sumpf hinein pflanzte. Vielmehr

mehr bringt es die Natur dieser sämmtlichen Bäume mit sich, daß sie lieber auf feuchtem als auf nassem Lande stehen, und daß sie auf letzterm bloß dann gut fortkommen, wenn man ihnen auf folgende Weise Vorschub und Hülfe leistet. Man lasse den Boden schlechterdings nicht versauern, noch zu einem wahren Sumpfe *) werden, sondern leite die Nässe ab, indem man sie durch Erhöhung des Erdreichs, vornehmlich an dessen tieffern Stellen, durch gezogne Gräben, durch abgeleitete Quellen, oder dadurch hinwegnimmt, daß man sie an denjenigen Ort hinleitet, der ohnehin schon das tiefste Fleck desselbigen Platzes gleichwohl zu groß ist, als daß man ihn durch aufgeführte Erde erhöhen und dem nicht vertieften übrigen Boden gleich machen könnte. Leitet man alle Nässe zusammen auf gedachtes tiefstes Fleck, so entstehet an letzterm ein mehr oder weniger grosser Teich, nach welchem sämtliche Nässe ihren Abzug hin nimmt, folglich vom übrigen Lande entweicht; diesen Teich kann man, nach Beschaffenheit

*) So nenne ich nehmlich denjenigen Boden, der Jahr aus Jahr ein unter Wasser steht. Ein solcher bekommt bloß dem Schilfe, den Binsen und andern Moor: und Torfgewächsen; jene Bäume hingegen prätendiren ein bloß feuchtes und ein, höchstens nur auf einzelne Wochen, unter Sumpf kommendes Erdreich.

der Umstände, noch etwas tieffer ausgraben, da denn die Erde aus ihm rings umher auf das anstossende übrige Land geschafft und hierdurch, ebenfalls zur Tilgung der Nässe, herrlich erhöhet werden kann. Dann werden sich jene Bäume, wenn sie längst auf dem Stücke ingleichen rings um den Teich herum angepflanzt worden, ganz vortreflich befinden. Sonst ist auch noch folgendes ein sehr naturgemäßes Hülfsmittel, solchen Bäumen ihren zu feuchten Stand unschädlich, ja erwünscht zu machen, wenn man selbige nehmlich nicht wie gewöhnlich aufs platte Land hinpflanzt, sondern jedem Baume einen über den Erdboden erhöhten Standort giebt; wie kann aber das geschehen? Man ziehe auf solch einem nassen Lande so viele Gräben, als viele Reihen von Bäumen man anpflanzen will. Die Tiefe dieser Gräben richtet sich nach der Beschaffenheit des Landes, je sumpfiger selbiges ist, desto tiefer müssen die Gräben seyn. Indem man nun diese Gräben auswirft, so bekommt man ja sehr viele Erde (durch deren Herausförderung eben ein Graben entsteht), diese Erde wird längst an dem einen Rande jedes Grabens empor geworfen, woraus ja also lauter Erdwälle oder Dämme die längst über das Stück, jeder gleichweit von dem andern, laufen. Auf jedem Erdwalle eines jedweden solchen Grabens nun werden die Bäume

me gepflanzt, deren Stämme folglich zu aller Zeit trocken bleiben, und an welchen bloß die Wurzelspitzen herab ins sumpfige laufen.

* * *

Das wären nun also die Ueberlegungen, welche jeder, der eine Baumschule anlegen will, vorhero anstellen muß, und welche er bey der Anlage selbst nicht aus den Augen verlieren darf. Gut ist es, wie ich auch schon oben, zu Eingang dieses Artikels, gesagt habe, woferne man, bereits in gegenwärtigem Monathe, zur Einrichtung selbst schreitet, folglich recht in Zeiten den ganzen Zuschnitt macht. Das habe ich ja wohl, so ungemein wesentlich es auch erfordert werden muß, nicht erst noch zu erinnern nöthig, daß man einen zur Baumschule bestimmten Ort aufs beste einbefriedigen müsse. Eine Mauer, wenigstens aber ein rechtschaffen gemachter todter Zaun, muß den ganzen Platz vollkommen umgeben.

7. Auswerfung der Baumgruben.

Alle diejenigen, welche im nächsten October oder im darauf folgenden Frühjahre Bäume oder bewurzelte Weingesenke zu pflanzen haben, werden äusserst wohl thun, wenn sie

schon in dem gegenwärtigen Monathe die Löcher oder Gruben, worein diese Bäume oder jungen Weinstöcke gepflanzt werden sollen, auswerfen. Dies schafft nehmlich den Vortheil, daß jedwede Grube, bis in ihre innerste Tiefe hinein, durchfeuchtet und fruchtbar gemacht wird, indem sie von der Zeit an, zu welcher man sie auswarf, bis zu derjenigen, in welcher man einpflanzt, offen da steht, folglich die fruchtbar machenden Salpetertheilgen aus der Luft an sich zieht und vom Regen zu mehrernmalen in ihrem innersten befeuchtet wird. Zugleich wird das herausgeworfene Erdreich durch ein frühzeitiges Auswerfen in der That um ein Grosses verbessert, indem man sie nehmlich anjetzt, wo sie mehrentheils ganz trocken ist, heraus wirft, so verhütet man an ihr alle Schollen und alles das harte, schmierigte oder talkige Wesen, welches nur gar zu leicht entsteht, wenn man die Erde späterhin und zu einer Zeit, wo sie gerade mehr naß, als trocken ist, aufgräbt und herauswirft. Fällt hernach der Regen auf die im Auguste herausgeworfene trockene Erde, so wird sie dadurch so innig und auf eine so befruchtende Weise durchzogen, daß man sich nachmals, wenn man einst einpflanzt, in der That verwundern wird, wie verfeinert und milde sie aussieht. Bleibt solch eine Grube über Winters offen, so äus-

sert

fert sich diese Verfeinerung der aus ihr geworfenen Erde, und die reichliche Durchfeuchtung ihres untersten Bodens am aller herrlichsten, doch ist dies nur auf sehr vestem, ungeschlachten Lande nöthig, denn das bessere Land verfeinert sich schon sattsam in den Gruben, wenn selbige nur vom August an bis zur Pflanzungszeit im Herbst eröfnet und ausgeworfen liegen.

Wer aber auf einem Platze, an welchem vorhero schon ein Obstbaum gestanden hat, der so eben vor Alter eingegangen und deswegen ausgeradet worden ist, abermals einen aufs nehmliche Fleck anpflanzen will, dem rathe ich sehr, es ja nicht bey der blossen Auswerfung der Grube bewenden zu lassen, denn so herrlich dieses auch, wenn es, wie gesagt, bey Zeiten besorgt wird, den Boden aufzulockern, zu verfeinern und bis in die Tiefe zu durchfeuchten geschickt ist, so ist es doch keinesweges geschickt, demselben alle die fruchtbaren und Nahrungstheile, die der vorher daselbst gestandne Obstbaum, während seiner vielen Lebensjahre, ausgesogen hat, zu ersetzen. Hierzu gehört demnach würkliche Bedüngung *), und überhaupt folgendes Ver-

*) Man stosse sich nicht daran, daß ich oben (August 6.) das Bedüngen der Bäume widerrathen habe, denn dort handelte ich bloß von jungen

fahren, ohne dessen Beobachtung man, wofern nicht etwa der Boden schon vor sich zu den ausserordentlich fruchtbaren gehört, gewiß nichts gutes erleben, wohl aber mit Verdruß bemerken wird, daß der neue Baum, den wir so ohne alle Zubereitung auf die erledigt gewordne Stelle hinpflanzten, in seinem Fortwuchse gewaltig kränkeln und wo nicht eingehen, doch gewiß zeitlebens ein unnützer Krüpel werden wird.

Das Verfahren nun, durch welches wir diesen Verdruß vermeiden können, beruhet auf folgenden 3 Regeln.

1) Nie bepflanze man eine Gartenstelle, auf der bereits ein Obstbaum gelebt hat, mit einem andern, ohne zuvor diese Stelle, so tief als nur immer möglich ist, rigolt zu haben. Sobald dieses vom May an bis spätstens in den August vorzunehmende, Rigolen, das den ganzen Boden selbiger Stelle verneuert, indem es ihn um und um kehrt, vollbracht ist, muß man sofort die Grube selbst, mitten auf dem rigolten Flecke aus-

wer-

gen Bäumen, die nicht verwöhnt werden dürfen, weil man ja nicht wissen kann, ob sie nicht einst auf ein solches Land kommen werden, das zu den magern und schlechten gehört und woselbst man schlechterdings fordert, daß sie auch mit weniger Nahrung zufrieden zu seyn vermöchten.

werfen und bis zu der Pflanzungszeit eröfnet liegen lassen, wobey denn die aus solch einer Grube herausgeworfene Erde aller 14 Tage einmal durchzuarbeiten und umzuhacken, auch wohl mit besserer zu vermischen ist.

2) Binnen dieser Zeit, in welcher die Grube offen liegt, bedünge man selbige. Dieses kann auf verschiedene Weise bewerkstelliget werden, a) indem man gleich bey dem gedachten Rigolen viel Dünger unter das Land schafft. b) Indem man, woferne erst im nächsten Frühjahre, nicht aber schon im Herbste gepflanzt werden soll, im October die ganze ausgeworfene Grube mit Mist anfüllt, und selbige so stehen läßt, da sich denn das Fetteste aus dem Dünger in die innerste Tiefe der Grube einzieht, indem das Regen- und Schneewasser diese fetten Nahrungstheile aus dem Miste wegwäscht und die ganze Grube damit aufs herrlichste durchfeuchtet. Sobald nun im Frühjahre die Pflanzungswoche vorhanden ist, zieht man den ganzen Mist aus der Grube heraus, (denn nun hat er seine Dienste bereits geleistet, vornehmlich wenn man ihn, während der Zeit seines Liegens in der Grube, etlichemale tüchtig umgestochen und gewendet hat, damit er vollkommen ausgewässert und alle sein fruchtbares der Grubenerde zugewendet werde) bepflanzt sie und füllt sie mit der vormals ausgeworfenen Erde.

c)

c) Indem man die ausgeworfene Grube und die ganze rigolte Stelle bis zur Pflanzungszeit alle Wochen einmal tüchtig mit Mistwasser begießt. Letzteres bekömmt man, wenn man eine Quantität Mist. in ein grosses Gefäß wirft, mit Wasser überschüttet und dieses ein paar Tage (bey warmen Tagen aber nur einen einzigen Tag) stehen läßt. Dieses Wasser saugt, wenn man es zumal alle Stunden ein oder mehreremale recht tüchtig umrührt, dermassen viel Nahrungstheile in sich, daß es eine rechte Quintessenz von Fruchtbarkeit giebt. Je mehr nun freylich eine Erde mit solch einem Wasser beschüttet wird, desto begreiflicher wird auch ihre ganz ausnehmend erhöhete Fruchtbarkeit und man kann sich gar leicht vorstellen, wie treflich es hernach auf einem durchs Rigolen so lockern und durchs Bedüngen so durchfruchteten Lande wachsen werde.

Aller Mist aber, dessen man sich bey diesen 3, anjetzo angezeigten Düngungsmethoden bedienen kann, muß niemals scharf und fressend, wohl aber so fett, als nur immer möglich seyn will, genommen werden. Bloß den Menschenkoth vermeide man dabey, er müßte denn schon recht alt seyn, das heißt schon seit langen Jahren, ohne neuen Zuwachs zu bekommen, dagelegen haben, als in welchem Falle er allenfalls, jedoch nur im Nothfalle und bloß in ganz geringer Quantität un-

ter

ter vielen andern Miste gebraucht werden kann. Schaafmist ist auch nicht zu recommandiren, weil er, wie ich auch bereits an einem andern Orte erwähnte, so viele Engerlingbrut zu enthalten pflegt, welche Engerlinge die Wurzeln der Bäume benagen und verletzen *), bedient man sich seiner aber nach der eben angegebenen dritten Art, nehmlich zur Bereitung des Mistwassers, dann ists minder zu befürchten, daß wir in dem Miste auch die Engerlinge mit ins Erdreich brächten, denn wenn wir letztere oben auf dem Wasser, das der zerlösende Mist fett macht, schwimmen sehen, so steht es ja in unsrer Gewalt, selbige zuvor abzuschöpfen und zu vertilgen. Der Mist des Hornviehes und der Schweine ist der aller beste und sein Gebrauch erfordert weiter keine Vorsichtigkeitsregeln, daher man ihn selbst zu der ersten unter den 3 angegebenen Düngungsmethoden ohne alles Bedenken gebrauchen darf. Man muß ihn eigentlich ohne alles Stroh zu erlangen suchen, denn da das Stroh keine düngen-

*) Die Engerlinge sind diejenigen schädlichen Erdmaden, welche, wenn sie einige Jahre als Würmer in der Erde gelebt haben, sich hernach verwandeln, welche Verwandlung uns die, dem Laube der Obstbäume ebenfalls höchstschädlichen Maykäfer giebt, die bey uns ein jedes Kind kennt.

genden Kräfte besitzt, am wenigsten solche, die solchen viel bedürfenden Gewächsen, dergleichen die Bäume sind, zulänglich wären, so ist es ja ganz vergeblich, es mit in den hierzu bestimmten Dünger zu nehmen; zumal es noch überdies den Nachtheil bringt, daß wir, wenn wir einen mit Stroh erfüllten Dünger für unsre Bäume gebrauchen, alsdenn nur gar zu leicht geneigt sind zu glauben, wir hätten sie bereits gewaltig reichlich mit Düngung versorgt, da sie doch, weil wir immer vergessen, daß wenigstens die Hälfte dieser Düngung lediglich im Strohe bestanden habe, meistens nur sehr wenig empfingen.

Wächst uns während des Gebrauchs gedachter Düngungen, oder auch nach der Pflanzung häufiges Unkraut auf den bedüngten Stellen (welches ja mehrentheils zu geschehen pflegt, weil sowohl alle schon auf diesen Plätzen befindliche Unkrautskeime nach der Düngung frecher wachsen, als auch in dem Miste selbst sehr viele Unkrautsgesäme stecken, welche durchs verzettelte Heu oder auch dadurch in den Mist gekommen sind, daß das Vieh selbige mit hinein gefressen, aber unverdaut und unzerstört in dem natürlichen Auswurfe wieder von sich gegeben hatte, und welche, wenn sie in die Erde kommen, insgesamt hervorkeimen) so müssen wir aufs fleissigste darauf bedacht seyn, es, sofort wie es

sich

sich zeiget, zu vertilgen. Sonst wäre es ja gerade so viel, als hätten wir für das Unkraut gedüngt.

3) Nie bepflanze man die Grube mit der nehmlichen Baumart, mit welcher sie schon vorhin besetzt war; stand z. B. vorhero ein Apfelbaum auf derselbigen Stelle, so setze man, wo derselbe eingegangen ist, einen Birnenstamm an seinen Platz; stand ein Birnstamm daselbst, so gebe man ihm einen Steinobstbaum zum Nachfolger. Diese Abwechselung trägt gewaltig viel zum gedeyhlichen Fortkommen solcher Bäume bey, die nicht auf ein neues, sondern auf ein Land kommen, das schon vorhero von Bäumen ausgesogen worden ist.

Was ich nun bis jetzt von Verfertigung und Behandlung derjenigen Gruben lehrte, die wir hier und da auf einzelnen Gartenstellen, auf welchen uns die Obstbäume oder Weinstöcke vor Alter eingegangen sind, zu machen und dadurch die Lücken an unsern Spalieren und in unsern Alleen wieder auszufüllen haben, alles das gilt auch, wenn wir nicht bloß hie und da eine Grube zu bepflanzen haben, sondern einen ganzen Platz mit Bäumen (oder Weinstöcken) zu besetzen willens sind. Hier müssen wir um so viel mehr, bereits im August, an die Auswerfung und Zubereitung der Gruben gehen, weil derselben

viele

viele zu machen sind, und weil es allemal sehr zu wünschen ist, daß jede recht vollkommen zubereitet werde, damit nicht, wenn einst die ganze Bepflanzung vollbracht ist, einzelne Stämme zurück gehen, noch ein verdrüßliches Nachpflanzen nöthig werde; dieses Nachpflanzen verursacht nicht allein neue Bemühung und Kosten, sondern es hat auch sehr oft die leidige Folge, daß die nachgepflanzten Stämmgen, wenn sie gleich an sich selbst wachshaft und gesund wären, dennoch ganz und gar nicht vor den früher (nemlich gleich bey der ersten Pflanzung) angeschlagenen und nun schon in lebhaftem Fortwuchse stehenden Bäumgen aufkommen können, sondern von ihnen überwachsen, gedrängt und endlich zu Krüpeln gemacht werden.

Wer aber nun einen ganzen Platz (z. B. ein ganzes Feldstück, einen ganzen Baumgarten) mit Obstbäumen bepflanzen will, der wende, bevor er zur empfohlnen Auswerfung der Gruben schreitet, folgende höchst nothwendige Ueberlegungen auf diesen Platz an.

Sollen nemlich hochstämmige Bäume auf letztern kommen, so wird, wenn solche nun heran- und mit den Kronen in einander wachsen, fast immer folgender (leider in den allermeisten Baumgärten anzutreffender) Nachtheil entstehen, daß nehmlich manche

Bäu-

Bäume so stehn, daß fast gar keine Sonne auf sie fällt, worgegen andre derselben im vollen Maaße geniessen und durch ihr, dadurch um so viel mehr gestärktes, Wachsthum die im Schatten stehenden Bäume vollends gar verdämpfen und unterdrücken. Die Ursache, aus welcher in den Baumgärten manche Stämme gut und an der Sonne, andre aber jämmerlich im Schatten stehen, ist zweyfach, 1) natürliche lage des Gartens, die von einzelnen Stellen desselben die Sonne abhält, indem andre Gärten, Gebäude und dergl. vorliegen. 2) Ungleicher Wuchs der Baumschäfte und Cronen an den verschiednen unter einander gepflanzten Baumarten. Pflanzt man z. B. Aepfel- Birnen- und Pflaumenstämme unter einander (als welches, wenn nur die gehörige Entfernung des einen Stammes vom andern gebührend beobachtet wird, vollkommen rathsam und zuläßig ist,) so wird man, woferne nicht darauf Bedacht genommen worden, allemal bemerken müssen, daß sich diese verschiednen Baumarten im fernern Fortwuchse verdämpfen, da nehmlich die Pflaumenbäume nicht so gar hoch zu wachsen pflegen, Aepfelbäume aber weit höher und Birnbäume am allerhöchsten, so begreift ja ein jeder, daß wenn in einem Baumgarten zunächst nach der Sonne zu ein Birnbaum gepflanzt wird, hinter selbigem ein Apfelstamm

und hinter diesem letztern ein Pflaumenbaum, es nothwendig die Folge haben müsse, daß die gewaltige Crone des Birnbaums, von der günstigen Lage zur Sonne gestärkt, aufs äusserste in die Höhe wächst, folglich dem hinterwärts stehenden Apfelbaume alle Sonne raubt, noch ärger aber den Pflaumenbaum in einen gänzlichen Schatten versetzt. Letzteres aber ist keineswegs gleichgültig, denn der Genuß des Sonnenscheins ist den Obstbäumen sowohl um ihre Früche recht zu verkochen und süß zu machen, als auch um ihre Zweige und jungen Reiser recht reifholzig zu bilden, in der That ganz unentbehrlich. — Es bleibt demnach die Anweisung des gelehrten Kunstgärtners, Herrn Walters zu Stuttgard äusserst schätzbar, als welcher, um sothanen Fehler vorzubeugen, folgendes lehrt. Harket und stosset den Platz, auf dem ihr Bäume anlegen wollt, ungefähr auf seine Mitte, ganz gleich und eben, schlaget mitten in diesem geebneten Flecke einen starken Stab also ein, daß er nicht allein vollkommen vest und ohne alles Wackeln, sondern auch ganz gerade und senkrecht, wie die Schnur am Senkbleye (die man dabey zu Rathe ziehen muß,) stehe, bevestiget darauf unten um den Fuß dieses Stabes eine starke, straffe Schnur dergestalt, daß der Bevestigungsknoten zwar vor sich recht vest, nicht aber so

vest

vest um den Stab schnürend sey, daß man nicht noch, zwischen letztern und die darum gehenkte Schnur, einen oder etliche Finger durchstecken könnte. Aus dem andern Ende der Schnur mache man eine Schlinge und stecke durch diese letztere ein vestes, unten spitz zugeschnittenes Stöckgen, so daß die Schlinge dieses Stöckgen recht einschnürt, folglich aufs vollkommenste vest hält. Dann nimmt man dies Stöckgen in die Hände, zieht es straff und vest an sich, und wenn nun hierdurch die ganze Schnur aufs straffste angezogen worden, so gehe man mit dem Stöckgen in beyden Händen, ohne die Schnur im mindesten aus ihrer vollkommensten Straffheit nachzulassen, rings um den Pfahl (in einer Entfernung von ihm, welche die Länge der angespannten Schnur von selbst lehrt und die sich immer gleich bleibt, woferne man nur die Schnur keinen Augenblick nachläßt, sondern immer gleich straff zieht) herum, wobey man im währenden Herumgehen mit der Spitze des senkrecht in unsern Händen haltenden Stöckgens in die Erde einschneidet, und hierdurch um den Stab herum einen Zirkel zieht, welcher ganz mathematisch richtig seyn muß, woferne nur immer die Schnur straff angespannt geführt worden war. Um am sichersten zu gehen, ist es wohlgethan, wenn man, indem man rings herum zieht, einen Gehül-

fen seine Hand auf die Schnur halten läßt, dieser fühlt es nehmlich auf der Stelle, wenn wir irgend nachließen, die Schnur in gleicher und egaler Straffheit herumzuführen. Wenn nun dieser Zirkel fein deutlich (denn das Stöckgen muß mit seiner Spitze überall hübsch tief und sichtlich in die Erde eingeschnitten haben) auf die Erde hingezogen worden ist, welches an einem recht heitern Tage, wo die Sonne vollkommen ungehindert scheint, Morgens um 7 oder 8 Uhr geschehen seyn muß *), so beobachte man aufs genaueste, welche Stelle des gezogenen Cirkels Vormittags zwischen 9 und 10, und Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr vor dem Ende des Schattens, den der, mitten im Zirkel eingeschlagene, obgedachte Stab wirft, berührt werde; beyde berührte Stellen bezeichne man durch ein daselbst eingeschlagenes Pflöckgen. Hierauf theile man die Weite, von dem einen dieser gezeichneten Flecke bis zum andern, in zwey gleiche Theile, dann ziehe man die noch immer um den Stab befestig-

*) Ist der Tag wolkicht und der Sonnenschein unterbrochen, so geht es nicht recht gut von statten, wenigstens muß man dann, um die Ausmessung dennoch richtig bewürken zu können, statt eines, bey heiterm Himmel genugsamen, Zirkels, zwey oder drey Zirkel ziehen, jeden in einiger Entfernung um den andern herum.

vestigte Schnur abermals straff an, indem man ihr Stöckgen abermals in beyde Hände nimmt, und zwar zieht man sie also an, daß sie auf dem erwähntermassen in 2 gleiche getheilten Stücke des Zirkels, gerade die Hälfte (oder die Theilungslinie dieses Zirkelstücks in gedachte zwey gleiche Theile) angiebt. In dieser Richtung schlage man das straff angezogene Stöckgen unverrückt in die Erde vest, so giebt uns nun die, zwischen Stab und Stöckgen straff stehende Schnur, eine gerade Linie an, welche man, ihres Verhältnißes zum täglichen Stande der Sonne wegen, die Mittagslinie nennt. Alle Reihen nun, in welche ihr auf diesem Platze, auf dem ihr die Mittagslinie aufnahmt, eure Bäume pflanzen wollt, müssen längst auf beyden Seiten dieser Mittagslinie in immer gleicher Entfernung von derselben, oder mit ihr parallel laufen. In jeder Reihe müssen ferner die Baumarten nicht durch einander stehen, sondern jede muß ihre eigene Reihe haben und zwar müssen die verschiednen Baumarten nach folgender Vorstellung einander benachbart seyn:

Pflaum
Apfel
Birn
Birn
Apfel
Pflaum
Apfel
Birn
Mittags-
linie
Birn
Apfel
Pflaum
Apfel
Birn
Apfel
Pflaum

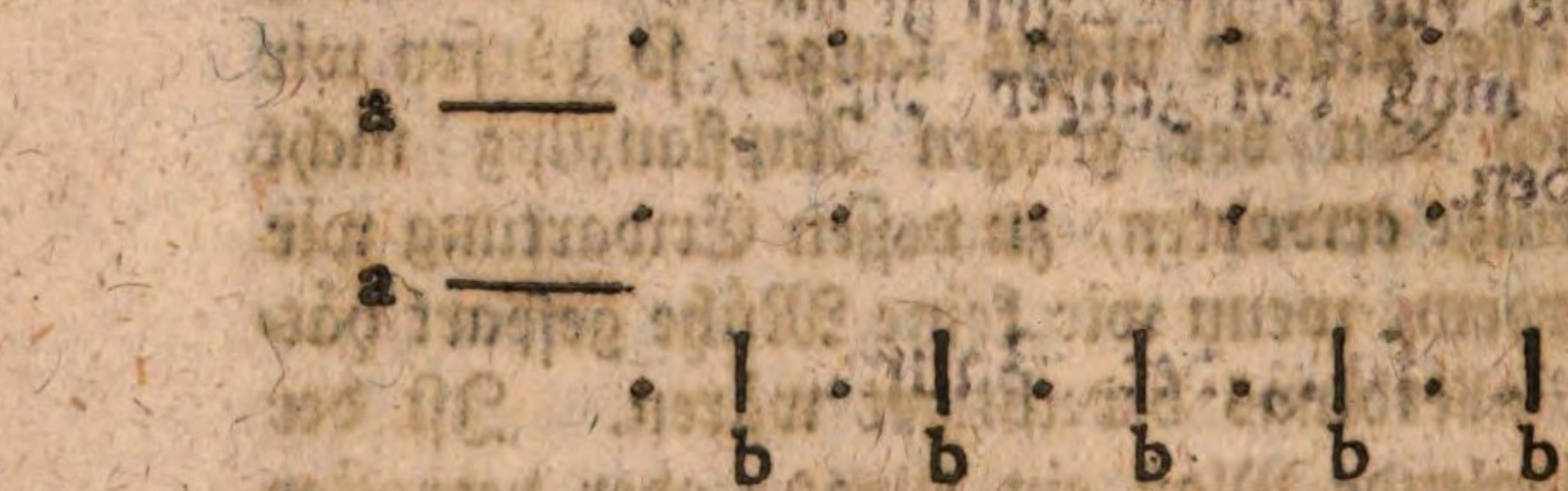
Man siehet leicht, daß vermittelst dieser Methode die verschiedenen Baumarten einander ohnmöglich verdämpfen können, denn da die Bäume in solchen Reihen stehen, die sich nach der Mittagslinie richten, da ferner die Baumarten nach dem oben vorgetragenen Grundsatze (daß nehmlich, unter zu gleicher Zeit gepflanzten Bäumen, Birnen am höchsten treiben, und Aepfel schon höher als Pflaumenbäume) an einander stehen, wie es die Verschiedenheit ihres Strebens nach der Höhe erfordert, so folgt ja ganz unwidersprechlich, daß das beständige Steigen und Fallen in der Höhe der Baumkronen sowohl der Luft als den Strahlen der Sonne einen freyen Zugang zu allen Baumreihen gewährt. Wer nicht einen neuen Baumgarten anzulegen, sondern blos den alten auszuflicken hat, der kann die Anlage nach der Mittagslinie zwar nicht

anbringen, wegen der bereits stehenden Bäume, es kann aber doch bey solch einer Nachpflanzung oft dasjenige noch in Ausübung gebracht werden, was ich von verschiedner Höhe des Kronenwuchses angegeben habe.

Jeder Platz, den man zu einem Baumgarten, oder Baumplantage bestimmt, sollte zuvor, spätstens in gegenwärtigem Monathe, rigolt werden. Dies verursacht zwar Mühe, auch wohl Kosten. Wenn man aber bedenkt, daß der Nutzen, den davon die hernachmals auf solch ein Land gepflanzten Obstbäume empfinden, ausserordentlich und fast über alle Beschreibung groß ist, wenn man ferner ermißt, daß diese Bemühung ja, wenn sie einmal angewendet worden ist, hernachmals in so langer Zeit nicht wieder vorgenommen werden darf, denn so lange die auf dieses Land gesetzten Bäume leben, wird ja der Boden nicht wieder rigolt. Bey der ersten Anlage sollten wir uns dahero nie die Bemühungen jeder Art dauern lassen, denn wenn die erste Anlage nichts taugt, so dürfen wir ja auch von der ganzen Anpflanzung nicht dasjenige erwarten, zu dessen Erwartung wir ausserdem, wenn wir keine Mühe gespart hätten, allerdings berechtiget wären. Ist der zu rigolende Platz ein Gras- oder verrasster Wiesenboden, so stürze man beym Rigolen den Rasen in die Tiefe der Gräber hinab.

Dies schafft uns zweyfachen Nutzen; vors erste werden wir ihn von der Oberfläche des Erdbodens, die unter Obstbäumen durchaus nicht verrasen sollte, los; in der Tiefe, in die wir ihn stürzen und sehr hoch mit Erde bedecken, kann er nie wieder ausschlagen, sondern muß verfaulen. Zweytens giebt dieses sein Verfaulen dem Lande einige Düngung.

Auf diesem zur neuen Baumpflanzung rigolten Lande müssen dann, ebenfalls noch im Augustmonathe, die sämmtlichen Baumgruben ausgeworfen werden, womit es sich in allen Stücken eben so verhält, wie ich schon oben, von dem Eingange des gegenwärtigen Artikels an, zeigte, nur ist noch zu erinnern, daß die Baumgruben, wenn man Pflanzungen veranstaltet, wo immer eine Baumreihe neben der andern laufen soll (dergleichen ja in den Baumgärten der Fall ist) nicht also dürfen ausgeworfen werden, daß z. B. drey Reihen, folgende Figur geben:



sondern es muß beständig das Loch der folgenden Reihe zwischen zwey Löchern der vor-

vorherigen gegen über laufenden Reihe angebracht werden, dann kommen eben diese drey Grubenreihen folgendergestalt zu stehen:

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Diese Pflanzung heißt die Pflanzung ins *Quincunx*; sie verschafft zweyfachen Vortheil, erstlich präsentirt sie sich ungleich schöner, als die erstere; denn bey dieser erstern habe ich blos dann Alleen, wenn ich bey ein a oder bey ein b trete; bey solchen Bäumen hingegen, die nach der zweyten Manier, nehmlich ins Quincunx, gepflanzt sind, mag ich visiren, wohin ich will, so zeigt sich mir überall eine Allee. Zweytens haben die Cronen mehr Platz sich auszubreiten und einander auszuweichen, folglich schränken sie einander nicht so leicht auf eine nachtheilige und verdämpfende Weise ein.

Alle und jede Baumgruben, d. h. alle die einzelnen Löcher, in deren jedes man einen Obstbaum, der von da an auf selbiger Stelle leben und sterben soll, einpflanzt, müssen recht weit ausgeworfen werden. Viele machen, höchst unverständiger Weise, zu jedem Baume nur ein solches Loch, das etwa eine Elle, im Durchschnitte gemessen, hält; hat dann der unglückliche Baum, der in solch ein Löchlein eingesetzt werden soll, nur einigermas-

sen lange Wurzeln (die ihm doch allemal zu wünschen sind) so gehen selbige kaum in das kleine Loch hinein, weil man aber nun einmal letzteres nicht grösser gemacht hat und geschwind gepflanzt werden soll, so stopft man die Wurzeln doch so gut als möglich hinein, ohne sich zu bekümmern, wie elend diese Einzwängung den armen Wurzeln bekommen möge. Da nun solche saubere Pflanzer mehrentheils auch gar nicht für gut befinden, den Boden, auf welchen sie diese schönen Gruben machen, vorhero auch rigolt zu haben, so ist dann ein so eingezwängt gepflanzter Obstbaum in einer sehr kläglichen Lage, seine Wurzeln suchen sich, wenn er anders anschlägt, aus ihrer geklemmten Richtung zu befreyen, indem sie sich in die Breite, über den Umfang der Grube hinaus, zu erstrecken versuchen, da aber das Land nicht rigolt worden ist und diese Wurzeln es also so hart und veste befinden, daß sie nur mit Mühe durchdringen können, so bleiben sie gewaltig zurück, krümmen sich elenderweise in dem bisgen lockrer Erde, das die Grube selbst enthält, herum, und verbutten gerade so, wie die Wurzeln eines Baums, der in einem Blumentopfe steht. An diesem nehmen die eingezwängten Wurzeln (ebenfalls um der Einschränkung willen, die ihnen der Rand und Boden des Blumentopfes auflegt) einen elenden gekrümmten

Wuchs-

Wuchs an, und wenn man nun gleich solch einen Baum aus dem Topfe heraus, ins freye Erdreich pflanzt, so bleiben diese Wurzeln dennoch Krüpel, die, anstatt weit und breit nach der Tiefe des Erdreichs zu wachsen, in dessen Oberfläche bleiben und bloß in letzterer durch ausgetriebene Thauwürzelgen herumkriechen. Ists denn aber so nöthig, daß ein Baum seine Wurzeln nach der Tiefe treibe? Ja wohl, denn dann allein ist er im Stande den Stürmen troß zu biethen, und dann nur wird seine Wurzel vor dem Erfrieren gesichert seyn, das sonst den weichern Fruchtbaumgeschlechten so leicht begegnen kann und solch einem Baume jedesmal ein gänzliches Garaus macht.

Man mache daher jede Baumgrube, zumal auf einem mehr vest, als lockern Boden dermaßen groß, daß sie drey Ellen im Durchschnitte und fast eben so viel in der Tiefe halte, dann wird es, zumal wenn ohnhin das ganze Land auch rigolt ist, eine wahre Lust seyn, wie gut und wie sehr auf die Dauer sich Bäume, die man in diese Gruben pflanzet, bewurzeln, wenn nur sonst nichts bey der Pflanzung selbst (wovon unten October 2.) versehen wird.

Wie weit jede Baumgrube von der andern abstehen müsse, wie weit man folglich die Bäume auseinander pflanzen soll, das wird unten (Octob. 2.) genau bestimmet werden.

Herbstmonath oder September.

1. Nachzuholende Verrichtungen aus den frühern Monathen.

Hieher würde auch, im Nothfalle, der uns jetzt aufstieße, die oben am Ende des Jenners 1. angegebene gehören. Vornehmlich sind das fortgehende Einsammeln der Steine und Kerne des Obstes, (Junius 7. Julius 2.) die Pflege der Feigen im freyen Lande (Junius 3. und August 3.) das Abgeitzen und Anheften der Weinstöcke (Jul. 1. und August 2.) die Verwahrung der fruchtragenden Bäume, deren Aeste jetzt sehr schwer sind, gegen Stürme, (Jul. 5.) und das Oculiren (August 5.) hieher zu zählen.

2. Sperlinge auf Weinstöcken.

Da diese Thiere den Weintrauben vielen Schaden zufügen, so ist es gut, wenn man schon in Zeiten auf deren Verminderung gedacht hat, wozu ich oben (Junius 6.) Anleitung gegeben habe. Sonst pflegt man auch Netze vor die Weintrauben zu spannen, durch wel-

welche die Sperlinge abgehalten werden, sogleich ohne alle Umstände in die Beeren einzuhauen.

3. Reifung der Weintrauben.

Diese zu befördern, glauben einige, sey nichts zuträglicher, als wenn man zu derjenigen Zeit, wo sich die Beeren zu färben anfangen, alle diejenigen Blätter des Weinstocks, welche der Traube Schatten machen, hinwegschnitte und hierdurch die Traube ins volle Sonnenlicht versetzte. Auch ich habe vor Zeiten in dieser Meynung gestanden, aber wahrhaftig nur ein einziges Jahr, denn der üble Erfolg dieses Wegschneidens ward mir gleich allzu sichtlich und dann sahe ich um so viel klärer ein, wie groß der Nutzen der Blätter sey, den uns die Naturforscher erklären *). Ich

*) Der Nutzen der Blätter ist für die Pflanzen ausnehmend groß. Die untere Fläche derselben saugt die Feuchtigkeiten und fruchtbaren Theile aus der Luft in sich und hilft dadurch die Pflanze ernähren, als welche, vornehmlich bey dürrem Wetter und Erdboden, nicht sattsame Nahrung durch die Wurzeln bekommt. Die obere Blattfläche hingegen dünstet aus, wodurch denn alles, was von allzureichlicher oder zur Pflanzennahrung untauglicher Feuchtung in

Ich rathe daher jedem, dem seine Trauben lieb sind, das Wegschneiden der vor den Trauben hängenden und letztere beschattenden Blätter durchaus zu unterlassen und gewiß zu seyn, daß eine beschattete Traube zeitiger und ungleich herrlicher verkocht und reifet, als eine, die so ganz an freyer Sonne hängt. Die Erfahrung zeigt dies gar geschwind jedem, der hierüber an einzelnen Trauben Versuche unternimmt, und er wird gar zeitig wahrnehmen, daß die entblättete Weintraube in der Reifung merklich aufgehalten wird, und falls sie auch reif würde, doch einen häßlichen, rohen,

in der Pflanze steckt, wiederum ausgeführt und hinweggeschafft wird. Deshalben treiben auch z. B. die Bäume, wenn ihr Laub im Frühjahre von den Raupen abgefressen, oder von den Baumläusen ausgesogen wird, so gewaltig geschwind neues Laub aus, denn sonst müßten sie ja in ihrem eignen Safte, den die Wurzeln häufig herbey führen, ersticken, wenn nicht Blätter genug da wären, durch deren Oberfläche der Ueberfluß und die zur Ernährung unnütze Feuchtung aus ihrem Cörper wegdunsten könnte. Nicht allein aber für die Pflanzen selbst sind Blätter höchst wichtig, sondern sie sind dies auch sogar für Menschen und Thiere. Wer den ausnehmenden Nutzen, den sie zur Reinigung und Gesundmachung unsrer uns umgebenden Luft äussern, einsehen lernen will, der lese des unschätzbaren D. J. Ingenhous Versuche mit Pflanzen. Leipzig 1780. 8.

hen, unverkochten und verhältnißmäßig sauern Saft giebt.

Niemalen hat man (es müßten denn ausserordentlich frühzeitige und harte Herbstfröste einbrechen) zu befürchten Ursache, es werde ein Weinstock seine Trauben unreif lassen, nur setze ich voraus, daß 1) dieser Stock von solcher Sorte ist, die in unserm Himmelsstriche zur Reife zu gelangen vermag; 2) daß er in der gehörigen Lage liegt, denn wenn er nicht genug Sonne hat, so kann er ohnmöglich reife Trauben geben. (Von derjenigen Lage die sich für Weinstöcke und hinwiederum für jedwede einzelne Art der Fruchtbäume schickt, werde ich in dem Anhange, der von den Eigenschaften handelt, welche den einzelnen Fruchtbaumgeschlechtern eigenthümlich sind, das Nöthige, welches ich ja nicht zu übersehen bitte, beyfügen.) 3) Daß man ihn im Frühjahre klug geschnitten hatte. Ich zeigte nehmlich oben (März 13.) daß man es gewissermaßen in seiner Gewalt hat, wie viele Trauben ein Weinstock tragen soll, und daß ich also sehr thörigt handeln würde, woferne ich einer Sorte, deren edle Trauben nur schwer und langsam reifen, durch langen, d. h. durch einen solchen Schnitt, welcher den Sommerlatten nur gar wenig von ihrer Länge nimmt, recht viele Trauben aufsetzen wollte. 4) Daß durchaus kein Geiz geduldet

worden ist, noch auch die Wasseräste, die sich zuweilen zeigen. 5) Daß durchaus kein Unkraut um die Stöcke her, hat erwachsen dürfen, denn dieses schmälert letztern nicht allein den Nahrungszufluß aus der Erde, sondern es beschattet auch, wenn es hochwüchsiger Art ist, die untersten Ranken auf eine nachtheilige Weise. Fällt dann ein Regen, der nicht äusserst durchdringend ist, so kommt er auf einer mit Unkraut überzognen Erde eigentlich bloß diesen Unkräutern zu gut und die tiefer laufenden Wein- (oder Baum-) Wurzeln bekommen wenig oder nichts zu genieſſen. Es ist wahrhaftig kaum zu glauben, wie sehr ein von allem Unkraute völlig reiner, blanker Erdboden um die Weinstöcke und Obstbäume herum, die geschwindere und edlere Reifung ihrer Früchte befördert.

4. Abmoosung.

Schon oben (May 10.) empfahl ich, jeden Obstbaum, dessen Gesundheit uns lieb ist, von allem Moose, womit sich sein Schaft von Zeit zu Zeit zu besetzen pflegt, durch Abwaschen zu reinigen. Dieses Abwaschen kann auch in gegenwärtigem Monathe geschehen, ja, wenn irgend unser Garten von solcher Beschaffenheit wäre, daß er die Erzeugung des Mooses vorzüglich begünstigte, (dergleichen

in

in kalten, nassen Bezirken zu seyn pflegt) so wäre es am besten, die gedachte Säuberung der Stämme sowohl im May, als auch in gegenwärtigem Monathe vorzunehmen. Ich weiß zwar, daß einige der Meynung sind, das Moos sey den Bäumen nicht schädlich, es beschütze selbige vielmehr vor der Kälte, deswegen brächte es die Natur am meisten auf kalten Districten, und zwar am häufigsten auf der mitternächtlichen Seite *) der Baumstämme hervor. Aber dies scheint mir doch unrichtig geschlossen, denn die Erfahrung lehrt, daß Bäume, die nur anders recht gesund sind, und in der rechten Lage gepflanzt stehen, selbst ohne alle Beyhülfe des Mooses alle Winterkälte tapfer überstehen, und also scheint dies, daß sich das Moos am liebsten auf kalten Gegenden um die Bäume legt, vielmehr so viel anzuzeigen, daß das Moos an und vor sich selbst die Kälte liebt, selbige also zu seinem eignen Bedürfnisse sucht, nicht aber in der Absicht, als wollte die Natur mittelst seiner den Bäumen Kleider anziehn, ihre Blöße gegen

*) Daher soll man, wenn man sich in einem Walde verirrt hätte, nur darauf Achtung geben, nach welcher Gegend hin das meiste Moos auf den Bäumen vestsitzt. Diese Gegend zeige uns den Nord oder die mitternächtliche Seite, und so hätten

gegen die Kälte zu decken. — Es bleibt dahero mein Rath, daß man alle Baummooſe, als ſchädlich *) vertilge, und niemalen dulde.

Bey jährlicher Anwendung des obem- pfohlnen Abwaſchens der Stämme wird man nie Urſache haben, über die zu häufige Entſtehung des Mooſes zu klagen. Hat man aber einmal einen Stamm vor ſich, der, durch Unwiſſenheit ſeiner bisherigen Beſitzer, recht heftig vermooſt iſt, (und zwar giebts Arten des Mooſes, die, wenn ſie ſich einmal während langer Jahre auf die Baumrinden beveſtiget haben, gar nicht gut wieder herabzubringen ſind) ſo brauche man ein ſtärkeres Mittel, das aber nicht oft an Einerley Baume gebraucht werden darf, weil es die Schaftrinde dürr machen würde, man ſcheure den Schaft oder Stamm recht tüchtig mit Kalkwaſſer ab; in

hätten wir zu unſrer Zurechtweiſung eine Art von Compaß an dem Mooſe.

*) Alle Baummooſe gehören zu den paraſitiſchen oder Schmarotzerpflanzen, d. h. zu denjenigen, welche ihre Nahrung nicht aus der Erde ſaugen, ſondern aus Pflanzenrinden, auf denen ſie einwurzeln. Kann wohl ſolch eine Ausſaugung der Rinde eines Gewächſes ohne deſſen Entkräftung und Schaden vor ſich gehen? Zudem befördern wir auch, wenn wir das Baummoos dulden, die Vermehrung ſehr vieler ſchädlicher Inſecten, als welche ihre Eyer und Brut hinter das Moos und in daſſelbe verbergen.

in kurzem wird alles Moos erstorben seyn, (denn Kalk, ingleichen Asche, sind ihm tödtlich, weil beyde die Kühlung oder Kälte, die dem Moose so erwünscht ist, ins Gegentheil verwandeln) und dann scheuert man den Stamm mit reinem Wasser wiederum blank, und rein vom Kalkwasser.

5. Maulwurf und Werre.

Haben wir, nach Anleitung des oben (August 6. 7.) ertheilten Raths, unser zur Baumschule oder Baumpflanzung bereitetes Land in einem fertigen, saubern Stande, so muß man nicht selten das Unglück erleben, dieses Land durch Maulwürfe und Werren durchwühlt und verwüstet zu sehen.

Um nun den Maulwurf hinwegzubringen, hat man der Mittel dermaßen viele im Umlauf, daß man in der That glauben sollte, nichts müsse leichter seyn, als seiner loß zu werden. Gleichwohl findet man, wenn man selbst Practicus wird, daß nur wenige Mittel zureichend, diese wenigen aber vortreflich sind. Ich will hier bloß diejenigen Hülfsmittel angeben, welche theils offenbar gut und zulänglich, theils wahrscheinlich-nutzbar, und daher noch weiter zu untersuchen sind 1) gute Fallen. Man hat deren verschiedene, die sehr gut und nützlich sind, inzwischen scheint doch vor allen

die zangenförmige Falle den Vorzug zu verdienen, denn sie fängt nicht allein vortreflich, sondern erfordert auch, um in der Erde aufgestellt werden zu können, nicht so viel Platz, wie die bisherigen Arten der Fallen. Man kann sie also weit bequemer auf Beete stellen, auf welchen man, weil man wünscht die auf dem Beete stehenden Früchte und Gewächse schonen zu können, nicht gern das Erdreich sehr breit aufgraben möchte. Kein Schriftsteller hat diese treffliche Falle besser beschrieben als der Herr Rath Seidel *). Er liefert in seiner herausgegebenen, ungemein wohl gerathenen Anleitung zum Spargelbau eine ausführliche Beschreibung von derselben, und da diese seine Anleitung in sehr wohlfeilem Preise steht, so wird sich jeder, welcher der leidigen Maulwurfsplage unterworfen ist, selbige sehr leicht (und zwar am liebsten nach der dritten Ausgabe vom Jahre 1786.) anschaffen können, um den ganzen Proceß daselbst ausführlich zu lesen.

Eine

*) Zwar hat auch Herr Heppe zu Nürnberg in seinem schätzbaren encyclopädischen Calender (und zwar im Jahrgange von 1779.) die nehmliche Falle nicht allein beschrieben, sondern auch einen Kupferstich davon mitgetheilt. Allein die Heppische Angabe hievon hat einige Fehler, um deren willen sie bloß mit Zuziehung der Seidelschen Verbesserung zu benutzen ist.

Eine andre Art von Falle hat Reichard im 5ten Theile seines Land- und Gartenschatzes beschrieben, und im Kupferstiche abgebildet. Sie ist vortreflich, aber minder bequem auf den Beeten anzubringen. — Auch in großen Kochtöpfen, die innerlich recht glatt glasurt sind, und die man queer vor den Maulwurfspaß dergestalt eingräbt, daß das Thier, wenn es auf seinem gewöhnlichen Paß fortlaufen will, hineinfallen muß, geht der Fang gut vor sich, und wenn ein Maulwurf in den Topf gefallen ist, (aus welchem er, der innern Glätte desselben wegen, nicht wieder heraus kann) so giebt er einen ängstlichen Laut von sich, auf welchen Laut nicht selten mehrere Maulwürfe den nehmlichen Paß hergelaufen kommen, und dann ebenfalls in den Topf hineinfallen. — Sonst ist es auch nicht ungewöhnlich dem Maulwurfe entweder bey früher Morgenzeit, oder auch am Tage, vornehmlich vor einem bevorstehenden Regen aufzulauern, und ihn dabey entweder durch eine Hacke, mit der man ihn heraus haut, oder durch einen Schrotschuß, mit welchem man, in dem er aufwirft, auf ihn schießet, darnieder zu legen. Man muß aber bey solch einem Aufpassen ausnehmend vorsichtig seyn, und sich also stellen, daß der Wind von dem Maulwurfe her auf uns zu, nicht aber von uns her auf dem Maulwurf streiche, sonst

wird sich nicht leicht ein solches Thier blicken lassen, sondern sich gewiß versteckt halten.

Uebrigens giebts noch einige vortrefliche Hülfsmittel gegen den Maulwurf. Diejenigen Nießwurzkugeln, deren Zubereitung ich unten (Novemb. 3.) angeben werde, sollen auch vom Maulwurfe gefressen werden, und wenn man sie fleißig hin und wieder in die Maulwurfspässe hinein wirft, (nachdem man jede Kugel vorher in einige Stücke zerschnitten) so soll man dadurch vollkommen von diesem Feinde befreyt seyn. Ferner behauptet man, daß es sehr gut sey, das abgeschnittne grüne Kraut des Corianders (Coriandrum sativum) oder auch eine kleine Hand voll von dem Saamen dieser Pflanze in die Maulwurfspässe zu stopfen. Der heftige Geruch dieses Corianders verscheucht, wie man gewiß versichert, die Maulwürfe ganz und gar. Zu gleicher Absicht wird auch anstatt des Corianders, Campher anempfohlen. Andern gefällt es, uns Erbsen in Essig gekocht, und dann in die Maulwurfslöcher geworfen, zu empfehlen.

Ich getraue mich keineswegs zu behaupten, daß die letztgedachten Hülfsmittel ohne Nutzen und Würkung wären, weil mir genugsame Beyspiele von Practikern bekannt sind, welche ungemein viel Gutes davon sagen.

Nichts-

Nichtsdestoweniger bin ich der Meynung, daß gute Fallen das allervorzüglichste Mittel gegen den Maulwurf sind, und weiß es aus eigner Erfahrung, wie glücklich man mit dem Fange sey, und wie rein man seinen Garten von Maulwürfen zu erhalten vermöge, wofern man im Besitze einer guten Falle ist, und sich durch wiederholtes Abpassen und Aufstellen die Handgriffe und Vortheilgen eigen gemacht hat, welche zur Maulwurfsfängerey gehören. Am allereifrigsten muß man den Maulwurfsfang im Merze und April treiben, denn je mehrere man zu dieser Zeit fängt, desto glücklicher verhindert man ja ihre Fortpflanzung, weil ein einziges Weibgen, das man fängt, nach wenigen Wochen schon sehr viele Junge ausgeschüttet haben würde. Vom Ende Aprils an oder zu Anfang Mayes geht die Hecke schon an, je mehrere wir also schon vorhero fangen oder tödten, um desto glücklicher vertilgen wir jung und alt zugleich. Zudem kann man auch die Bälge derer im Merze und April gefangenen Maulwürfe um etwas theurer verkaufen, als die von den später eingegangenen.

Nußkerne in Schierling (Conium maculatum, oder auch die Cicuta virosa) gekocht, und dann in die Maulwurfslöcher geworfen, soll, nach der Meynung sehr vieler alter und neuer Schriftsteller, ein untrügliches Tödtungs-

mittel für den Maulwurf seyn, es muß aber, (da diese Giftspeise nur 24 Stunden lang unter der Erde würksam bleibt, (wenigstens nicht später von dem Maulwurfe gefressen wird) in jeden Maulwurfspaß nach Verlauf von 24 Stunden ein neuer Nußkern geworfen werden. Einige schreiben statt Nußkerne (worunter ich das innerste der Hasel- und der welschen Nüsse, welches auch die Menschen zu speisen pflegen, verstehe) grüne welsche Nüsse, welches mir falsch ausgedrückt scheint, denn da der Saft in der grünen, äußern Schaale einer welschen Nuß entsetzlich herbe ist, so gäbe das gewiß keine Lockung für den Maulwurf ab; der eigentliche Kern aber, zumal gekocht, ist schon besser zu genießen, indem er ja Mandelnähnlich und öligsüß schmeckt.

Kleine Stückgen geräucherter Hering, in die Maulwurfslöcher geworfen, soll alle Maulwürfe tödten.

Wiegand im ersten Bande seines wohlerfahrnen Landwirths giebt eine Maulwurfsfalle an, von welcher man sehr viel Gutes sagt. Siehe auch Riems landwirthschaftlichen Unterricht.

Sonst ists auch sehr wohl gethan, wenn ein Gärtner sich gute Katzen hält, die ihm täglich durch seinen Garten streifen, und so zu sagen beständig im freyen Garten wohnen. Ich selbst habe mehrmalen wahrgenommen,

men, daß die Katzen vortrefliche Maulwurfsfänger sind.

Die Werre *) ist zwar kein vierfüßiges Thier, sondern lediglich ein Insect, aber der Schaden, welchen sie anrichtet, ist noch fühlbarer, als der, welchen ein Maulwurf anrichten kann. Letzterer genießt nichts als Regenwürmer, und thut an den Pflanzen keinen andern Schaden, als den, welchen er ihnen, indem er seiner Speise, nehmlich jenen Würmern nachjagt, durchs Umwühlen des Landes, wodurch er die Pflanzen manchmal entwurzelt, gelegentlich zufügt. Die Werre hingegen benagt die Pflanzen selbst, und beißt deren oft in einer einzigen Nacht ganze Beete voll zu schanden. Daher ist auch in den Gegenden, in welchen dieses, sogar dem Feldbaue äußerst nachtheilige, Geschöpf in Menge anzutreffen ist, das viel ausdrückende Sprüchwort unter dem Landmanne entstanden, daß, wenn auch selbst ein König über das Feld reitet, und sieht eine Werre auf demselben laufen, so müsse er absteigen, um sie zu tödten. — Um sie, (die nicht allein allerley Arten der Erdgewächse und

*) Ihre Beynahmen sind: Maulwurfsgrille, Erdkrebs, Werle, Reitwurm. Gryllus Talpa Linn. — Ein halb Loth Kiehn- oder auch Terpenthinöl unter einen ganzen Scheffel Saamen gemengt, und letztern dann ausgesäet, soll ihn aufs vollkommenste vor den Werren bewahren.

Pflanzen durchbeissen und zernagen, sondern auch wie ein junger Maulwurf das Erdreich durchwühlen und aufwerfen) glücklich zu vertilgen, soll man zu Ende Merzes ihren Farthen mit den Fingern nachgehen, und so lange nachforschen, bis man dabey auf ein Päckgen kommt, in welchem ihre Eyer liegen. Sobald man diese ansichtig geworden, zertritt man sie auf der Stelle, und verhindert dadurch ihre Vermehrung und Fortpflanzung. Um aber die alten Werren selbst aus ihren Farthen heraus zu bringen, soll man altes Oel oder alten Thran in diese Farthen gießen, dies soll, wenn es durch nachgegossenes Wasser bis an die Werren gelangt, letztere zwingen aus der Erde herauszusteigen, wobey man sie zertreten und umbringen kann. Auf Beeten und Quartieren, deren Saame, bevor man ihn ausstreute, mit Kienöl angemacht worden, sollen sie sich nicht einstellen, sondern diese Beete vermeiden. Macht man zu Anfang des Herbstes an sonnenreichen Gartenplätzen mäßige Gruben in die Erde, füllt selbige mit Pferdmiste aus, deckt sie oben wiederum ganz mit Erde zu, und eröfnet sie erst zu Ende des Merzes, so soll man da in dem Miste sowohl die alten Werren, als auch sehr große Parthien von Eyern in Menge beysammen antreffen, und mit Einemmale vertilgen können. Gärten und Felder die mit Pferdemist gedüngt wer-

den,

den, sind den Werren die liebsten, worgegen der Schweinemist ihnen zuwider seyn soll. Sonst wird auch behauptet, es vertreibe der Schwefelbalsam (welches eine, in Apotheken zu habende, Zusammenschmelzung von Schwefel und Oele ist) die Werren von den Beeten. Man soll an verschiednen Orten des Beetes kleine Töpfe eines Spatens tief in die Erde graben, in jedes Töpfgen müssen 20 bis 30 Tropfen von jenem Balsam geträufelt, und über das Töpfgen ein umgekehrter Wasen, oder ein Bretgen gedeckt, über solches aber die Erde wieder, dem Beete gleich, herangezogen werden. Auf Feldern soll man auf einen Morgen landes 20 bis 30 solcher Töpfgen eingraben, und zwar in ziemlich gleicher Entfernung auseinander.

Weinmonath oder October.

1. Baumschulen anzusäen oder anzupflanzen.

Man hat vornehmlich dreyerley Weg zu denjenigen jungen Stämmgen, die uns eine Baumschule ausmachen, zu gelangen.

A. Man holt die kleinen Wildlinge aus den Waldungen. So gehen z. B. aus den ausfallenden Kernen der Holzbirnen und Holzäpfel, Birnen- und Aepfelwildlinge in den Gehölzen von selbst auf, und wenn man diese aus letztern herausholt und in die Baumschulen, um sie in selbigen heranzuziehen und zu veredeln, pflanzt, so erlangt man Obstbäumgen, die nicht zu verachten scheinen. Sie sind unterdessen doch selten viel werth, und kommen denjenigen keinesweges bey, die von Jugend auf in einer regelmäßigen Baumschule erwachsen sind. Gemeiniglich gehen diese Waldstämmgen mitten in dem dicken Gesträuche der Waldbäume und Sträucherarten auf, diese Bäume und Sträucher sowohl als auch die großen Unkräuter und Heidegräser verdämpfen ein solches Stämmgen von dem ersten Jahre seines Lebens an. Diese Verdämpfung ist Ursache an einem elenden,

kränk-

kränklichen und dermaßen langsamen Fortwuchs, daß man sicher rechnen kann, ein solcher junger Stamm sey gerade noch einmal so alt, als ein eben so großer aus einer gepflegten Baumschule. Lehrte uns nun die Erfahrung, daß dergleichen Bäumgen, wenn wir sie, aus den Waldungen weg, in bessere Pflege bringen, von da an um so viel munterer wüchsen, so wäre es gar gut, und sie könnten ihren vormals so langsamen Wuchs hierdurch gar balde einholen. Allein es zeigt die Erfahrung vielmehr dies, daß dergleichen Waldstämmgen zeitlebens und bis an ihren Tod verbuttete Krüpel bleiben. Oft wird dabey noch gar ihre Rinde schwarz und brandig, welches ein nicht selten unheilbares Uebel ist, woferne es nicht nach dem Gebrauche folgendes Mittels außenbleibt. Dieses Mittel besteht darinnen: Man schneide die ganze Schaale, so weit selbige brandig ist, herunter, jedoch mit gebührender Vorsicht, um nicht das unter dieser Rinde liegende Holz zu verletzen. Hierauf schlage man um die entblößten Schaftsstellen die auf große Wunden gewöhnliche Gärtnersalbe (frischer Kuhfladen mit drunter gerührten naß durchkneteten Lehm- oder Leimenerde) und einen, alles wohl umschließenden, Lappen. Wächst nach dieser Salbe eine neue, gesunde Rinde, so ists ein Glück, und der Baum wird gesund.

B. Man

B. Man nimmt die aus den Wurzeln der Johannis-, oder Paradiesäpfel, der Hundspflaumen, der sauern Kirsch- der Quittenstämme u. d. gl. austreibenden jungen Sprossen, wenn sie bewurzelt sind, ab, pflanzt diese, als einzelne Bäumgen in die Baumschule, veredelt sie, und zieht auf solche Weise (gewöhnlich nur im Zwergzuge) aus jedem einen Obstbaum. Diese Methode gefällt mir nicht, so gewöhnlich sie auch ist. Vors erste werden dergleichen Wurzelsprossen niemalen so dauerhafte noch auch so hohe und große Bäume geben, als die Kernstämme hoch und dauerhaft werden; vors zweyte haben auch alle, auf Wurzelsprossen veredelte, Obstbäume den häßlichen Fehler an sich, daß sie zeitlebens abermals Wurzelsprossen austreiben, weil der Wildling, auf welchem sie stehen, selbst einst eine Wurzelsprosse seines Mutterstocks war. Man hat deshalben beständig Ursache, sich mit Ausradung der Wurzelsprossen an dergleichen Obstbäumen zu beschweren, denn wollte man jene nicht ausraden, so würden sie dem Baume, da sie der Wurzel näher stehen, gewaltig viel Nahrungssäfte wegstehlen, auch das Ansehen eines solchen Baumes merklich schänden, als welcher ja unten nicht in einem Gestrüppe von Reisern stehen darf.

C. Es bleibt dahero die Erziehung der jungen Obstbäume durch den Weg des Aus-

Aussäens ihrer Kerne in eine regelmäßige Baumschule die allerherrlichste und beste Erziehungsart. Bey ihr wachsen die Stämmgen von ihren ersten Jahren an unter unsern Augen auf, also daß wir beständig aufs genaueste wissen können, was wir eigentlich an denselben haben oder nicht haben. Ich bleibe dieserhalben von jetzt an lediglich bey dieser besten dritten Art der Auferziehung stehen.

Die Steine und Kerne, deren man nun solchergestalt um eine Baumschule anzulegen, benöthiget ist, erlangt man auf verschiedne Art: 1) indem man beym Verspeisen der guten eßbaren Früchte ihre Kerne einsammelt; 2) indem man, wenn das Obst zerschnitten und gebacken (gewelkt, gedörrt) wird, um in der Haushaltung auf die obstleere Zeit aufgehoben werden zu können, jedem solchen Viertel, worein bey dieser Operation die Früchte zerschnitten zu werden pflegen, seinen Grebs (Kernhaus, Kernbehälter) absonderlich herausschneidet. Auf solche Art bekommt man, woferne man sich zumal auch noch mit andern, die ebenfalls Obst in ihre Haushaltung oder zum Verkaufe schneiden und welken, vereinigt, eine gewaltige Menge Grebse, aus denen die Kerne sehr leicht herauszunehmen sind. Es muß nur jeder, welcher das Obst auf solche Weise zerschneidet, einen solchen Schnitt führen, der die Frucht zerschneidet, ohne die

Kerne

Kerne zu verletzen; 3) indem man wilde Früchte (Holzäpfel, Holzbirnen ꝛc.) einsammelt, selbige auf einander hinwirft, bis sie verfaulen, alsdann in einen Kübel voll Wasser schüttet, und durch tüchtiges Umrühren mit einem Prügel zerquetscht, welches bey bereits faul gewordnen Früchten sehr leicht ist. Diesen ganzen zermarschten Brey läßt man dann, nachdem er einige Tage lang, bis daß er oben einen weissen Schaum zeigt, gegohren hat, durch ein Sieb laufen, da denn, durch vieles zugegoßnes Wasser und Zerdrücken oder Zerreiben alles Fleisches mit den Händen, sämtliches Fleisch als eine Brühe durchläuft, und nichts als die ganz reinen Kerne im Siebe zurück bleiben, welche man denn heraus nimmt, trocken werden läßt, und bis zur Aussaat verwahret; 4) wer Apfelwein (Cyder) verfertigt, kann sich der Trebern dieser Früchte, in welchen gewaltig viele Kerne, die das Auspressen meistens unbeschädigt überstanden haben, stecken, bedienen. Er wirft diese Trebern ins Wasser, rührt alles wohl um, und schlägt es eben so durch ein Sieb, um die reinen Kerne zu bekommen; 5) indem man die Kinder der Gärtner und Bauern, durch kleine Belohnungen die man ihnen ertheilt, zu seinen Mitsammlern macht. Diese verschaffen uns oft schon allein sehr große Quantitäten. Man muß aber darauf sehen, daß sie

uns

uns keine solchen, die schon über ein Jahr alt sind, bringen, denn man glaubt bis jetzt durchgängig, daß die ältern Obstsaamen zur Aussaat minder tauglich wären. Ich will nicht entscheiden, in wie fern diese bey den Steinen sehr richtige Meynung auch bey den Kernen gegründet sey, weil ja wohl noch niemand befriedigende Beweise darüber beygebracht hat, inzwischen trete ich selbiger um so viel williger bey, da es offenbar naturgemäß ist, einen Saamen gleich dann zu säen, wenn er seine Reifung hat, und nicht erst nach längerer Zwischenzeit.

Belangend die Frage, ob man zahme oder wilde *) Obstkerne säen solle? so kann selbige gewiß nicht besser beantwortet werden, als dadurch, daß man den Rath giebt von beyden zu säen. Es lehrt nehmlich die Erfahrung einen Jeden, der sich mit Baumgärtnerey beschäftigt, daß die aus zahmen Kernen entspringenden Obstbäumgen (unter gehöriger Veredlung) zeitigere Früchte tragen, als die aus wilden Kernen erwachsenden. Ferner werden sie auch nicht so stark von Holz und Crone

*) Zahme Kerne heissen die aus veredeltem, guten süßen Obste genommenen. Wilde hingegen diejenigen Kerne, welche man von den unveredelten Fruchtbaumarten, z. B. von den Holzäpfeln und Holz- oder wilden Birnen bekommt.

Crone als die, welche aus den wilden Kernen kommen. Jeder sieht demnach, daß sich diejenigen Bäume, welche man aus wilden Kernen erzieht, am besten zu den hochstämmigen Bäumen schicken, hingegen die auf zahmen Wildlingen zu **Zwergbäumen.** Denn bey hochstämmigen Bäumen ists allemal ein Fehler, wenn ein Baum schwach von Holz und Crone bleibt, und sich schon in jungen Jahren, wo er noch gar keine Frucht geben, sondern sich lediglich ein recht stammhaftes, mächtiges, der Zeit trotzbietendes Wachsthum anschaffen sollte, mit dem Fruchttragen einläßt. Eben so sehr ists aber im Gegentheil bey den Zwergbäumen unangenehm, wenn sie (es müßten denn Buschbäume *) seyn) so gewaltig ins Holz treiben, daß die Stelle, welche man ihnen einräumt, bey weitem nicht zulangt, sondern sie, auf eine verstellende, häßliche Weise, weit drüber hinaus wachsen, und

*) Buschbäume heissen diejenigen Zwergbäume, welche nicht an einem Mauerspalier, sondern frey auf einer Rabatte stehen. Sie haben bloß in den ersten Jahren ihres Zwergzugs ein kleines Spaliergen (an welchem stehend sie das Contre Espalier ausmachen) hinter sich, solches wird aber hernach weggenommen. Dergleichen Bäume können nun sowohl in die Höhe hinaus, als auch in die Breite ohne alle Einschränkung wachsen, und bey ihnen gereicht ein reichliches Holz mehr zur Zierde, als zur Verunzierung.

und ein unordentliches Holzgewirre präsentiren. Bey einem Zwergbaume also sieht mans lieber, wenn er, verhältnißmäßig, klein bleibt, man betrachtet ihn, möchte ich sagen, mehr als eine Obsttragende Pflanze, worgegen man an den hochstämmigen Bäumen wahre, kraftvolle Bäume haben will. — Solchemnach müssen wir, um in unsrer Baumschule sowohl Zwerg- als auch hochstämmige erziehen zu können, sowohl zahme als auch wilde Kerne stecken.

Einer, der wilde Kerne sammelt, hat nur dahin zu sehen, daß er die Geschlechter nicht durch einander wirft, d. h. z. B. nicht Aepfelkerne unter die von Birnen. Wer aber zahme Obstkerne sammelt, muß diese Genauigkeit noch höher treiben, letztere muß sich nehmlich auch auf die Arten oder einzelnen Obstsorten erstrecken. Man muß folglich, um ein Beyspiel zu geben, nicht etwa die Kerne von Reinettenäpfeln unter die aus Calvillenäpfeln genommenen Kerne werfen, sondern beyde in eigne Papiere thun, auf welchen ganz deutlich der Nahme der Sorte geschrieben werden muß. Was hat aber, dürfte Einer fragen, dies für einen Nutzen? es werden ja doch aus allen den Kernen wilde Stämme, und müssen doch alle noch mit gutem Holze veredelt werden. Dies räume ich völlig ein, allein eben zu dieser dereinstigen Veredlung

wird es eine äusserst vortheilhafte Hülfe seyn, wenn wir, zu der Zeit noch, in welcher wir nun eben zur Veredlung schreiten wollen, uns in dem Stande befinden, mit voller Gewißheit sagen zu können, diese Reihe von Wildlingen entsprang aus Calvillenkernen, jene aus Reinettenkernen, die andre dort aber aus Kernen von der Butterbirn ꝛc. denn die Erfahrung hat es überflüssig bewährt, daß alle Veredlungsarten alsdann am glücklichsten anschlagen, wenn das Veredlungsholz (z. B. das edle Pfropf- oder Copulierreis, oder das Oculir-Auge) mit dem Wildlingsholze in recht naher Verwandschaft steht. Kann nun aber wohl eine nähere Verwandschaft gedacht werden, als die, wenn man, um nur ein Beyspiel zu geben, ein junges Baumstämmgen, welches aus dem Kern einer Bergamottenbirn erwuchs, auch hinwiederum zu seiner Zeit mit Bergamotte bepfropft, oder oculirt? Hier gesellt sich ja aufs äußerste gleich und gleich, und die Würkungen müssen nothwendig die erwünschtesten seyn. Es scheint mir sehr zuverlässig, daß nicht allein eine solche Veredlung ungleich leichter und geschwinder anschlägt, als außerdem, sondern daß auch noch zweyerley Vortheile, ein gewisser und ein wahrscheinlicher, daraus entspringe. Der gewisse Vortheil ist der, daß man auf diesem Wege lauter schöne, egale Stämme bekommt. Pfropft

man

man nehmlich nach der entgegengesetzten, gewöhnlichen Art, (vermöge deren man sich weiter gar nicht um dieses äußerste Gleich und Gleich, sondern bloß darum bekümmert, daß nur nicht gar Aepfel auf Birnen, oder Birnen auf Aepfel kommen) so bekommt man nicht selten Bäume, die an ihrem Stamme zweyerley, gegen einander häßlich abstechende, Stärke oder Dicke haben, indem sie entweder unter der Pfropfstelle dünn, und auf einmal über derselben sehr dick sind, oder umgekehrt unter der Pfropfstelle sehr dick, und von letzterer an auf einmal unbegreiflich dünn. Dieser Uebelstand hat seinen Ursprung in der gar zu ungleichen Beschaffenheit der beyden Rinden und Hölzer (des Wildlings nehmlich und des Pfropfreises). Pflegt z. B. das Holz derjenigen Obstsorte, von welcher das Pfropfreis genommen ist, dicht und hart zu wachsen, das Holz des bezweigten Wildlings hingegen mehr schwammig und dick, so ists ja ganz natürlich, daß, wenn hernach, durch die Pfropfung, beyde zusammenwachsen, das Holz des Wildlings allemal außer allem richtigen Verhältniße gegen das Holz des Reises in der Dicke zunehmen werde. Pflegt hingegen des Wildlings Holz nur wenig zuzunehmen, und man pfropft darauf ein Reis von geringerer Härte und mehrerm schwammigen Wuchs, so wird der Baum, lächerlicherweise, über der

Pfropfstelle dicker seyn, als unterhalb derselben an der Erde.

Der andre bloß wahrscheinliche Vortheil, den uns die Befolgung des angegebenen Vortheils verschaffen könnte, besteht darinnen, daß, wenn erst dessen Beobachtung allgemein würde, sie vielleicht ein Mittel gäbe, bey dessen Anwendung alles Veredeln der Kernstämmgen entbehrlich würde. Wer weiß, ob nicht, wenn man z. B. einerley Obstsorte 100 Jahre lang lediglich dergestalt erzogen hätte, daß man in jeder von ihr gemachten Generation die aus ihren Kernen erwachsenden Bäumgen bloß mit ihren Reisern bezweigte, ob nicht dann, sage ich, diese Sorte dergestalt in sich selbst einbevestiget würde, daß man hernach, (wenn jene Jahre verlaufen, und während derselben recht viele, unvermischt an einander gekettete, Generationen also gemacht worden wären) nichts weiter zu ihrer fernern Erzielung zu unternehmen nöthig hätte, als allein das Ausstecken ihrer Kerne, ohne darauf folgende Veredlung derer aus letztern kommenden Stämmgen.

Rechnen wir nun hierzu noch das, daß uns die Befolgung dieses Vortheils lauter solche Bäume verschafft, welche in sehr frühen Jahren auch sehr willig und reichlich Frucht tragen, und sich dieserhalben, wenigstens zu Zwergbäumen, außerordentlich empfehlen,

so

so werden wir ja wohl einsehen, daß man uns das Sortiren der Kernarten und das Sortenweise Ausstecken *) derselben mit großem Rechte anpreise.

Was nun die Quantität der (gesamten, wilden und zahmen) Kerne anlangt, welche wir in der Baumschule aussäen müssen, so beruht sie auf eines Jeden Plan und Absicht, ob er nehmlich seine Baumschule nur klein haben, oder gegentheils ins Große treiben wolle. Ist das letztere bey ihm der Fall, so ist gar sehr zu rathen, daß man ja nicht zu zeitig glaube, als hätte man schon eine sattsame Menge von Kernen. Jeder, der sich mit diesen Dingen persönlich abgegeben hat, weiß es aus Erfahrung, wie täuschend es ist, wenn

*) Man muß die Reihen, in welche man die einzelnen Obstsortenkerne steckt, mit eben so großer Vorsicht vor aller Verwechselung mit andern Reihen verwahren, als man bey Einsammlung dieser Kerne auf die Papiere, in denen man sie aufhob, verwandte. So wie man nun letztere durch deutliche Aufschriften verwahrte, also müssen wir bey den Baumreihen durch beygeschlagene numerirte Pfähle, deren Nummern und Zeichen wir uns in deutliche Register oder Catalogen eintragen, gedachter Verwechselung und unsrer Vergeßlichkeit zuvor kommen. Auf solche Art kennen wir jedwedes Stämmgen nach seiner ganzen Art und Abstammung zu allen Zeiten.

man einen ansehnlichen Kernhaufen, nach den einzelnen Kernen, die er enthalten mögte, durchs bloße Augenmaas taxiren will. Gemeiniglich macht man sich von solch einem Haufen eine sehr übertriebene Vorstellung, und wenn es dann zum Säen kommt, so langt der Vorrath, der erst so groß scheinen wollte, doch ganz und gar nicht weit. Es ist dahero nöthig, sich hierinnen vorzusehen, und erst eine Berechnung anzustellen, die uns sichrer führt, und uns offenbar darthut, ob wir sattsame Kerne vorräthig haben, oder wie viel uns noch fehle.

Auf einem Stück Landes, das wir, um ein Beyspiel zu geben, als zur Baumschule bestimmt, allhier annehmen wollen, und welches 160 Ruthen, jede à 16 Fuß, in sich begreift, können zu gleicher Zeit Neunthalb Tausend junge Obstbäumgen herangezogen werden. Diese zu bekommen, müssen wir also, weil doch auch taube Kerne mit unter laufen, und weil auch mit unter einige in der Erde verderben, Neuntausend Kerne haben. Diese alle abzuzählen, wäre eine kläglich ermüdende und Zeit verderbende Arbeit, wir müssen es dahero also machen: Man zähle hundert einzelne, recht vollkommene und gesunde Kerne ab, dieses ist bald geschehen; man lege sie in eine Wagschaale, und lege hierauf von dem übrigen Kernhaufen so viele Kerne in die andre

Wag-

Wagschaale, bis sie dem abgezählten Hundert gleich wiegen. Nun hat man 200 Kerne. Diese thue man zusammen in die eine Wagschaale, und fülle die andre so lange, bis es abermals gleich wiegt. Beyde Schaalen zusammen geben uns nunmehro 400 Kerne. Legen wir diese 400 abermals zusammen, und wägen in der andern Wagschaale eine, ihnen gleich wiegende, Kernzahl ab, so giebt uns dieses eine Zahl von 800 Kernen, und bey diesem Verfahren bekommen wir, wenn wir es so lange fortsetzen, bis 9000 Kerne abgewogen sind, in größter Geschwindigkeit die völlige Gewißheit über den eigentlichen Gehalt unsers Kernvorrathes, und sein Verhältniß gegen unser Bedürfniß, ohne daß wir nöthig hätten, uns mit einem langen Abzählen der einzelnen Kerne zu quälen. Das Abwägen giebt uns zwar vielleicht einige Schock Kerne zu viel an, wenn wir es aber mit gehöriger Genauigkeit vornehmen, so wird es doch hiermit nicht viel zu bedeuten haben, und was bedeuten hundert Kerne bey einer solchen Aussaat im Großen? — Nach dieser Berechnung wird es nun jedem leicht seyn, den Auswurf auf seine eigne Baumschule zu machen, und hiernach zu bestimmen, wie viel Kerne er in seiner Baumschule haben, und wie er sie abzählen müsse.

Wenn man nun aber eine Baumschule anlegen will, so hat man nicht gleich in dem ersten Jahre den ganzen zu dieser Baumschule bestimmten Platz vonnöthen. Denn da die Bäumgen in dem ersten Jahre nach der Aussaat auf den Saamenbeeten ziemlich dick und nahe beysammen stehen bleiben, so würde es ja unnütz seyn, das übrige Baumschulenland, während dieses Jahres unnütz liegen zu lassen, man nehme also bloß so viel Land zur Aussaat der gesetzten Kernzahl, als vonnöthen ist, um letztere (indem man sie in solcher Austheilung ausstreckt, als ich gleich hernach angeben werde) so eben unter, das heißt, in die Erde zu bringen. Alles übrige, für unsre Baumschule bestimmte, Land können wir vor jetzt noch missen, denn erst nach einem Jahre (wo wir die Bäumgen von den Saamenbeeten, wo sie ziemlich dick beysammen stehen, wegnehmen, und weitläuftiger aus einander setzen müssen) brauchen wir selbiges beynahe ganz und gar.

Wie die Steine und Kerne der Obstarten bis zum Tage der Aussaat aufbewahrt werden sollen, das habe ich schon, da es ein keineswegs zu übersehendes, sondern wichtiges Stück ist, weiter oben (Junius 7. Jul. 2.) ausführlich angezeigt. Nunmehro zur Aussaat selbst, die vom Anfange des Octobers an, bis zur Hälfte des Novembers vorgenommen werden muß. Man wähle sich, da man,

wie

wie gesagt, zu dieser Aussteckung einen vollen Monath lang Zeit hat, recht angemessene, das heißt solche Tage zu derselben, an welchen die Erde mehr trocken, als naß ist. Denn die Kerne in ein von vielem Regen nasses Land hinein zu schmieren, ist eine schlechterdings verwerfliche Methode, und zeigt allemal von Unwissenheit des Gärtners, der nicht weiß, daß solche Aussaaten selten von gutem Erfolge begleitet werden. Zudem handthiert sichs ja auch viel bequemer in trocknem, als in schmierigem Lande.

Daß letzteres schon einige Monathe vor der würklichen Anlage einer Baumschule müsse zubereitet worden seyn, habe ich schon oben (August 6.) erinnert. Jetzt also, wo man zur Aussteckung selbst schreiten will, genießt man die Bequemlichkeit, ein bereits vollkommen zubereitetes, reines, lockres Land vorzufinden, das sich seit der letztern Umarbeitung schon wieder gesetzt hat, worgegen auf solchen Beeten, die man erst in den Tagen, wo man auch schon säen will, umgearbeitet hat, und auf welchen folglich dir Erde noch gar nicht Zeit gehabt hat, sich zu setzen, die ausgesteckten Kerne hohl und ungewiß, zu tief oder zu seicht zu liegen kommen.

Das zu besäende Fleck muß vorher einigermaßen eingetheilt werden, damit es eine Gestalt bekomme, in welcher man es bequem

beschicken kann. Es in sehr viele Beete zu theilen, gefällt mir nicht, denn dadurch büßt man sehr viel Land (als welches, die Wege zwischen diesen Beeten abzutreten, drauf geht) ein. Man mache daher wenig Beete, jedes so lang, als es der Platz erlaubt, keins aber über 3 gute Ellen breit. Macht man sie breiter, so ists hernach nicht wohl möglich, sie (bey Verrichtung des den jungen Stämmgen so überaus nothwendigen Ausjätens, welches in den ersten 2 Jahren, wo die Bäumgen so klein und schwach sind, auch so nahe beysammen stehen, nothwendig mit der Hand, nicht aber mit der Hacke geschehen muß) von beyden Seiten her zu überlangen, man würde sich folglich genöthiget sehen, um die mitten auf den Beeten stehenden Unkräuter auszuraufen, in die Beete hinein zu treten, wobey den Bäumgen leicht Schade geschieht, wenigstens die Erde zwischen ihnen auf eine nachtheilige Art hart gemacht wird.

Die Steine und Kerne nun auf diese Beete zu legen, müssen wir auf jedem Beete Gräbgen ziehen, gerade so tief, als man sie, wenn man Gurkenkerne stecken will, zu machen pflegt. Jedes dieser Gräbgen muß einen guten Fuß breit von dem andern abstehen. In diese Gräbgen nun lege man die Kerne, gerade wie man Gurkenkerne legt, einen neben den andern, doch nicht so dick, daß nicht

beständig zwischen zwey Kernen Daumensbreit Zwischenraum leer bleiben sollte. Daß man bey diesem Kernstecken niemalen Verwechselung der Kernsorten, vielweniger dieses geschehen lassen solle, daß die Saamen von ganz diversen Arten, z. B. Apfel- und Birnenkerne oder Kirsch- und Pflaumen ꝛc. Steine durch einander kämen, habe ich schon oben erinnert. Man muß zu mehrerer Gewißheit jedes Gräbgen, gleich, wenn man es gezogen hat, mit derjenigen Nummer, welche der Obstsorte, deren Kerne wir in dieses Gräbgen legen wollen, von uns zugetheilt worden ist, bepfählen und bezeichnen, dann erst auch alsobald die Kerne legen, und hierauf die Furche wiederum mit der Erde füllen. Auf diese Art werden die Kerne, nicht über zwey Finger dick *), mit Erde bedeckt, und das besteckte Beet wird wieder gleich und eben werden. Letzteres zu befördern, pflegen einige das besteckte Beet mit dem Rechen (Harken) klar zu machen und glatt zu ziehen, dieses ist aber nicht zu billigen **), denn, wenn hernach solch klar

*) Steine muß man ein wenig tiefer stecken, als die Kerne, auch etwas weiter aus einander.

**) Ein anders ist, wenn man die Obstkerne im Frühlinge säet, da muß man bey dieser Bestellung den Harken ja nicht vergessen, zumal wenn man so thörigt gewesen wäre, das Saamen-

klar gemachtes und dicht auf einander schliessendes Land die viele Winterfeuchtung bekommt,

menbeet nicht schon im vorigen Herbste, sondern erst in eben der Frühjahrszeit, in welcher man auch schon säen muß, zu dieser Bestellung umzugraben. Ein solches, leider erst im Frühjahre gegrabnes Land, das gleichwohl, weil es nicht zu den nassen Ländern gehört, schon im Herbste hätte gegraben werden sollen, kann durch nichts mehr gegen die, sonst unvermeidliche, nachtheilige Austrocknung, die das Keimen jeder darauf bestellter Sämerey entsetzlich behindert, verwahrt werden, als wenn man es noch im währenden Umgraben, sobald ein nur einigermaßen beträchtlicher Theil desselben umgegraben ist, alsobald tüchtig überharkt, denn hierdurch bringt man die Schollen und Klösse sämmtlich ins Milde und Klare, und befördert die Wiedervereinigung und das abermalige Aneinanderschließen der Erdtheilgen, ohne welches die Feuchtung in der Erde so geschwind verdunstet und wegkommt. Auch nach der Ausstekkung der Kerne selbst muß man abermals die Beete wohl überharken, auch mit verkehrtem Rechen, folglich mit dem Rechenbalken oder dem Schaufel- (Schippen-) Eisen brav auf die Erde klopfen, damit sie sich ja in Zeiten setze, denn thut sie dies nicht, so liegen unsre Kerne hohl in derselben, und fallen da theils zu sehr in die Tiefe zwischen die Erdschollen hinab, (in welcher Tiefe sie nie zu keimen, sondern theils zu verfaulen, theils auch wohl Jahre lang ohne zu keimen liegen zu bleiben pflegen) theils gehen sie doch äußerst ungleich und höchst spät auf.

kommt, so wird es vollends dermaßen zusammenschließend, daß es wie ein frisch gestrichner Lehmziegel zusammen bäckt, und bey nachheriger Trockniß des nächsten Frühjahrs eine übers ganze Beet fortgehende Erdrinde (Rufft) bekommt, unter welcher, wenn die Regen, die selbige zu zerweichen im Stande sind, zu lange aussenbleiben, gar mancher keimender Kern ersticken muß. Man begnüge sich also, bey jener Bestellung der Beete, die gezognen Gräbgen, indem man die aus ihnen gezogene Erde mit einer kleinen Hacke wiederum hinabstößt, zuzufüllen, ohne daß man den Harken zu Hülfe nähme. Beym Einlegen der Kerne hüte man sich sehr, niemals keine außen aufs Beet, noch etwa auf den Weg fallen zu lassen, denn dergleichen liegen bleibende Kerne werden hernach von Mäusen bemerkt, und letztere gerathen drüber nicht selten auch den gesteckten Kernen auf die Spur, welches nicht genug vermieden werden kann. — Zeigen sich jetzt hin und wieder bey den Beeten Mäuselöcher, so sey man gleich auf Vertilgung dieser schädlichen Thiere bedacht, wozu im folgenden Monathe sattsame Anleitung ertheilt werden wird.

Hierauf hat man nun weiter nichts an den Saamenbeeten zu thun, bis der Februar zu Ende geht, und der, ganz eigne, Hauch der Merzluft anfängt sich verspühren zu lassen.

Diese

Diese Merzluft pflegt nehmlich gewaltig viel austrocknendes zu haben, und da die Beete von der, mehrentheils sehr reichlichen, Winternässe durchdrungen, und gleichsam von ihr in sich selbst zusammengeschwemmt sind, so dörrt sie jene schlimme Luft in dieser Lage dergestalt aus, daß die oberste Rinde so hart, wie getrockneter Leim wird, welche Erdrinde man, wie ich nur so eben erwähnte, eine Rufft benennt. Die Entstehung dieses, dem leimigten und schweren Boden vorzüglich eigenen, Rufftes zu verhindern, oder vielmehr selbigen, wenn er nun einmal schon vorhanden ist, weich zu erhalten, damit die unter ihm liegenden Gesäme durch ihn hindurch und empor keimen können, pflegen einige die Beete vom Anfange des Merzes an, sobald oben die Erdkruste trocken und vest werden oder aufreissen will, mit der Gießkanne zu übersprützen. Diese Durchfeuchtung ist, (wenn sie nur nicht zu einer Zeit geschieht, wo die Sonne das zu begießende Beet bescheint, denn da würde letzteres beym Begießen noch rufftiger als zuvor) nicht zu verachten, weil sie aber doch nicht leicht genug thut, man auch die jungen Bäumgen nicht gern ans Begießen gewöhnt, so ist sie eben nicht zu empfehlen. Ungleich empfehlenswerther ist die **Beschattung** des Landes, als das beste Hülfsmittel gegen den Rufft. Hier meyne ich aber keine solche

Beschattung, da man z. B. laden oder Bre-
ter vor die Beete bevestigt, welche den Son-
nenschein von letztern abhalten sollen; dergle-
chen Beschattung wäre zwar auch gut gegen
den Rufft, sie brächte aber zugleich den Nach-
theil, daß auf solch einem Beete, weil es,
wegen gänzlich von ihm ausgeschlossener Son-
ne, sich gar nicht durchwärmte, die Kerne
merklich später aufgehen, folglich sehr zurück
bleiben würden. Wir müssen also eine Be-
schattung erwählen, die zu gleicher Zeit sowohl
verhindert, daß die Sonnenstrahlen nicht so
auf die Oberfläche unsrer Beete treffen kön-
nen und die doch der Erwärmung dieser Bee-
te durch die Sonne gar keinen Eintrag thut.
Und da können wir denn keine bessere, als dies
erwählen, daß wir das ganze besäete Beet
mit Spreu *), zerriebenen Roßäpfeln **)
oder

*) Unter dieser Spreue darf sich nur kein Un-
krautsgesäme, als welches sonst hernachmals
haufenweis auf den Beeten aufgehen würde,
befinden.

**) Roßäpfel ist der Auswurf der Pferde, der,
wie er aus dem Darmkanal der Pferde fällt,
gesammelt und noch nicht mit Strohe vermischt
worden ist. Kehrt man diese Roßäpfel einige
Wochen lang in den Pferdeställen absonderlich
zusammen und läßt sie im Stalle oder in einem
Schuppen auf einem Haufen, unter fleißigem
Umwenden, trocken werden, so kann man sie

oder kurzem Wirrstroh, oder mit leichtem langzettligen Pferdemist bedecken. Es sind aber hieben noch 2 Vortheile wohl zu beobachten. Vors erste müssen wir diese Bedeckung niemals dicker auflegen, als nur so dick, daß das Land so eben belegt und von aussen nicht mehr zu sehen sey. Wollten wir sie dicker auflegen, oder eine schwere, veste Bedeckung erwählen, so wäre voraus zu sehen, daß die Keime der drunter liegenden Gesäme ohnmöglich durchstechen, noch zur Erde heraustreiben könnten. Vors zweyte müssen wir diese Decke zeitig im Frühjahre gebrauchen, denn wenn wir sie erst dann auflegen, wenn der Rufft schon entstanden, folglich alle Winterfeuchtung bereits aus der Oberfläche der Erde herausgesogen ist, so kommen wir ja zu spät.

Gehen nun die Bäumgen auf, so haben wir in diesem ihren ersten Lebensjahre weiter nichts mit ihnen vorzunehmen nöthig, als allein dies, daß wir schlechterdings kein Unkraut um sie herum aufkommen lassen. Diese Sorgfalt ist ganz ausserordentlich nothwendig und ohne selbige verbutten die Bäumgen vom

hernach in Säcke füllen und aus letztern mit der Hand über die Beete, die gerade recht naß vom Regen seyn müssen, (damit sichs besser auf die Erde anheftet) als eine Spreu zerpülvert ausstreuen.

ersten Lebensjahre an und legen den Grund zu einem lebenswierigen Kränkeln. Wollen wir ihnen recht viel zu Gute thün, so dürfen wir nur sowohl etlichemal im Frühlinge und Sommer, als auch einmal in jedem October, bey gerade recht trockner Erde und am liebsten gleich vor einem bevorstehenden Regen, die Erde zwischen den Reihen der Stämmgen durch ein ganz kleines Häckgen, oder bloß mit einem stumpfen Messer tüchtig, doch ohne die Wurzeln zu verletzen, umwenden und auflockern. Schon oben (August 6.) zeigte ich, welche ausserordentlich gedeyhliche Würkungen dieses Verfahren auf den muntern Fortwuchs aller Pflanzen äussert, und wie reichlich dann der Regen nährt und das Land sich verfeinert.

Es haben einige die Gewohnheit, daß sie zwischen die Reihen der kleinen Bäumgen allerley Küchengewächse pflanzen, um einen reichern Nutzen von den Beeten zu ziehen. Dieses Verfahren hat mir, weil es den Bäumgen die Nahrung entzieht, niemalen gefallen wollen und ich habe es niemals in meinen Baumschulen eingeführt gehabt. Das einzige Küchengewächs, das fast gar keine Nahrung einsaugt und also den Bäumgen fast gar nichts entwenden würde, ist der Rapunzelsalat (Rewinzgen Valeriana Locusta). Aber auch dieses Kräutgen pflege ich niemalen zwi-

schen die Bäumgen zu säen, denn es würde mich doch bey dem Jäten und Auflockern des Erdreichs um die Bäumgen her verhindern, als welches sich nie bequemer und geschwinder verrichten läßt, als wenn man dabey auf weiter gar nichts, als allein auf die zu verschonenden Bäumgen zu regardiren Ursache hat, folglich ausser diesen Bäumgen alle und jede auf diesen Beeten stehende Pflanzen hinwegreissen darf. Und sollte sich denn ein Beet, das längst seiner Länge 4 bis 5 Reihen junger Obstbäumgen trägt, nicht schon dadurch allein genugsam verintereßiren?

Um nun aber bequemer zu zeigen, was wir in zunehmenden Jahren mit der Baumschule anfangen müssen, wollen wirs nach einem angenommenen Exempel eintheilen. Wir wollen annehmen, wir hätten

im Herbste 1788 oder Frühjahre 1789

die Kerne gesäet, so haben wir

im Jahre 1789,

wie gedacht, nichts weiter vorzunehmen nöthig, als das Jäten und Auflockern.

Im Jahre 1790

aber, giebt es schon mehr zu thun, denn ausser daß wir eben so nöthig zu Jäten und Aufzulockern haben (als welches alle und jede Jahre hindurch, so lange als die Baumschule steht, ununterbrochen fortgehen muß) so müssen wir auch im halben October zur Verpflanzung sämmt-

sämmtlicher Stämmgen, als welche nun zu groß werden und sich drängen *), schreiten. Zu diesem Endzwecke muß das übrige zu unserer Baumschule bestimmte Land, welches wir Anno 88. (als wir die Aussaat verrichteten, zu welcher **nur ein Theil** dieses Landes erforderlich war) annoch missen konnten, nun auch zur Baumschule geschlagen werden, (ausgenommen einige Quartiere Landes, die wir noch frey liegen lassen müssen und die wir erst im Sommer 1793 zu der Baumschule schlagen). Es muß dieses Land also auch im August 1790 diejenige Zubereitung erhalten haben, die ich oben (August 6.) für das Baumschulenerdreich empfahl. Hat es diese empfangen, so liegt es im October schon vollkommen gesenkt und gesetzt da, und wir können in nur gedachtem Monathe zur Verpflanzung ungehindert schreiten.

*) Oft habe ich die Bäumgen, die stärksten nehmlich und wachshaftesten schon früher, nehmlich nach unserm hier angenommenen Exempel gerechnet, bereits im October 1789 verpflanzt, allein in grossen Baumschulen würde diese Auswahl zu weitläuftig auch um deswillen beschwerlich seyn, weil sich unter den sehr nahe beysammen stehenden Stämmgen nicht gut eines ausheben läßt, ohne zugleich die zunächst darbeystehenden aus der Lage zu bringen. Hier wartet man also noch ein Jahr, um sodann sämmtliche Stämmgen durch die Bank und auf Einmal verpflanzen zu können.

Bey dieser Verpflanzung haben wir zweyerley Absicht, 1) den Bäumgen die Pfahlwurzel zu benehmen, 2) ihnen, da sie nun grösser werden und mehr Raum brauchen, letztern zu verschaffen. Man hebe daher sämmtliche Reihen der Stämmgen aus der Erde heraus, wobey weiter nichts zu beobachten ist, als dies, daß man die Wurzeln der Stämmgen mit genauer Vorsicht in Schutz nehme. Nichts kann also thörigter seyn, als wenn man, um die Bäumgen aus der Erde zu holen, selbige mit den Händen ausrauft, wobey so manches schönes Würzelgen abgerissen und in der Erde zurückgelassen wird. Man ergreife dahero den Spaten (Grabscheid) und hebe die ganzen Reihen nach einander in lauter großen Erdschollen aus. Sobald man nun solch einen Erdklumpen heraus hat, ist es leicht, den Wurzeln der in ihm stehenden Bäumgen nachzugehen und den Klumpen dergestalt zu zerkrümeln und zu zerlegen, daß keine einzige Wurzel zerrißen, noch von dem Bäumgen getrennt wird. Die Wurzeln eines Bäumgens nach ihrer vollen Länge aus einem harten Erdklumpen herauszuziehen, ohne sie abzureissen, darf man nur diesen Klumpen, durch Wasser, das man aus einiger Höhe auf ihn herab gießt, zerschwemmen, so bleiben die bloßen Wurzeln zurück. Nimmt man sich so genau, als ich

es

es hier beschreibe, in Acht, so geht die Verrichtung des Aushebens zwar minder geschwind vor sich, aber dieser mehrere Vorzug belohnt sich gewaltig, denn unsre mit ganzen Wurzeln verpflanzten Bäumgen werden auf ihrer neuen Stelle noch einmal so geschwind anschlagen, wenn wir ihre Wurzeln verschont hatten. Einen Erdballen um die Wurzeln zu lassen und das Bäumgen mit diesem Ballen einzupflanzen, damit es gewisser anschlage, ist gar nicht nöthig, vielmehr ist es besser, wenn man sie von aller Erde entblößt, weil man sie dann bey der Wiedereinpflanzung besser mit der trocknen *) Erde umschütten und einfüttern kann, ohne durch den Erdballen, der Anfangs ohnhin nur hohl und locker in der Erde zu stehen pflegt, verhindert zu werden. Haben wir nun die Stämmgen mit ganz entblößten jedoch an sich selbst unbeschädigten Wurzeln vor uns liegen, dann gehts noch nicht gleich über die Wiedereinpflanzung her, sondern erst wird jeglichem Stämmgen die Pfahlwurzel stark verkürzt **).

*) Ich sage mit trockner Erde, denn bey nasser, schmieriger Erde muß man niemals Bäume verpflanzen.

**) Pfahlwurzel eines Baumes heißt diejenige Wurzel, welche nicht seitwärts, sondern senkrecht hinab in die Tieffe wächst, ohne beträchtliche

Wie reimt sich aber dies mit dem, was ich oben (August 7. ganz am Ende) von dem Nutzen der gerade zu nach der Tieffe des Erdbodens wachsenden Wurzeln äusserte? Es reimt sich auf eine sehr natürliche und ungezwungene Art, denn erstlich sprach ich daselbst nicht von der Pfahlwurzel, sondern von den Seitenwurzeln, deren Wachsthum nach der Tieffe auf jeden Fall heilsam und erwünscht ist, zweytens machen auch nicht alle Arten der Bäume Pfahlwurzeln, sondern man findet letztere gewöhnlich bloß bey den Birn- und Aepfelbäumen. Bey den übrigen

liche Seitenwurzeln an sich zu haben. Ein solcher Baum sieht aus, als wenn sein Stamm eben so tief unter die Erde hinabreichte, als er über letzterer durch den wahren Schaft hervorragt. Was ist denn aber nachtheiliges an den Pfahlwurzeln? Dieses: 1) trifft sichs oft, daß solch eine Wurzel, die lediglich nach der Tieffe wächst, binnen einigen Jahren so tief hinabdringt, daß sie unten auf ein steinhartes Land stößt. Dieses kann sie nicht durchbohren, steht daher auf einmal in ihrem Wachsthume still, und da sie in dieser harten, unbebauten Tieffe nicht viel Nahrungssäfte findet, so verhungert und verdirbt darüber der ganze Baum; 2) tragen dergleichen Bäume gemeiniglich spät, oder auch wohl niemalen Frucht, worgegen die, welche mit ihren Wurzeln mehr in den cultivirten, fruchtbarern, von der Sonne durchwärmten obern Erdschichten bleiben, gemeiniglich viel fruchtbarer sind.

gen Fruchtbaumgeschlechtern trifft man nicht leicht Pfahlwurzeln an, und also beschneidet man ihnen auch nichts. Den Aepfel- und Birnenstämmgen hingegen schneidet man wenigstens die Hälfte der Pfahlwurzel, wenn sie dergleichen haben, hinweg.

Sobald nun dieses erfolgt ist, muß man auf der Stelle sämmtliche von den Saamenbeeten ausgehobene Stämmgen in drey Classen theilen. In die erste legt man die größten, dicksten und höchsten Stämmgen, in die zweyte die von mittelmäßiger Größe und endlich in die dritte diejenigen Bäumgen, welche zwar frisch und gesund aussehen, gleichwohl aber im Wuchse, gegen jene gerechnet, annoch merklich zurück und unter allen die kleinsten sind. Sobald dieses Auslesen geschehen ist, schreite man zur Wiedereinpflanzung und zwar folgendergestalt.

Man ziehe (und zwar muß dies schon vor der Aushebung der Stämmgen geschehen seyn) lauter Reihen oder Furchen auf dem Baumschulenlande. Es ist gleichgültig, ob sie vom Morgen nach Abend zu laufen oder von der mittäglichen Gegend nach Mitternacht zu. Auf dem einen Theile des also zu befurchenden Landes müssen diese Reihen anderthalb Ellen weit von einander abstehen und auf diese Furchen setzen wir die Bäumgen der

ersten Classe also ein, daß jedes $\frac{3}{4}$ Ellen von dem andern absteht. Auf dem andern Theile ziehen wir ebenfalls Furchen, die aber nur 1 Elle auseinander stehen. Hieher kommen sowohl die Bäumgen der zweyten Classe, je des $\frac{1}{2}$ Elle von dem andern als auch (doch unvermengt mit den Bäumgen der 2ten Classe) die von der dritten Ordnung, das heißt die kleinsten und schwächsten, welche letztern aber weil sie schwachen Wuchses sind, folglich weniger Raum brauchen, etwas dichter nehmlich also zusammengepflanzt werden, daß nur einer Handbreit Platz zwischen zweyen Stämmgen bleibt.

Zu dieser Verpflanzung habe ich nun noch viererley Hauptvortheile anzugeben. 1) Man pflanze also, daß, wenn man die gegen die Spätfröste empfindlichen Fruchtbaumarten *) ebenfalls mit in der Baumschule hat und haben will, selbige weder Mittags- noch Morgen-Sonne haben mögen. Die Nachmittags- und Abendsonne hingegen z. B. von Ein Uhr bis Sonnenuntergang ist ihnen heilsam und nothwendig. An diejenigen Flecke und Enden der Furchen oder Reihen also, auf welche die Morgensonne oder der Vormittagssonnenschein fällt, pflanze man die

*) Hieher gehören Apricosen, Pfirschen, schwarze Maulbeer, gute Castanien, Mandeln und welsche Nüsse.

die härtern und minder empfindlichen Baumarten, nehmlich Aepfel- Birnen- und Pflaumenstämmgen, die ja ohnhin in einer grossen Baumschule den größten Theil ausmachen. Die Ursache, um deren willen wir bey jenen Bäumen die Morgen- und Mittagssonne, hauptsächlich aber die erstere, schlechterdings abhalten müssen, werde ich unten, in dem Anhange, der die absonderlichen Merkwürdigkeiten einzelner Fruchtbaumarten durchgeht, gleich bey dem Apricosenbaume angeben, wobey ich auch noch etwas über die Anzucht der Apricosen- und Pfirschbäume aus den Steinen beyfügen werde, als etwas, das mit dem gegenwärtigen Artikel in nächster Verbindung steht. 2) Man pflanze kein Stämmgen tiefer, als es vorher gestanden, eben so wenig seichter, als es vorhero stand. Beydes bekommt den Stämmgen äusserst schlecht. Wie soll man das aber bey solch einer Quantität von Bäumen annoch merken können, wie tief ein jedweder auf seinem alten Platze gestanden? dies ist nicht so schwer, als man denkt, denn ein, nur einigermaßen geübtes Auge, sieht es gleich der Rinde an ihrem äusserlichen an, wie tief sie unter, oder wie weit sie über der Erde gestanden habe, auch hängt meistens noch etwas Erdiges an jedem Stämmgen oder erdige Streifgen, die uns zeigen, so weit sey die Erde am Schäftgen herauf gegangen.

Bey

Bey der Einpflanzung kann man die Bäumgen ein ganz klein wenig tieffer, als diese Erdmarque uns Anleitung giebt, einpflanzen, weil sich das Erdreich nach der Einpflanzung noch etwas setzt, folglich dadurch gerade bis an die Marque zusammen sinkt. Je eilfertiger man mit Aushebung und Wiedereinpflanzung zu Werke geht, desto weniger wird man in Gefahr kommen, die Bäumgen seichter oder tiefer, als sie vorhero gestanden, einzupflanzen, denn desto sichtbarer und frischer sind gedachte Marquen, an denen man den vorher gehabten Stand erkennen kann, zu sehen. Ueberhaupt ist 3) wenn zumal die Baumschule ins Grosse gehet, folglich die Bäumgen zu tausenden umgesetzt werden, nicht genug zu empfehlen, daß man eine sattsame Anzahl von Leuten zu dem Aushebungs- und Pflanzungsgeschäfte nehme, weil einige wenige unmöglich im Stande sind, alles in gehöriger Geschwindigkeit zu beendigen, folglich leicht Verzug und Verspätigung, worüber oft hinderliche Regenwitterung einfällt, entstehen würden. Hat man aber sattsame und wohl abgerichtete Arbeiter, so ist es leicht so einzurichten, daß immer einer dem andern in die Hände arbeitet, folglich alles wie ein Uhrwerk läuft. 4) Hat man bey den zahmen Kernen, welche man im Herbste 1788 steckte, die Absicht gehabt, sie einstens (nach dem

dem oben angezeigten höchst wichtigen Vortheile) mit der nehmlichen zahmen Obstsorte, aus deren Fruchtkernen sie erwachsen sind, zu veredeln, so wollte ich äusserste Vorsicht bey dem Ausheben und Wiedereinpflanzen dieser Stämmgen anempfehlen, um solche nehmlich nicht mit wilden Stämmgen aus den Kernen andrer Sorten zu verwechseln. Was hülfe es uns, wenn wir bis dahin noch so genau gezeichnet gehabt hätten auf welcher Stelle des Saamenbeets diese oder jene edle Kernsorte gesteckt sey, wenn hernach beym Umpflanzen diese aus solchen Kernen erwachsenen Stämmgen mit denen von einer andern Nummer oder Sorte vermenget und verwechselt werden dürften. Ich pflege dahero dergleichen vorzüglich gezeichnete Stämmgen bey der Aushebung nicht mit unter den grossen Haufen der andern zu werfen, noch sie unter deren drey Classen unterzustecken, sondern ich pflanze sie auf der neuen Stelle abermals (ohnvermengt mit andern) auf einerley Fleckgen zusammen, jedoch in classenmäßiger mehrerer Weite von einander, weil sie, als zweyjährige Stämmgen, einen mehrern Raum, als auf den Saamenbeeten prätendiren können.

Im Jahr 1791

kann man, falls man verhindert gewesen wäre, im nächstvorherigen Herbste die, bis jetzt beschrie-

schriebene, Um- und Auseinanderpflanzung vorzunehmen, noch jetzt im Monath Merz dazu schreiten. Besser aber ist es, wenn es schon im gemeldten Herbste geschehen war.

In gegenwärtigem Jahre macht uns die Baumschule weiter gar keine Bemühung, als diese, daß wir sie vom Unkraute rein erhalten. Zu diesem Ende ist ein monatliches Ausjäten derselben erforderlich, welches aber jetzt, wo die Bäumgen schon weitläuftiger auseinander stehen, nicht mehr mit der Hand verrichtet zu werden braucht *), sondern mit einer Hacke ausgeführt werden kann. Man unternimmt es am besten, wie ich schon oft gesagt habe, vor einem zu vermuthenden Regen, nicht aber nach demselben, wo der Erdboden gerade naß und schmierig ist. Ein rüstiger Mensch ist ganz wohl im Stande eine gewaltige Baumschule, die einen ganzen Morgen Landes (à 160 Ruthen im Innhalte) in sich begreift, binnen einer Woche vom Anfange bis aufs letzte Beetgen rein auszujäten **).

Anno

*) Die Bäumgen aus der 3ten Classe, welche auch nach der Umpflanzung noch etwas enge stehen, jätet man doch noch am liebsten mit der Hand aus, weil sie, da sie nahe beysammen stehen, mit der Hacke leicht zu verletzen sind.

**) Der Arbeiter, durch welchen wir dieses monatliche Aushacken besorgen lassen, muß ein gewis-

Anno 1792.
Wie im vorigen Jahre.
Anno 1793.

Im August dieses Jahres können wir unsre besten Stämmgen (denn die schwächern kommen erst im folgenden Jahre oder noch später daran, wornach sie heranwachsen,) sehr füglich oculiren. Wollten wir aber das nicht, sondern hätten vielmehr (wozu ich doch keine Ursache sähe) Belieben, dieselben in dem nächsten Frühjahre iu den Spalt zu pfropfen, so müssen wir an ihnen entweder im Frühjahre oder allenfalls auch im October 1793 die Zubereitung zu diesem Spaltpfropfen dadurch machen, daß wir den Inhalt des Artikels: May 2, ausführen. Wie, könnte mancher hier sagen, wo sollten die Nebenzweiglein an solchen Stämmgen herkommen? man putzt sie ja gewöhnlich schon in ihren ersten Lebensjahren weg, und bringt durch dieses Beschneideln solchen jungen Wildlingen fein

wissenhafter Mann seyn, denn wenn er die Eigenschaften eines schlechten Miethlings hat, so haut er ohne Schonung ins Zeug hinein, versetzt den Stämmgen mit seiner Hacke nicht selten beträchtliche Wunden, die dann, weil sie jetzt dem Grundherrn verborgen und unverbunden bleiben, zu heimlichen Schäden werden, an welchen nicht selten der schönste junge Stamm in der Blüthe seiner Tage dürrholzig oder brandfleckig wird.

fein bey Zeiten schöne, schlanke Stämmgen zu wege. Meine Antwort hierauf ist diese: Es ist mir nicht unbekannt, daß man in den meisten Baumschulen des Glaubens lebt, als behage es den Bäumgen, wenn man sie, gleich von den ersten Jahren an, an ihren Schäftgen auspuzt oder schlank schneidelt. Nichts desto weniger bin ich schlechterdings der entgegengesetzten Meynung und behaupte, daß ein aus dem Kerne erwachsenes Bäumgen in den ersten Lebensjahren ganz und gar nicht beschneidelt werden darf, man lasse ihm vielmehr alle seine Seitenästgen so lange stehen, bis selbige zu dick, das heißt so dick, oder noch dicker, als eine kleine Schreibfederspuhle werden wollen. Alle, welche diese Dicke noch nicht erreicht haben, mögen ruhig stehen, denn weitgefehlt, daß sie den schlanken Wuchs eines Bäumgens verhindern sollten, so befördern sie ihn vielmehr, indem sie Leitreiser vorstellen, welche den Saft reichlicher in den Stamm herbey ziehn. Alle hingegen, welche dicker werden wollen, pflege ich (und zwar ganz glatt und dicht am Stämmgen, damit ja kein Sturzel stehen bleibe) alsbald wegzuschneiden, denn dann werden sie mir verdächtig, als strebten sie nach der Ehre den Stamm selbst überwachsen zu können, auch würden, wenn man einst dicke Nebenzweige wegschneiden müßte, dem Stamme zu

merk-

merkliche Wunden versetzt. Uebrigens beziehe ich mich hier, zu mehrerer Ausführlichkeit, auf das, was ich bereits oben (May 2.) davon geschrieben habe.

Im halben October eben dieses 1793sten Jahres haben wir aber auch noch eine andre Verrichtung in der Baumschule. Wir müssen nehmlich die obgedachten schwachwüchsigen Stämmgen, die wir im Herbste 1790 obgedachtermassen in die 3te Classe warfen, und damals ziemlich enge zusammen pflanzten, abermals ausheben, wobey eben die Regeln und Vorsichten anzuwenden sind, welche bey der vormaligen erstern Verpflanzung angebracht werden mußten. Nur das ist zu beobachten, daß man sie jetzt abermals sortirt und die grössern unter ihnen, welche doch daumensdick seyn müssen, in fast eben so geräumige Reihen, wie diejenigen waren, in welche wir Anno 90 die Bäumgen erster und zweyter Classe pflanzten, einsetzt. Die kleinern aber werden abermals so gedränge in neue Reihen gesetzt, daß kaum einer Hand breit Raum zwischen zweyen Stämmgen vorhanden ist. Diese letztern bleiben nach solcher Einsetzung bis zum October 1796 stehen und werden dann erst weitläuftiger auseinander gepflanzt, wornächst diese alten Stämmgen (die an sich vollkommen gesund sind und die man durchaus nicht deswegen verachten

oder für krank halten muß, weil sie niedriger am Buchse bleiben) ungemein dienlich dazu sind, daß man aus ihnen, nach vorgängiger Veredlung, Zwergbäume ziehe; denn es ist immer eine ganz entsetzliche Thorheit, welche man hernachmals gewaltig bereuen lernt, wenn man nicht solche schwachwüchsige Bäumgen, sondern vielmehr solche zum Zwergzuge nimmt, welche von Jugend auf wild und frech zu einer geschwinden und mächtigen Grösse erwuchsen. Wo hat man denn an Spalieren den Platz, den solch ein frecher Wuchs erfordert?

Im Jahre 1794.

Jetzt müssen wir unsre stärksten Stämmgen, falls wir sie nicht durch Oculation *) bereits veredelt haben, in den Spalt pfropfen.

Schlägt es gut an, so werden in den Sommermonathen dieses Jahres die Pfropfreiser, an welchen wir, indem sie fortwachsen, ganz und gar nichts beschneideln dürfen, zu einer dergestaltigen Länge ausgetrieben haben, daß sie dann schon sehr groß und schwer sind.

Hier

*) Das Copuliren veredelt, wenn wir nur die Augen des Gemüths aufthun und es nach Würden schätzen lernen wollten, unsre Stämmgen ja in weit frühern Jahren. Eben dies gilt von einigen Arten des Pfropfens, die ich oben (März 4.) beschrieb und über welche man unermüdete Versuche anstellen sollte.

Hier ist nun allemal grosse Gefahr, daß die sich manchmal um die Erndtezeit einstellenden Stürme uns unsre Pfropfreiser, (und zwar am ersten die größten und schönsten, weil dieses die schwersten sind, die dem Winde am ersten unterliegen) herabreissen, und an der Pfropfstelle zerbrechen möchten, welches Unglück man sehr oft, zumal in solchen Baumschulen wahrnimmt, die recht unter dem Windzuge liegen und nicht schon durch ihre Lage vor dem Sturme gedeckt sind. Sich hiergegen zu schützen, darf man nur an den beyden Enden einer bepfropften Baumreihe, auch, falls die Reihe sehr lang ist, noch auf ihrer Mitte haltbare Pfähle einschlagen. An diese Pfähle bevestigt man queerüber eine oder zwey veste Latten längst der Baumreihe heran, und an diese Latten bindet man längsthin die jungen edlen Triebe oder Pfropfreiser. Folgende Figur zeigt die ganze Sache:

a bedeutet jedes bepfropften Bäumgens bestens empor geschossenes Reis, b bedeutet die beygeschlagenen Pfähle und c zeigt die Queerlatte, die sämmtlichen an sie gebundnen

Reisern zum Schutz und zur Bevestigung gereicht. — Das Anheften sämmtlicher Bäumgen an die Queerlatten darf nicht mit Weidenruthen geschehen, denn diese reiben nicht selten das edle Reis oder Stämmgen und schneiden in dessen Rinde ein, welches häßliche Brandflecke giebt. Man hefte dahero mit nassen Strohseilgen an, woben ein Hauptvortheil dieser ist, daß man das Strohband also umlege, daß zwischen dem Baum und der Latte ein Creutzschlag geschehe, folglich wenn das Stroh zwischenein umgeschlagen ist, der Baum, wenn ihn der Wind treibt, sich nicht an der Latte reiben noch beschädigen könne, indem er überall blos an Stroh anstößt. In der That ein unschätzbarer Vortheil, der die ganzen Pfropfreiser, das heißt die jungen Stämme selbst (denn wird nicht jedwedes Pfropfreis zum neuen Stamme des Baumes?) in sichern Schutz zu nehmen vermag. Besser ists freylich wenn wir dieses ganze Anbinden gar nicht nöthig haben, denn den hochstämmigen sollte man es nicht ohne äusserste Noth weis machen.

im Jahre 1795.

An den Pfropfreisern, welche wir im vorigen Jahre aufsetzten und die uns glücklich anschlugen und erwuchsen, lasse man auch dieses Jahr hindurch alles fortwachsen, ohne daran zu beschneideln. Ist das Stämmgen

recht

recht sehr vollsaftig, so muß man sich am allermeisten vor dem Beschneideln hüten, weil einem jeden solchen Stamme gestattet werden muß, daß er die grosse Fülle seines Saftes durch Austreibung sattsamer Aeste unterbringe und vertheile. Schneidet man ihm nun diese Aestgen voreilig weg, so ist es ja ganz natürlich, daß hierdurch der Umlauf seiner allzu vielen Säfte in gefährliche Unordnung gebracht, folglich eine Stockung im Wachsthume erwecket würde. Bey so vollsaftigen Stämmgen kann man sogar geschehen lassen, daß, wenn nur einmal das Pfropfreis angeschlagen und im Fortwuchse befindlich ist, selbst unterhalb desselben, folglich aus dem Wildlinge, Aestgen austreiben dürfen. Diese beeinträchtigen jetzt, wo nun doch schon das fortwachsende Pfropfreis die beste Nahrung an sich zieht, letzteres gar nicht, ausgenommen dann, wenn sie zu stark werden, d. h. wenn sie, wie schon oben gedacht worden, über die Dicke einer Schreibfederspuhle hinauswachsen wollen. Demnach verhält es sich auch hier, wie es sich bey dem Beschneideln der jungen Bäume während ihrer ersten Lebensjahre, oben angezeigtermaßen, verhält, man muß nehmlich (und dies gilt auch von den Aestgen, die das Pfropfreis, aus welchem ja der neue Baumstamm werden soll, aus sich selbst, unterhalb heraustreibt und

welche der Unverständige, sogleich wie sie sich zeigen, wegreißt, um nach seiner Meynung ein schönes, hohes, schlankes Stämmgen zu ziehen) im Anfange gar nicht streng seyn, dagegen aber auch dann, wenn die Nebenästgen zu sehr in die Dicke wachsen, weiter gar kein Verschonen statt finden lassen. Auf solche Art wird kein Stamm auf Einmal vollkommen entschneidelt, sondern indem man ihm z. B. heuer die im verwichenen Jahre entstandenen und heuer zur angezeigten, allzu beträchtlichen Dicke, gediehenen Nebenästgen oder Schafträuber hinwegschneidet, so läßt man ihm diejenigen stehen, welche jene verwerfliche Dicke bis jetzt noch nicht erreicht haben, folglich auch noch kein Gegenstand unseres hinwegräumenden Eifers sind. Sonach beschneidelt man jegliches Jahr etwas, immer ein Stockwerk höher nach dem andern, bis endlich des Baumes Schaft vollkommen ist, an Höhe und Dicke. Von diesem letztern Zeitpuncte aber an, duldet man schlechterdings nichts, was aus eines Baumes Stamme hervorwächst, denn der Baum ist dann alle seine Säfte der Crone schuldig.

Alles wo an einem Baume beschneidelt wird *) schneide man also, daß nicht irgend Stur-

*) Man verstehe den Ausdruck beschneideln nicht etwa so, als ob er verschneiden oder abstutzen be-

Stürzel stehen bleiben, noch auch Schnäbel, wie ein Rehfuß gestaltet. Ganz glatt am Stamme muß alles, was hinweg soll, abgeschnitten werden, und war der Schnitt schon beträchtlich, (wiewohl er, erwähntermaßen nicht breiter im Umfange seyn kann, als eine Schreibfederspule dick ist) so verklebe man ihn sehr sorgfältig mit Baumwachse *). Wie manchen, sonst sehr schönen jungen Baum habe ich wegen Unterlassung dieser Vorschriften schon in seinen schönsten Jahren voller eingefressenen dürren Holzflecke gefunden, da man ihn doch vormals schön beschneidelt zu haben glaubte. —

Im Jahr 1796.

Jetzt müssen wir unsern im Jahre drey- oder vier und Neunzig veredelten Stämmgen, die nun schon groß und für vollkommene Bäume zu achten sind, diejenige große Güte erzeigen, welche ich oben (May 10.) ausführlich beschrieben und gepriesen habe. Es befördert dies die Gesundheit und den muntern Fortwuchs unsrer Bäumgen ganz ungemein,

bedeute, bey letzterm nimmt man nur einen Theil des Zweiges weg, beym Beschneideln hingegen wird der Zweig jedesmal gänzlich abgeschnitten.

*) Wie der Hindurchschnitt bey allem, was man an einem Baume schneidet, zu führen sey, ist bereits oben (Merz 7.) mit vorgekommen.

und wie gut ist es nicht, wenn eben diese unsre Bäumgen, die nun, von dem Herbste dieses 96sten Jahres an, bereits vollkommene Größe *) haben, und von da an in die Baumgärten verpflanzt oder an andre verkauft werden können, ein recht muntres lachendes Ansehen haben, wird nicht dadurch, wenn nun die Käufer in unsre Baumschule kommen, sich darinnen umsehen, und aus ihr kaufen wollen, unsre

*) Einige Fruchtsorten, z. B. der Borstorfer Apfelbaum, haben es in der Art, (und hierinnen muß man also mit ihnen Gedult haben) daß sie erst 4 bis 5 Jahr nach der Veredlung die volle Größe erreichen, die ein hochstämmiges Bäumgen (bevor man es aus der Baumschule wegnimmt, und an den Ort hinsetzt, auf dem es von da an leben, tragen und sterben soll) von rechtswegen haben muß. Diese Größe beträgt drey Ellen, es muß nehmlich des Baumes Schaft, von der Erde an bis zu seiner Crone, drey Ellen hoch seyn. Es kommt hierinnen, binnen welcher Zeit nehmlich ein junger Baum diese volle Größe zu erreichen vermöge, alles auf Güte des Erdbodens, innern wachsthümlichen Trieb des Bäumgens, ingleichen wie gedacht auch auf eigenthümliche Beschaffenheit der Obstsorte, die man auf selbiges impfte, an. Bleiben auch einige, gegen die andern gerechnet, etwas im Wuchse zurück, so kommen sie doch, wenn man einige Gedult mit ihnen hat, binnen höchstens ein Paar Jahren ebenfalls nach, so daß sie doch wenigstens auch noch recht gute Bäume abgeben.

unsre Baumschule berühmt, und als eine solche, welche Absatz zu finden verdiene, hin und her angepriesen werden? Wird uns dies nicht behülflich seyn, bald und reichlich Geld aus den Bäumgen zu lösen?

* * *

Daß man über die verschiednen Sorten des Obsts, welche man in die Baumschule geimpft hat, auf das genaueste schriftliche Verzeichnisse *) führen müsse, in welchen die Nummern mit denen, gleichfalls durch Pfähle (denen man Nummern einschneidet) numerirten, Baumreihen übereinstimmen müssen, ist der guten Ordnung wegen, und auch deswegen höchstnöthig, damit man zu allen Zeiten im Stande sey, Käufer, welche diese oder jene bestimmte Obstsorte verlangen, reel und veritable zu bedienen.

So viel verstehet sich ja wohl von selbst, daß diejenigen, welche ihre Baumschule fortwährend, d. h. 20 oder 30 Jahre hindurch

*) Manche hängen gleich bey der Veredlung an jeden einzelnen veredelten jungen Stamm ein kleines Zeichen von Blech, auf welchem die Sorte, die man durch die Veredlung auf dieses Stämmgen bringt, angemerkt steht. Nichts ist geschickter selbst bey aller durch einander Verpflanzung dennoch alle Verwechslung zu verhüten.

unterhalten wollen (welches ja jeder wollen sollte, der selbige einmal im Stande auch auf guten Erdreiche hat) auch in jedwedem Jahre mit Legung neuer Steine und Kerne, und dann mit fernerer Wartung der aufgegangenen Bäumgen, nach bishero angegebenen Regeln (wobey blos die Jahrszahlen fortzuführen sind) beständig fortfahren müssen. — Nur wechsle man jedesmal mit den Baumarten in den Reihen um, so daß z. B. dasjenige Stück der Baumschule, das bisher Aepfelstämmgen getragen hatte, nunmehro Birnstämmgen zu ernähren und zu tragen bekommt.

Weil nun endlich bey Abhandlung der Baumschulen die große Frage aufgeworfen werden kann, ob auch würklich für den Anleger derselben ein Profit herauskomme, welcher ihm, nachdem er davon alles abzuziehende abgezogen, ein sattsamer Gewinn heißen könne? so will ich diese Frage dadurch beantworten, daß ich die Berechnung des Herrn D. Krünitz, welche dieser verdienstvolle Gelehrte im 4ten Theile seiner ökonomischen Encyclopädie Seite 87. liefert, auszugsweise hier mittheile, weil doch die wenigsten meiner Leser dieses viel kostende Werk besitzen möchten, und weil ich vielfältig gefunden habe, daß dieser Calcul mit wahrer Einsicht in die Sache und äußerst richtig verfertigt sey. Er sagt folgendergestalt:

Um zu zeigen, was eine Baumschule, die eines Morgens Landes groß ist, (d. h. so groß als zu 1 Preußl. Schfl. Roggensaat nöthig ist) in 10 bis 12 Jahren eintragen könne, bemerken wir, daß solch ein Stück Acker 120 Ruthen (jede zu 16 Fuß Werkmaas) in sich halte. Hat es eine viereckige Gestalt, so ist jede seiner 4 Seiten, ohngefähr 11 Ruthen oder 176 Fuß lang. Da nun eine Baumschule aus lauter einzelnen Baumreihen besteht, wo jede Reihe drittehalb Fuß von der nächsten abstehen muß, so gäbe das 70 Reihen. Auf 70 Reihen gehen 8190 Bäumgen, nehmlich auf jede Reihe 117 Bäumgen, jedes völlige anderthalb Fuß weit vom nächsten Stämmgen stehend. Diese 8190 Bäumgen dürfen wir aber nicht vollkommen voll annehmen, denn, wenn der Platz gleich selbige faßte, und wir auch die Anlage darauf machen, so gehen doch in den 8 bis 12 Jahren, die von Zeit der Kernsaat an, bis zur Verkaufszeit verfließen, noch gar manche wieder zurück, woran gar mancherley unvorhergesehene Zufälle Ursachen sind. Wir wollen daher annehmen, daß wir erstaunlich unglücklich wären, daß uns nehmlich von jenen 8190 Bäumgen, binnen jenen 8 bis 12 Jahren, 1190 Stück zu Grunde giengen, so behalten wir gerade 7000 Stück auf dem Platze. Diese lassen wir entweder hochstämmig wachsen, oder wir legen sie

in

in Zwergzug *). Nehmen wir nun an, daß wir von diesen 7000 Bäumen, 5000 hochstämmig lassen, und 2000 in Zwergzug legen, so würden uns sämmtliche 7000 Stück beym Verkaufe volle 1600 Thaler eintragen. Ich nehme nehmlich, daß wir uns für jeden hochstämmigen 6 gr., für jeden Zwergstamm 4 gr. **) geben lassen. — Nunmehro müssen wir von diesen 1600 Thalern, die jener Morgen uns während der 8 bis 12 Jahren einbringt, die Unkosten abziehen, welche er uns binnen eben dieser Zeit aus dem Beutel lockt, und da wollen wir denn auf jedes Jahr 20 Thaler rechnen †); dies thut in 12 Jahren 240 Thaler.

*) Zu viele Zwergbäume in den Baumschulen anzulegen, ist niemals rathsam, denn Zwergbäume sind nicht Jedermanns Kauf, worgegen hochstämmige selbst von allen Bauern gekauft werden. Wer demnach zu viele Stämmgen in Zwergzug gelegt hätte, dem könnte es leichtlich passieren, daß er sie gar nicht loß werden könnte. Man muß hierinnen seine Gegend kennen, ob in derselben ein Absatz der Zwergstämmgen vorauszusehen sey. Obige 2000 Zwergbäume sind daher schon eine sehr starke Quantität, und nicht in jeder Gegend zu wagen.

**) Ist er in Pyramidenzug gelegt, so muß man uns gar 8 gr. für jedweden Stamm bezahlen.

†) Dies ist schon sehr reichlich gerechnet, denn erstlich haben die Bäumgen in ihren ersten Lebensjahren außer der Ausjätung fast gar keiner

Pflege

Thaler. letztere von unsrer Einnahme à 1600 Thaler abgezogen, bleiben 1360 Thaler reine Einnahme, welches uns, auf jedes einzelnes Jahr, eine Summe von 113 Thalern beträgt. Diese 113 Thaler sind wir unmöglich im Stande aus dem jährlichen Ertrage dieses Morgens, wenn wir ihn auf sonst irgend eine Art gebrauchen, zu lösen; denn, wenn solch ein Morgen als Acker- oder Küchenland verpachtet wird, so bekommt man jährlich unmöglich über 6 Thaler Pachtgeld, ja auch dieses nicht einmal, wenn dieses Grundstück nicht nahe an einer Stadt, wohin dessen Früchte vortheilhafter abgesetzt werden können, liegt. Wenn wir aber auch volle 6 Thaler annehmen, so stechen ja doch selbige gegen 113 Thaler, die uns in eben diesem Jahre das nehmliche Grundstück, wenn es eine complete Baumschule war, eintrug, ganz gewaltig ab.

Hat

Pflege vonnöthen; zweytens ists ja auch selbst in den spätern Jahren zulänglich, wenn wir zur Besorgung dieser Pflege einen Bauerburschen abrichten und halten, der ja gemeiniglich nur wenige Thaler jährliches Lohn empfängt, und uns noch neben seiner Baumschulenarbeit mannigfaltige Dienste in der Haushaltung leisten muß. Nicht leicht wird uns also die jährliche Ausgabe, die wir in die Baumschule stecken können, volle 20 Thaler kosten, es müßte denn eine Gegend seyn, in welcher die Einzäunung theuer zu stehen kommt.

Hat unser Baumschulenmorgen ein gutes, vorzüglich fruchtbares Land, so wirft er uns noch reichern Nutzen ab, denn dann können wir ja ohnmöglich so viele Bäumgen (nehmlich von 8190 Stücken 1190 zurückbleibende) in Abgang bringen, weil auf solchem Lande nicht leicht eine merkliche Anzahl derselben zurückzugehen, oder zu verderben pflegt, folglich einige hunderte mehr verkäuflich werden, auch haben junge Bäume, die in recht fruchtbaren Baumschulen stehen, nicht leicht nöthig 12 Jahre lang in denselben zu bleiben, sondern sie sind meist, schon in dem 8ten oder 10ten Jahre groß genug und verkäuflich, auch ist 4 ggr. für einen Zwergbaum eine sehr mäßige und niedrige Taxe, und wir können in Gegenden, wo sie stark gesucht werden, sehr wohl 6 ggr. fordern. Jeder sieht also ohne Mühe ein, daß gegenwärtige Berechnung nicht nur keineswegs übertrieben, sondern im Gegentheil gar noch allzuniedrig angesetzet sey. Und wenn man nun bedenkt, daß solch eine Baumschule, wenn beständig nachgesäet und nachgepflanzt wird, 20 bis 30 Jahre im Bestand und Gange bleiben kann, und erst alsdann, wegen Ausgesogenheit des Erdreichs, aufgegeben zu werden pflegt, so überrechne man auf diese vielen Jahre den vortreflichen Geldertrag von diesem einzigen Grundstücke. Wer noch eine Berechnung über Ausgabe und Einnahme bey

der

der Baumschule lesen will, der lese die, welche der vortrefliche Herr Rector Henop in den Schriften der churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1773 mitgetheilt hat. Der Herr Amtsrath Riem hat sie im Februarsstücke seiner ökonomischen Encyclopädie mit eindrucken lassen.

Denken wir uns nun bey der Ermessung des reichen Profits, den man aus Baumschulen zu ziehen im Stande ist, auch noch darneben den großen Gedanken, daß jeder, der eine, zumal ins Große gehende, Baumschule anlegt, ein unschätzbarer Wohlthäter für das ganze Land sey, ein Wohlthäter, der seine Gutthaten sogar noch weit über die längste Reihe seiner Lebenstage hinaus verbreitet, und Versorger der späten Nachkommen, die sein geheiligtes Andenken seegnen, wird: so sollte das ja wohl Jeden, der nur irgend Gelegenheit zur Anlage einer Baumschule hat, zur Ausführung dieser Anlage anfeuern. Es ist doch wahrlich ein seeliger Gedanke, den nur ein solcher Baumvater denken darf, zu sich selbst sagen zu können: Der und Dieser und Jener, der heuer solch einen frohen Seegen an Baumfrüchten erndtet, dieser und jener District, der jährlich so viel vom Obsthandel einnimmt, und noch in langen Jahren, wenn ich schon längst meine Pflanzungen in eine andre Welt verlegt haben werde, so vieles einnehmen wird, diese

alle

alle haben den Grund ihrer Freude und Einnahme mir zu verdanken. —

2. Bäume pflanzen.

Wenn man entweder einen Baumgarten neu anlegen, oder nur einzelne Bäume hier und da hin nachpflanzen will, so ist dazu der gegenwärtige Monath die rechte, angemessenste Zeit. Sobald nehmlich das Laub von dem Baume, den man verpflanzen will, herabzufallen anfängt, können wir auch sofort zur Umpflanzung schreiten, solches länger nehmlich bis tief in den November hinein zu verschieben, will mir nicht gefallen. Man pflanze nur nie in solchen Tagen, in welchen das Erdreich stark durchfeuchtet und schmierig ist, sondern lediglich in solchen, wo man eine mehr trockne Erde hat, die sich im Einpflanzen schön schliessend und mild um die Wurzeln herum legt. Schmierige Erde, die man, indem man einen Baum pflanzet, um seine Wurzeln wirft, auch wohl gar antritt, legt sich zwar ebenfalls vest um die Wurzeln, aber leider allzuvest, nehmlich wie ein Kitt, unter welchem die Wurzeln gewaltig Noth leiden, weil ihre Fäsergen (die als Nebenwurzeln aus den Hauptwurzeln heraustreiben) nicht durchbohren, folglich auch nicht in die Länge und Breite fortwachsen können.

Wenn eher, kann man fragen, soll ein Bäumgen, das im Jahre 1788 oculirt (oder auch) copulirt) oder in eben dem Jahre in den Spalt gepfropft worden war, ausgehoben, und auf den Ort, an dem es stehen bleiben soll, hingepflanzt werden? Diese Frage ist zwar schon durch das beantwortet, was ich vorhin (nehmlich) im nächstvorhergehenden Artikel beym Jahre 1796 bemerkte, indem ich nehmlich angab, es gehe von diesem Jahre an die Herauspflanzung der Bäume aus der Baumschule an) angegeben habe. Nichtsdestoweniger will ich hier noch dieses beyfügen, daß man auch, wenn man es, in einzelnen Fällen zumal, für gut und nöthig fände, etwas früher dazu thun könne. Es geht nehmlich ganz wohl an ein im Jahre 88 oculirtes Stämmgen bereits im October 89 auszuheben und zu verpflanzen, nicht weniger einen Anno 88 in den Spalt gepfropften Baum schon im October 89 (besser freylich erst Anno 90) aus der Baumschule zu versetzen. Man muß hierbey die Gestalt und das Ansehen des Baumes selbst zu Rathe ziehn, so läuft man nie Gefahr, gegen seine Natur zu verstossen. Zeigt uns nehmlich ein solcher veredelter Stamm einen recht lebhaften starken Wuchs und Trieb, so läßt er uns ja eben dadurch auf das deutlichste und gewisseste schließen, daß er die Veredlung bereits

vollkommen vertheilt und verwachsen, folglich auch nicht mehr nöthig habe, um derselben willen mit dem Verpflanztwerden (welches sonst die so nothwendige, vollkommene Zuheilung der Veredlungsstellen auf eine nachtheilige Weise aufhält) annoch verschont zu seyn.

Glücklich der, welcher die Bäume, welche er für sich in seine Gärten oder Felder pflanzen will, aus seiner eignen Baumschule nehmen kann. Er kann, da er die wahre Güte und Beschaffenheit aller seiner Bäume, von deren ersten Lebensjahren an, aufs genaueste kennt, ohnmöglich mit selbigen betrogen werden. Wer aber dieses Glück nicht genießt, sondern seine Bäume bey Andern zu erkaufen genöthiget ist, der stelle nur ja vorhero, da mit unter im Baumhandel sehr viele Betrügerey vorfällt, folgende Ueberlegungen an.

1) Hast du nicht vielleicht Gelegenheit deine Bäume von einem Manne zu kaufen, der in dem wohlverdienten Rufe steht, daß er seine Käufer ehrlich und redlich verwahrt. Hast du diese Gelegenheit, so bediene dich doch ja derselben, und wenn du auch gleich etwas weiter darnach laufen, oder die Bäumgen um ein Paar Groschen theurer bezahlen müßtest. Bedenke doch, daß man einen Baum nicht auf Morgen und Uebermorgen pflanzt, sondern vielmehr von ihm verlangt, daß er nicht allein uns, sondern auch noch unsern Kindern Früchte

trage.

trage. Sollte es denn also nicht der Mühe belohnen, bey erster Anlage solch eines Unternehmens, dessen Nutzen auf lange Jahre hinausreichen soll, es durchaus an Nichts ermangeln zu lassen? 2) Untersuche genau aus welchem Boden du die Bäumgen nehmen könnest, die du bey dir pflanzen willst. Sind letztere in der Baumschule, in der sie entsprangen, ein beßres Land gewohnt gewesen, als das deinige ist, so glaube nur immer, daß du wenig Freude an ihnen erleben wirst, du müßtest denn alle Kräfte deines Fleißes aufbiethen, um durch emsige Anwendung der würksamsten Verbesserungsmittel (siehe davon August 6. 7. October 3.) deinem Erdreiche zu helfen. 3) Prüfe, bevor du dir die Bäumgen ausheben lässest, vorhero ganz genau, welche Obstsorten für dich die besten mögten seyn. Wie oft habe ich mich nicht geärgert, wenn ich z. B. sehen mußte, daß ein armer Bauer, der sein kleines Baumgärtgen mit Obstbäumen besetzen wollte, nach gerade Stämmgen von solcher Obstsorte kaufte und bekam, die zwar an sich selbst gut, auch wohl gar vortreflich, aber zärtlich und wenig tragend sind. Ist denn wohl solch einem Manne, der das Obst in seiner Haushaltung, als hauptsächlichste Beyhülfe zu betrachten muß, und damit niemalen zu reichlich gesegnet seyn kann, mit jenen Obstsorten würklich gedient? Thäte er nicht

tausendmal klüger, wenn er sich solche Sorten wählte, die minder rar und köstlich, aber desto ergiebiger wären. 4) Willst du Zwerg- vornehmlich Spalierbäume kaufen, so wähle sie dir vorher mit Vorsicht und Vernunft. Untersuche nehmlich genau den Grad der Heftigkeit, mit welcher die Zwergbäume, die du in der Baumschule vor dir siehst, in die Höhe und Breite getrieben haben. Halte den Umfang dieser Bäume in Gedanken neben das Spalier, an welches du pflanzen willst, und rechne dies dazu, daß ja diese Bäume, bevor sie ins Holz zu wachsen nachlassen, und Früchte zu tragen beginnen, wohl reichlich noch einmal so groß werden, als sie gegenwärtig schon sind; solchergestalt wirst du gleich ermessen können, ob sich dein Spalier für diese jungen Zwergbäume schicke oder nicht. Dies wird dich vor der späten Reue verwahren, die über diejenigen zu kommen pflegt, welche an ihre kleinen Spaliere einen Zwergbaum pflanzten, der ein dreymal größeres begehrt, oder an ihr großes Spalier einen solchen, dessen Wuchs und Art es mit sich bringt, daß er bloß ein enges Räumgen überkleiden kann. —

Wie das Land zugerichtet und eingetheilt werden müsse, auf welches man seinen Baumgarten anlegen will, wie die Reihen, in welchen man die Bäume pflanzen will, abgesteckt, ingleichen wie die Löcher ausgeworfen

worfen werden müssen, das habe ich alles schon oben (in den Artikeln August 6. 7.) ausführlich dargethan. Eben daselbst gab ich (bey Erwähnung dessen, wie die Bäume einander benachbart werden müßten, damit keine Baumart die andre überschattete oder verdämpfte) dieses an, daß der Baumgarten mit drey Baumarten, nehmlich mit Aepfel- Birn- und Pflaumenbäumen bepflanzt werden müßte. Aber, könnte man hier einwenden, das sind ja erst drey Arten von Fruchtbäumen! wo bleiben denn die vielen übrigen? wo bleiben Kirsch- Pfirsch- Apricosen- welsche Nuß- und schwarze Maulbeerbäume? sollen wir die nicht ebenfalls in unsre Baumgärten pflanzen? — Ich antworte: Einige von diesen können allerdings mit unter jene drey gepflanzt werden, nehmlich der Kirsch- Apricosen- Pfirsch- und schwarze Maulbeer- nicht weniger auch der Quittenbaum. Will man diese mit zu Apfel- Birn- und Pflaumenstämmen pflanzen, so gebe man dem Kirschbaume *) einen solchen Platz, als

*) Diese Kirschbäume, welche man mit in regulaire Baumgärten pflanzen will, müssen nur ja allemal auf Kernwildlinge veredelt seyn. Denn, wenn sie im Gegentheile auf solchen Wildlingen stehen, die als Wurzelsprossen aus den Wurzeln der wilden Kirschbäume entsprangen, so werden auch sie zeitlebens nicht von gleicher

man dem Pflaumenbaume, nach obigen Regeln, zu geben hat. Eben dieser Platz ist auch für Pfirsch- Apricosen- und Quittenbäume der rechte und gehörige, denn sowohl diese letztern drey Baumarten, als auch der Kirschbaum haben ohngefähr einerley Höhe des Emporwuchses mit dem Pflaumenbaume, können folglich statt seiner oder neben ihm in diejenigen (nach der Mittagslinie, und nach dem Steigen und Fallen der Baumcronenhöhe abgemessenen) Reihen, die den Pflaumenstämmen zugetheilt worden, gepflanzt werden. Der Maulbeer- und der gute Kastanienbaum kommen in die den Aepfelbäumen zukommenden Reihen. Der welsche Nußbaum gehört sich niemalen in einen Baumgarten, wenigstens nicht in die eigentlichen Reihen desselben, sondern etwa auswendig um den Rand des Baumgartens herum, denn da er mit seinen Wurzeln gewaltig um sich herum greift, und mit seiner breitlaubigen Crone andre Bäume gewaltig umschattet, so verdämpft er ja letztre von oben- und von untenher. Am besten ist es dahero, man pflanzt ihn,

gleicher Unart lassen, folglich beständig um sich her einen ganzen Wald von jungen Wildlingsgestrüpp treiben, an welchem man, damit es den Boden nicht vergeblich aussauge, noch den Obstbäumen die Nahrung wegstehle, beständig mühsam auszuraden hat.

ihn, wie gedacht, vor die Baumgärten hinaus, ingleichen auf Feldwege und an Gräben, welchen freyen Plätzen er zu wahrer Zierde gereicht. Auch alle andre Arten der Fruchtbäume und Obststräucher gehören eigentlich nicht in den regulairen, nur eben beschriebenen, Baumgarten.

Jeder, der einen Baum pflanzen will, sollte in eigner Person selbigen aus seiner alten Stelle heben, denn da an guter und sorgfältiger Aushebung so gar viel gelegen ist, und man sich hierinnen auf die Sorgsamkeit Andrer so selten genugsam verlassen kann, so sehen wir ja, daß unsre eigne Gegenwart dabey gar sehr nöthig ist. Die meisten stehen in den Gedanken: Ein Baum nimmt es so genau nicht, graben also ein bisgen die Erde um ihn her auf, hacken ihm die Wurzeln entzwey, damit sie, selbigen langsam weiter nachzugehen, überhoben bleiben, nehmen ihn so heraus, und denken Wunder, wie gut es so vollbracht sey. Solch ein schändliches Verfahren muß jedem, der es besser versteht, natürlicherweise ganz unsäglich ärgerlich seyn. Gott! wie hirn- und sinnlos ist es nicht gehandelt, wenn ich bey dem Ausheben eines Baumes, seine Wurzeln, die die Frucht seines mehrjährigen Wachsthums sind, von einander haue, also daß wohl die Hälfte ihrer Länge, oder gar noch mehr von ihnen in dem

alten Standplatze stecken und zurücke bleibt. Die hauptsächlichsten schlimmen Folgen eines solchen Aushebens sind folgende: 1) schlägt ein solcher Baum ungleich schwerer an, und wenn ihm starke Hinderrisse in den Weg kommen, kann er gar zurück bleiben und vollkommen eingehn, weil seine durch solch ein Verschneiden so knall und fall zu Krüpeln gemachten Wurzeln nicht immer zu fasern vermögen. 2) Ist man allemal genöthigt, einem Baume in eben dem Maaße die Crone herabzuschneiden, in welchem man seinen Wurzeln ihre beste Länge weggehackt hat, denn Wurzeln und Zweige müssen allemal in gleichem Verhältnisse stehen *). Kann es aber wohl gleichgültig seyn, ob ich einem Baume die Zweige, an deren Hervortrieb und Ausbildung er Jahre lang zugebracht hat, erhalte und bewahre, oder ob ich sie herabwerfe, folglich mit

*) Die Natur selbst verordnete die Gleichheit des Verhältnisses zwischen Wurzeln und Aesten. Wir sehen durchgängig, daß ein Baum desto schwächer treibt, je weniger Wurzeln er besitzt, daß sogar diejenige Cronenseite eines Baumes, an welcher unterhalb der Erde die wenigsten, oder dünnsten, oder kränkelnden Wurzeln sitzen, die ärmste und unansehnlichste an Aesten und Zweigen ist, und daß endlich in dem Maaße, in welchem sich die Wurzeln vermehren und verdicken, auch die Aeste häufiger und stärker werden.

mit einem male alles das vereitele, was der Baum seit seiner Veredlung zu seiner Vollkommenheit und unsrer Freude getrieben hat. Wir wünschen und verlangen, der Baum solle, schon in den nächsten Jahren nach der Pflanzung fein hoch, groß und bey Zeiten tragbar werden, und werfen ihn doch dadurch, daß wir ihm die Zweige seiner Crone größtentheils wegschneiden, in seinem Wachsthume nun eben so viele Jahre zurück, als er vorhero anwenden mußte, um diejenigen Aeste zu treiben, die wir ihm jetzt bey der Versetzung hinwegschneiden. Kann wohl etwas Zweckwidrigeres und unvernünftigeres gedacht werden, als eben dieses Verfahren? — Ja, pflegen manche zu sagen, wenn den Bäumen bey ihrer Versetzung nicht erst die Aeste verstutzt würden, so könnten sie ohnmöglich anschlagen; denn gleich nach der Einpflanzung hat ja der Baum noch zu wenig Vermögen genugsamen Saft in sich saugen, und damit die vielen unverschnittenen Zweige sattsam ernähren zu können, und er bekommt ja dieses Vermögen nicht früher, als in den darauf folgenden Wochen, wo er es allgemach ausführt, sich mit den Wurzeln im Boden veste zu setzen. — Ich antworte auf diesen scheinbaren Einwurf: So lange man freylich die gewaltige Thorheit begeht, Bäumen bey der Aushebung die Wurzeln zu verhacken, so ist man allerdings

genöthigt, auch die Zweige zu verstutzen, denn nach dem angezeigten Verhältnisse zwischen Wurzeln und Aesten, das, wie ich nur eben erwähnte, einerley und gleich seyn muß, kann das nicht vermieden werden, und es ist unmöglich, daß kurze Wurzeln langen Aesten sattsame Ernährung zuführen könnten. Allein wer heißt uns denn dies, daß wir die Wurzeln verkürzen sollen, warum lassen wir sie nicht ganz und unverkürzt, bis an ihre äusserste Spitze, dann könnten wir, da lange Wurzeln vollkommen im Stande sind, lange Aeste zu ernähren, auch letztere vollkommen unverstutzt lassen.

Mein Verfahren, wenn ich Bäume versetze, ist folgendes: Ganz zuerst wird dem Baume an dem Orte, wo sein Schaft oder Stamm die Erde berührt, ein Creyßstrief von Röthel, oder von Kreide *) gemacht. Drauf besehe ich die Größe und Richtung seiner Crone. Die Gestalt der Aeste lehrt mich nehmlich, wie seine Wurzeln beschaffen seyn möchten,

*) Dieses marquiren hat keine andre Absicht, als die, damit man im Einpflanzen wisse, wie tief der Baum auf seiner vorigen Stelle gestanden habe. Denn setzt man ihn auf dem neuen Orte tiefer oder seichter ein, so bringt es ihm wahren Schaden und große Hinderung im Wuchse; vornehmlich ist das tiefere Pflanzen äußerst nachtheilig (s. auch oben October 1. beym Jahre 1790.)

möchten, ob ihrer viele sind, und wie sie ungefähr laufen möchten. Je beträchtlicher und länger nun die Aeste sind, desto weiter hole ich auch aus, um die Grube zu graben, die mich zu seinen Wurzeln führen soll, und da wird denn, wenn es gleich (den Anfängern zumal, die noch wenig ausgehoben haben) mühsam und langwährend ist, schlechterdings kein Nachgraben und Ausräumen der Erde unterlassen, bis man jeder Hauptwurzel auf ihre vorderste Spitze, wenigstens sehr nahe dran, kommt. Ist der Baum auf solche Art mit ganz unbeschädigten *) Wurzeln, die ihre volle Länge haben, heraus, so eile ich gleich mit ihm nach der für ihn bestimmten, schon vor mehrern Monathen ausgeworfenen Grube. Hier wird ihm an jeder einzelnen Wurzel die Spitze be-

*) Das Nachsuchen nach den Wurzeln muß gar vorsichtig geschehen, und die bloßen Hände dabey viel gebraucht werden, denn wenn man unvorsichtig herumhackt, so haut oder sticht man ja leicht in die Wurzeln, und diese werden dann, wenn sie mit solchen verletzten Flecken in die Erde kommen, an diesen Flecken dürrholzig und absterbend. Begegnet mirs selbst bey aller Vorsicht, daß eine Wurzel getroffen und an ihrer Rinde aufgerissen wird, so wickle ich so fort ein solches Baumwachsband, als ich oben zum Copuliren empfahl, um den verletzten Ort, und pflanze es also ein, worauf die Wurzel ausheilt. Ist die Beschädigung allzugroß, so wird die Wurzel bis hinter die Verletzung weggeschnitten.

beschnitten, womit es aber nicht so gemeynt ist, als sollten sie verkürzt werden, sondern die Absicht ist, jede Wurzelspitze, die im Herausheben nicht selten bestoßen, ungleich und splitrig wird, ganz gleich und eben zu machen, auch zu bewürken, daß jede Wurzelspitze die Erde mit einer offnen, frischsaftigen Fläche berühre. Mehr, als hierzu erforderlich ist, schneide ich niemalen von einer gesunden und unverletzten Wurzel ab, auch mache ich diesen Schnitt an jeder dergestalt, daß, wenn der Baum gewöhnlich auf der Erde stehend gehalten wird, die Flächen der gemachten Schnitte nicht gen Himmel weisen, sondern nach der Tiefe des Bodens zu. In die Grube wird zuerst so viel von der vormals herausgeworfnen Erde eingeschüttet, bis sie in so weit ausgefüllt ist, daß, wenn man das Bäumgen hineinstellt, es an seiner mit Röthel oder Kreide an die Rinde gemachten Marque gerade mit der Oberfläche des Erdbodens, auf welchem die Grube gemacht ist, in Einerley Gleiche stehe. Nun wird es mitten in die Grube gerichtet, und neben selbiges der Pfahl *), an

*) Sehr viele treiben den Pfahl erst dann ins Land, wenn der Baum schon vollkommen vest da steht, und die Einpflanzung gänzlich beendigt ist. Dieses Verfahren ist nicht vernünftig; denn wie leicht geschieht es nicht, daß man hier, wo man die

an welchen man es bevestigen will, gestellt. Hierauf wird recht klare, milde Erde (denn grobe, schollige würde nicht an die Wurzeln schließen, folglich letztere in ihr auf eine sehr nachtheilige Art hohl und trocken liegen) ringsum die Wurzeln gelegt, so daß letztere ganz mit derselben eingefüttert liegen. Indem nun hierauf noch immer mehr Erde gethan wird, rüttelt man dann und wann an dem Stamme des Baums, doch also, daß er nicht empor gezogen werde. Dieses Rütteln macht, daß die Erde sich um so viel vester um und an die Wurzeln legt, folglich das so schädliche Hohlliegen derselben aufs glücklichste vermieden wird. Endlich füllt man die Grube vollends gänzlich zu, also, daß der Stamm bis ein wenig über das Kreidenzeichen in die Erde kommt. Dieses wenig fällt dann auch noch weg, indem sich die Erde nach mehrern Tagen völligst setzt, folglich steht nun der Baum gerade so tief wie vormals auf seiner neuen Stelle.

Bey dieser meiner Art, ohne alles Abhacken der Wurzeln und Aeste zu pflanzen, bin ich jederzeit dermaßen glücklich gefahren, daß ich mir es nicht herrlicher hätte wün-

die Wurzeln nicht mehr sehen kann, ihnen durchs Hineintreiben des Pfahls an ihrer Rinde Gewalt thut, und ihnen häßliche Schäden zuzieht! Welche Unvernunft also! —

wünschen können. Die Bäume schlugen mir nicht allein eben so früh an, als sie es bey denen thun, welche mit Verstutzung zu versetzen pflegen, sondern auch noch früher, es war ihnen, als wären sie gar nicht versetzt worden, und als sie ausschlugen, konnten sie sofort aus ihren bisherigen Aesten treiben, folglich auf der Stelle an ihren Zweigen durch Austrieb neuer Reiser ein Stockwerk höher hinaus bauen, worgegen Bäume, denen man Wurzeln und Aeste guten Theils abgeworfen hat, dieses wohl bleiben lassen müssen, weil sie nicht das höhere Stock, sondern abermals Grundlage zu bauen genöthiget sind, indem sie vor allen Dingen wiederum diejenigen Zweige neu hervorbringen müssen, die sie, vor der närrischen Abstutzung bereits besaßen.

Pflanzt man Bäume im Frühling, so nehme man den grossen Vortheil des Einschlämmens derselben zu Hülfe *). Dieses besteht nun darinnen, daß man, indem man die Wurzeln mit Erde umlegt (welche Erde staubtrocken seyn muß und im geringsten nicht

*) Beym Einpflanzen im Herbste kann man das Einschlämmen noch eher entbehren, weil da gemeiniglich ohnhin schon Feuchtigkeit genug bevorsteht, und die Nässe nach gerade für solch eine Jahrszeit, wo die Bäume nicht treiben sollen und wo es wenig trocknet, gar zu groß werden könnte.

nicht naß seyn darf) auf jede kleine Erdschicht die man um sie herum und auf sie schüttet, einen mäßigen Eymer Wasser über die Erdschicht ausgießt, welches Aufgiessen aber allmählig, rings umher und sanft geschehen muß, damit es die Erde gelind durchziehe und selbige ganz sanft an die Wurzeln zu schliessen vermöge. Man wechselt dabey mit jedesmaliger Auflegung einer klaren Erdschicht und Aufgiessung einer Gießkanne voll Wasser so lange ab, bis die Grube angefüllt und geschlossen ist. Jedermann begreift gar leicht, daß dieses Einschlämmen ein ganz unschätzbarer Vortheil bey der Frühlingspflanzung und selbst bey der im Herbst zu unternehmenden Baumversetzung sey, vornehmlich wenn man im Frühlinge etwas spät pflanzt, zu welcher Zeit man befürchten müßte, daß die Bäumgen verdorren müßten, woferne man sie nicht in solche Umstände versetzte, daß es ihnen nicht an dem Safte fehlt, den sie haben müssen, woferne ihr Anwurzeln erfolgen soll.

Das Hohlliegen der Wurzeln in der Erde, welches dem Einwurzeln so hinderlich zu seyn pflegt, kann durch nichts glücklicher verhindert werden, als eben durch das Einschlämmen, denn dieses treibt alle die Erde mit welcher wir die Wurzeln umgeben und bedecket haben (und welche, da sie gerade vollkommen klar und trocken, wie Staub, seyn muß, ohnhin

hin schon ungemein gut an die Wurzeln schließt) vollends ganz an letztere hinan, und füllt alle Oefnungen und Riße des Erdreichs durch hineingeschwemmte Erdtheilgen. Zugleich versorgt es die Wurzeln mit reichlicher Feuchtung *) und beschleunigt die Senkung des Erdreichs, welche ausserdem nur langsam (wornach) der fallende Regen es befördert oder nicht) vor sich zu gehen pflegt, und von welcher gleichwohl allemal zu wünschen ist, daß sie bald erfolge, damit sie der Richtung des neu gepflanzten Baums und seiner Wurzeln nicht etwa entgegen würke.

Wenn man die zwey größten Hauptvortheile, diesen nehmlich, daß man einen Baum mit allen seinen Wurzeln ohne letztern das geringste wegzuschneiden (ausser was zum glattmachen der Spitzen gehört) pflanzt, und

*) Diese Feuchtung muß man aber auch, wenn zumal die Jahrszeit schon warm zu werden anfängt, oder der Boden sehr leicht auszudorren pflegt, in der Erde zu erhalten suchen. Zu diesem Ende muß man, gleich nach vollbrachten Einschlämmen, die ganze zugeschlämmte Grubenerde rings um den gepflanzten Stamm her mit umgewendeten Rasentafeln, langstrohigten Pferdmist, Wirrstroh oder Spreu überdecken. Unter solch einer Bedeckung conservirt sich die Feuchtung vortreflich in dem Erdboden, weil Luft und Sonnenschein den Erdboden nicht unmittelbar treffen noch austrocknen können.

und den, daß man das Einschlämmen anwendet, zu Hülfe nimmt, so kann man wahrhaftig im Pflanzen der Bäume halbe Wunderwerke thun, weil beyde Hauptvortheile gerade dahin abzwecken, zu bewürken, daß der Baum fast gar nicht inne wird, daß man ihn versetzt habe. Zu diesen halben Wunderthaten (denn dem Unkundigen Schlendrianspflanzer kommen sie doch wahrhaftig unglaublich vor, wenn er von selbigen zu hören bekommt) gehört nur hauptsächlich zweyerley. Erstlich das Pflanzen oder Umsetzen der Bäume ausser der gewöhnlichen Zeit, nehmlich im späten Frühjahre oder Sommer. Zweytens das Verpflanzen grosser, alter, dicker Bäume, die schon längst Frucht getragen und ihre 20. oder noch mehrere Jahre auf dem Rücken haben. Beydes geht, woferne nur alles so gemacht wird, wie sich solches gegenwärtigem Artikel gemäß, gebührt, ohne alles Bedenken an, und gedeyhet bestens, wie ich selbst aus mannichfaltigen Exempeln weiß. Bey beydem aber muß man, indem man einschlämmt mit dem Wasser nicht karg seyn, es muß so reichlich aufgegossen werden, daß es zuletzt vor Ueberfluß gar nicht mehr einziehen will, sondern auswendig auf der Erde stehen bleibt. So kommt der Baum aufs beste zu stehen. Einen Baum auch nach dem bey der Einpflanzung erforderlichen Einschlämmen zu

begiessen, ist nicht rathsam und hieße die Bäume verwöhnen. Der Boden wird unter gemeldter Bedeckung die Feuchtung schon erhalten.

Wer die Bäume auf die hier angegebene Art nehmlich also einpflanzt, daß vorher bey dem Ausheben gar nichts von den Wurzeln weggeschnitten wird, der hat auch noch den grossen Vortheil davon, daß er 1) selbst diejenigen Baumarten, von welchen man gewöhnlich davor hält, sie liessen sich nicht wohl versetzen und man müsse sie lieber ganz mit der Verpflanzung verschonen, recht glücklich umsetzen kann. Denn ein Umsetzen, das so, wie ich es hier lehre, erfolgt, verursacht den Bäumen, die es betrifft, fast gar keine Empfindung; 2) nicht zu befürchten braucht, es werde ihm der Frost an seinem Holze schaden. Wer im Herbste, ohne die Wurzeln zu schonen pflanzt, folglich auch dabey die Aeste kappt, der giebt ja jedem Aste an demjenigen Flecke, wo selbst der Durchschnitt geschah, eine Blösse; durch diese dringt im Winter die Kälte ein und wenn diese auch nicht so heftig einwürkte, daß der Ast davon eingienge, so wird doch wenigstens das Oberste des beschnittnen Astes um so viel gewisser dürrholzig und trocken, weil im Herbste der Saft aus dem Holze zurücktritt und folglich die Aeste verläßt. Wärs also nicht besser, woferne

die

diejenigen Thoren, die nun einmal den versetzten Bäumen die Cronenkappen, letzteres (wenn sie gleich im Herbste pflanzten) doch erst im Frühjahre darauf verrichteten; dann hätten sie doch, weil der Winter vorüber wäre, nichts weiter von dem Eindringen der Fröste in die Blössen und Schnitte zu befürchten, vielmehr wäre zu hoffen, daß der im Frühjahre wiederum eintretende Baumsaft, die frischen Schnitte (woferne sie nur anders kunstgemäß gemacht, auch, wenn sie beträchtlich wären, mit einer Verklebung versehen würden) sobald sie ihm gemacht worden, auch so fort in die Cur übernehmen und verheilen werde.

Die Pfähle, an welche man, oben gedachtermaßen, die neu gepflanzten Bäume bevestigt, müssen von Eichen- oder Kieferholz seyn. Die Stämme zu diesen Pfählen müssen zur gehörigen d. h. zu derjenigen Zeit geschlagen (gefällt) worden seyn, wo der Saft aus ihnen zurückgetreten ist. Man glaubt, es sey am besten diese Fällung im Vollmonde vorzunehmen. Um zu verhüten, daß nicht die Pfähle, so weit sie in der Erde stehen, faul werden, folglich hernach daselbst brechen, darf man sie nur unten brennen oder bekohlen, oder auch mit halb Theer halb Pech durch einander geschmolzen, so weit sie in die Erde kommen sollen, ganz dünn überpinseln. An diese Pfähle werden die Baumstämme, entweder

mit weichen Weidenruthen, oder mit nassen Strohseilen, oder mit Hopfenranken *) angebunden. Hiebey ist zweyerley Vorsicht nöthig, erstlich daß der Pfahl den Baum nicht reiben könne. Dieses zu verhindern, muß man ein viereckiges, doppelt übereinander gelegtes Stück von grobem Tuch oder von sonst einem Kleidungslappen, vor dem Anbinden, zwischen Pfahl und Baum an diesen letztern vest machen. Ein dergleichen Stück Bast leistet eben dergleichen Dienste; man muß genau nach-

*) Wenn man die Ranken des Hopfens zu derjenigen Zeit, wo man die Köpfe von ihnen herablieset, unter den Händen hat, so sammle man selbige und hebe sie auf. Dieses Aufheben darf aber nicht drauffen an freyer Luft geschehen, denn wenn sie beregnet oder gar vom Reife getroffen werden, so verdirbt sie dies dergestalt, daß ihre Fasern alle Zähigkeit verlieren. Man hebe sie daher so viel man deren nicht gleich zum Anbinden gebraucht, Bündelweiß unter einem trocknen Obdache auf. Hier können sie Jahre lang liegen. So oft man sie zum Binden gebrauchen will, weicht man sie erst $\frac{1}{2}$ Tag lang in Wasser, dann taugen sie wie neue Stricke, vortreflich zum Anbinden. — Spaltet man dergleichen eingeweichte Ranken, so hat man bequeme Bänder um die Zweige der Spalierbäume nicht weniger Wein- und Feigenranken an die Spaliere bestens anheften zu können, wobey man also die Weiden- oder Pappelrüthgen oder nassen Strohbänder entbehren und ersparen kann.

nachsehen, an welchen Stellen des Baumstammes der Pfahl zu nahe anliegen und folglich (wenn die Bewegung des Windes hinzukommt) reiben will. An diesen Stellen des Schafts lege man gedachten Lappen, Bast oder ein Stück geflochtnes oder umgewundnes, ebenfalls vorhero in Wasser eingeweichtes, nasses Stroh um, so wird das Reiben durch den Pfahl nicht auf den Stamm, sondern auf diese Zwischenlage reiben, folglich keinen Schaden thun. Zweytens, daß man dahin sehe, daß daferne man das Anbinden mittelst einer Weidenruthe verrichtet, selbige nicht in den Schaft einschneiden möge, welches zuweilen geschieht, wenn man nicht darnach sieht. Auch dieses Durchreiben wird glücklich vermieden, wenn man zwischen Stamm und Weidenruthe eine Zwischenlage bevestigt, die des Stammes Rinde vor aller Verletzung bedeckt. — Uebrigens habe ich bey der Materie von Baumpfählen noch sehr vieles auf meinem Herzen, welches ich aber in den 2ten Anhang verlege, woselbst ich es mit Aufmerksamkeit nachzulesen und durchgängig zu befolgen von ganzem Herzen bitte, weil es von äusserster Erheblichkeit ist.

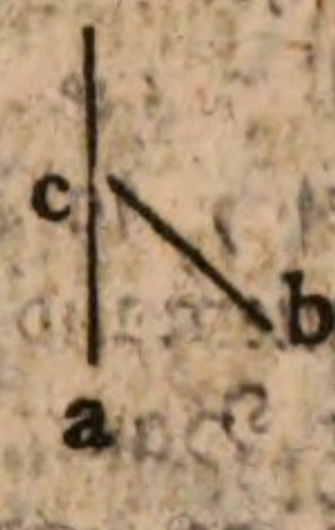
Es ist rathsam, den Pfahl allemal auf derjenigen Seite eines neu gepflanzten Baumes einzutreiben oder beyzustecken, welche nach derjenigen Himmelsgegend hin weist, von

wannen in demjenigen Lande, in welchem wir uns befinden, die meisten und stärksten Stürme zu kommen pflegen. In unserm Oberwenigstens in Chursachsen z. B. kommen die stärksten Stürme aus Westen oder Abend. Auf die Abendseite also schlage man auch den Pfahl. Solchergestalt wird der Baum diesen Stürmen am glücklichsten zu widerstehen im Stande seyn.

An Orten wo die langen Pfähle der Dieberey zu sehr unterworfen sind *), findet man

*) Gegen das Uebel, daß uns die Pfähle weggestohlen werden, empfiehlt man uns, sie von unten bis oben schneckenförmig mit Oelfarbe zu ummahlen. Diese scheckigen Pfähle werden minder leicht gemaust, weil sie sich durch ihren seltsamen, bunten Anstrich so sehr auszeichnen, daß der Dieb, wenn er sich nicht gar bald verrathen will, sie ohnmöglich, als wäre es gemeines Holz, aus Tageslicht bringen noch in seinem Hause sehen lassen darf. — Selbst die Baumstämme hat man in Gegenden, wo sie aus den Gärten und Feldern weggestohlen werden, dadurch gesichert, daß man sie mit eben solch einem Anstriche von Oelfarbe umzog; dieser Anstrich schadete dem Baume an seiner Gesundheit gar nicht, denn weil er nicht die gesammte Rinde des Stammes überzieht, sondern nur in einer breiten Schneckenlinie um ihn herum an ihm hinauf an die Crone steiget, so bleiben ja viele Stellen des Schaffts unüberstrichen, folglich bleiben auch die Schweißlöcher:

man kürzere im Gebrauch, die ebenfalls auf der Wetter- oder Sturmseite des Stammes, aber nicht senkrecht, sondern schief, nehmlich nach folgender Figur eingeschlagen werden:



a bedeutet den gepflanzten Baum, b den Pfahl, c den Ort, wo der Baumstamm an den Pfahl angebunden wird. Nach diesen Pfählen gehen die Diebe nicht leicht, weil sie klein sind und wenig die Mühe und Gefahr des Stehlens belohnen. Den Bäumen leisten sie gleichwohl genug, und bevestigen selbige eben so gut gegen die Gewalt der Stürme, als die langen, senkrecht-beygesteckten Pfähle thun. Sie haben dabey gar noch in einem Stücke einen Vorzug vor den senkrechten, langen Pfählen, daß man bey ihnen den Schaden, welchen das Reiben der Pfähle an den Schäften anzurichten pflegt,

cher der Rinde an allen diesen frey gebliebenen Flecken offen und ungestört. Solche angemalte Bäume werden nicht leicht gestohlen, denn der Dieb darf sie, mit der Farbe, nicht sehen lassen, noch pflanzen, weil sie daran erkannt würden, und die Farbe herabzubringen, hält schwer und bleibt doch meistens kenntlich.

leichter abhalten kann. Denn bey ihnen berührt der Pfahl den Stamm lediglich an demjenigen Flecke, der auf vorstehender Figur mit c bezeichnet worden ist. Wenn ich also bey solch einem Pfahle meine, gegen das schädliche Reiben abzieiende, Anstalten nur lediglich auf gedachte c-Stelle richte und deren Wohlstand und Sicherheit beständig aufrecht erhalte, so habe ich verthan, denn an den übrigen Stellen des Stammes erfolgt ja keine Berührung oder Reibung seiner Rinde, weil der Pfahl von ihm absteht. Freylich reibt an jener c-Stelle der Pfahl hier desto nachdrücklicher, auch bindet sichs den Stamm leichter an einen senkrechten, als an solch einen schiefen Pfahl, wenn man inzwischen ins Obertheil von letzterm, da wo es an den Stamm trifft (d. h. bey c.) und zwar auf der Aussenseite des Pfahls (nicht auf seiner innern, mit welcher er an den Schaft trifft,) einen tiefen Kerb einhaut, einsäget oder einschneidet, so hat man dann ein recht vestes und haltbares Anbinden, denn das Band kann nicht am Pfahle herabgleiten, noch über ihn hinausgehn, sondern liegt ruhig in dem Kerbe.

Einige pflegen sich, bevor sie einen Baum ausheben, zuförderst anzuzeichnen, nach welcher Himmelsgegend er vorhin zugerichtet gestanden, indem sie z. B. auf diejeni-

ge

ge Seite des Schafts, die nach der mittäglichen Weltgegend (Süden) zu gerichtet war, ein Zeichen an Stamm oder Crone machen, und den Baum in völlig eben der Richtung auch wieder an seine neue Stelle pflanzen. Ich richte mich hiernach nicht, vielmehr achte ich auf eine gewisse Regel, die oftmals jeder schnurstracks widerstrebt. Ich richte nehmlich wenn ich einen Baum pflanze, der eine ungleiche d. h. eine solche Crone hat, die auf einer Seite schwächer (d. h an Aesten ärmer) ist, als auf der andern, ihn dergestalt zu Rechte, daß die schwächere Seite seiner Crone nach Mittag hinweist und pflanze ihn in dieser Richtung in sein Loch; da nun von Mittag her die wärmste und angenehmste Luft und der wärmste Sonnenschein kommen, so wird durch sie solch eine kahlere Cronenseite mehrentheils bewogen, mehrere Aeste auszutreiben und hierdurch der an Aesten reichern Seite, die nun, weil sie gegenwärtig nach dem kältern Norden (Mitternächtliche Lage) zu gerichtet steht, im Wuchse ohnehin etwas mehr an sich hält, völlig gleich zu kommen.

Oft schon sind frischgepflanzte Bäume, welche gar nicht anzuschlagen, noch grün zu werden schienen, weil sie entweder von Haus aus kränklich waren, oder auf eine unkundige Weise umgesetzt wurden, bloß allein dadurch gänzlich hergestellt und gerettet worden, daß

man, sobald man dieses Aussenbleiben und diese Kränklichkeit bemerkte, täglich wenigstens einmal den Stamm und die Aeste mit frischem Wasser abwusch. Dieses Waschen durchfrischte sie dermaßen und bekam ihnen so wohl, daß sie sich bald eines bessern besonnen und wohl gar darauf noch rascher anschlugen und austrieben, als die andern Bäume, die man mit ihnen zugleich gesetzt hatte und die gleich vom Anfang an fortzuwachsen Lust gehabt hatten. Ueberhaupt ist diese Baumwäsche ein wahres Heilmittel gegen das Trauren und Kränkeln der Bäume und kann kaum sattsam angepriesen werden.

Einige pflegen bey Einpflanzung ihrer Bäume, nebst der Erde, mit welcher sie seine Wurzeln umgeben, auch noch Mist in die Grube hinab zu bringen, in der Meynung, es werde dann ein jeder Baum um so viel gewisser anschlagen. Dieses gefällt mir durchaus nicht; der Mist, wenn er zumal die Wurzeln berühren kann, und wenn zumal diese Wurzeln noch nicht im Erdboden vest sitzen, sondern erst noch einfasern sollen, ist gar leicht im Stande sie anbrüchig und schimmlich zu machen, und wenn er dieses auch nicht thäte, so könnten wir ihn doch, bey der Pflanzung selbst, gar sehr leicht entbehren, weil er zur Beförderung des Einwurzelns ganz und gar nichts beyträgt. Ein gesunder Baum, in einem wohl an ihn anschliessenden Erdreich,

wird

wird, wenn letzteres zumal auch nöthige Feuchtung bekommt, ohne alle Beyhülfe des Wässes allemal ganz zuverläßig anschlagen. Wäre das Erdreich, worauf wir ihr pflanzten, nicht einmal in der Maaße kräftig, daß es ihn in dem ersten Jahre nach der Einpflanzung ernähren und erhalten könnte, so wäre es in der That gar nicht werth gewesen, daß man es bepflanzt hätte. In den spätern Jahren aber, wo das zunehmende Wachsthum und die darzu kommende Tragbarkeit des Baumes den Erdboden merklicher erschöpfen, ist das Bedüngen nützlich und nöthig, wovon wir im folgenden Artikel handeln wollen.

Hat man ohne das Einschlämmen zu gebrauchen, gepflanzt, so binde man, weil sich bey solch einer Pflanzung die Erde erst nach einiger Zeit, wenn mehrere Regen auf sie herabfallen, vollkommen setzt, den Baum nur locker an seinen Pfahl; denn ist er im Gegentheile vest und strenge an den Pfahl gebunden und es setzt sich hernach unter den Wurzeln die Erde zusammen, so kann, des strengen Anbindens wegen, der Baum nicht, wie es doch seyn sollte, nachsinken, bleibt folglich halb schwebend in der Grube und also kommen die Wurzeln in eine hohle Lage, von welcher Hohlung um die Wurzeln der Baum allemal grossen Schaden leidet, weil nur dasjenige Erdreich seine Wurzeln ernähren und

frisch

frisch erhalten kann, welches genau an diese Wurzeln schließt und selbige um und an umgiebt.

Nun aber auch die grosse Hauptfrage: **Wie weit** soll man die Obstbäume und zwar die hochstämmigen im Baumgarten **aus einander** pflanzen? Ich antworte: Dies richtet sich nach der Beschaffenheit der Sorte und ihres Wuchses. **Hochstämmige** Aepfel- und Birnbäume setze man 30 Fuß (d. i. 15 Ellen) auseinander, Pflaumenbäume lasse man 20, Kirschbäume, wenn es süße Arten sind, ebenfalls 20, ausserdem aber (nehmlich wenn es vielmehr saure Arten sind) nur 10 bis 15 Fuß auseinander pflanzen. Maulbeerstämme und gute Kastanienbäume 20 Fuß auseinander. Pfirsch- und Aprikosenhochstämme 10 bis 15 Fuß, und eben so die Quittenstämme. — Pflanzt man aber Zwerg- oder Spalierbäume, so kommt alles darauf an, ob man, meiner mehrmaligen Erinnerung zu folge, die rechten Sorten und in allen Dingen solche Bäumgen hat, welche nicht zu frech wachsen; 6 bis 8 Ellen ist aber doch immer im geringsten nicht zu viel Raum zwischen zwey Spalierbäumen, wenn sie gleich nicht frech wachsen, sondern in aller Bescheidenheit treiben. Solchen, welche sehr scharf treiben muß man merklich mehrern Zwischenraum zwischen zweyen Stämmen erlauben,

denn

denn wie schändlich sieht es nicht nachmals, wenn sie einst, aus Mangel des Raums, mit den Aesten in einander hinein wachsen, wie die wilden Waldsträucher *).

Pflanzt man einen Spalierbaum, so setze man ihn nur nie mit seinem Stamme so nahe an die Mauer, denn da er mit zunehmenden Jahren in die Dicke wächst, so würde bald sein Schaft an die Mauer antreffen und entweder auf der Seite, wo er an die Mauer antrifft, gar nicht weiter an Dicke zunehmen können, oder doch sich dabey die Rinde gefährlich zerreiben. — Die Spaliere streiche man nie mit Grünspan (Spangrün) an, denn ausser, daß es eben nicht schön aussieht, so will man auch angemerkt haben, daß die giftigen Ausdünstungen dieser Farbe, die sich (so oft es von einem Regen naß gemacht wird) immer wieder erfrischen, und verstärken, sogar den Bäumen ungesund sind, und

das

*) Das zu nahe Aneinanderpflanzen der Bäume ist ein grosser Mißbrauch und gehört unter die unerkannten Ursachen des schlechten Gedeyhens so vieler Obstbäume. Man glaubt, viele Obstbäume trügen mehr Früchte, als wenige zu geben im Stande sind. Allein wenige Bäume, die sich in einer geräumigen Pflanzung recht wohl befinden, sind weit mehr zu tragen fähig als eine doppelt starke Zahl von Bäumen, die sich drängen und von welchen einer den andern verdämpft.

das Gedeyhen derselben sichtlich vereiteln. Ein Anstrich des Spaliers mit graublauer, oder wasserblauer Oelfarbe präsentirt sich nicht allein am schönsten, sondern dampft auch wenn gleich ebenfalls ein Gift (nehmlich Bleyweiß) dazu kommt, dergleichen giftigen Gestank keineswegs von sich aus, daher die Bäume an solch einem Spalier gar freudig wachsen.

Ausser der Pflanzung hochstämmiger und der Spalierbäume giebts aber auch noch eine andre, nehmlich die Pflanzung der Hecken. Von dieser will ich hier noch nichts gedenken, sondern verschiebe die Abhandlung bis in den 5ten Anhang, in welchem ich nicht allein von Obsthecken, sondern auch von denjenigen handeln will, welche auch nur bloß um des Schattens, um der Schönheit oder um der Einfriedigung willen (als lebendige Zäune) gepflanzt und unterhalten werden.

* * *

Wer die Bäumgen, welche er einpflanzen will, aus fernen Gegenden zugesendet bekommt, so daß diese Stämmgen von der Reise sehr ausgetrocknet, oder gar dem gänzlichen Verdorren nahe in seine Hände gelangen, der lege sie, bevor er sie einpflanzt, der Länge nach auf die Erde, an einer schattigen Gartenstelle, einen neben den andern. Hierauf werfe er

fla-

klares Erdreich auf sie, bis daß sie über und über bedeckt sind, dann bringe man dieses Erdreich, durch ein sanftes Begießen, zum gehörigen Anschließen an die Wurzeln. So lasse man es 6 bis 8 Tage lang, oder kurz so lange liegen, bis Wurzeln, Schaft und Zweige an ihren Rinden wieder vollkommen saftig geworden sind. Dann pflanzt man sie wie gewöhnlich ein, und wäscht ihnen in den ersten Wochen nach der Einpflanzung die Schäfte fleißig mit Wasser, um sie bey Safte zu erhalten *). Allen, welche uns Bäume zuschicken sollen, müssen wir nur auch ja einschärfen, daß sie nicht vergessen vor dem Ausheben an jedwedem Stamme die Tieffe anzuzeichnen, in welcher er bis dahin in der Erde stand, wäre es aber ja vergessen worden und wir wüßten uns nun gar nicht zu helfen, so pflanze man lieber zu seicht, als zu tief; wenn in solch einem Falle die obersten Wurzeln nur eines mäßigen Fußes hoch Erde über sich bekommen, so muß es schon genug und wird nicht schädlich seyn, worgegen ein zu tiefes Pflanzen schlechterdings von sehr nachtheiligen

*) Man kann auch den Stamm so lang er ist mit feuchtem Stroh oder nassem Moose umbinden, damit ihn, wenn man ihn nicht genug mit häufigem Waschen abwarten und anfeuchten könnte, doch die äussere Luft nicht aussaugen und saftlos machen könne.

ligen Folgen für die Gesundheit und Tragbarkeit der Bäume ist.

Billig predigt man es jetzt aller Orten, daß es äusserst rathsam sey, nicht allein jeden Platz, den der Getreydebau entbehren kann, mit Obstbäumen zu bepflanzen, sondern auch selbst die Getreydeäcker mit Obstbäumen zu besetzen. Was dieses letztere betrifft, so kommt es leider noch den meisten Deutschen wunderbar vor und sie stehen gemeiniglich noch sehr an, ob sie sich darzu entschliessen wollen oder nicht. Gleichwohl haben es uns die Engelländer schon vorlängst aufs deutlichste gezeigt, daß man nicht besser thun könne, als sich dazu zu bequemen. In Engelland stehen unzählige Obstbäume auf den Getreydefeldern und um dieselben herum, und es zeigt sich nicht allein keinesweges, daß die Getreydefrüchte, welche sonach um die Bäume herum und unter ihnen erwachsen, dabey einbüßten, sondern es scheinet auch sogar beydes, nehmlich Getreyde- und Obstbau auf einerley Ackerstücke recht für einander gemacht zu seyn. Das Getreyde gedeyht äusserordentlich wohl und die Obstbäume auch, weil sie im Felde luft und Sonne viel freyer und reichlicher geniessen, auch dadurch gewaltig profitiren, daß der Boden um sie herum nie verrasen noch hart werden kann, weil ihn die jährliche Bearbeitung und Bestellung zum Getreyde

hers

herum stürzt und bedüngt, und sonach unaufhörlich in Bau und Besserung erhält. Bey uns aber glaubt noch immer so mancher Halbgelehrter und Halbkluger, es wüchse kein Getreyde unter den Bäumen. Freylich versteht sich am Rande, daß Bäume, die man auf Getreydeäcker, oder um dieselbigen herum pflanzt, recht sehr weit auseinander gesetzt werden müssen, denn stünden sie so nahe beysammen, wie wir sie in unsre Baumgärten pflanzen, dann würden freylich ihre oben zusammen stossenden Cronen dem darunter stehenden Getreyde Luft, Sonne und Regen theils schmälern, theils entziehn, folglich würde da der Getreydebau sehr schlecht gelingen. Aber so machen es ja auch die Engelländer nicht, sondern, sie setzen keinen im Getreyde stehenden Baum seinem Nächsten näher als so, daß zwischen beyden 50 Ellen Zwischenraum bleibt. Dann können sie dicht bis an den Baum hinan säen und das Getreyde geräth gewiß vortreflich. — Wahre Schande für uns, daß wir diesen herrlichen Gebrauch nicht schon überall einführen, mit welcher ungeheuren Menge von Obstbäumen, die bis dahin nicht vorhanden gewesen wären, könnten wir nicht dann unsre Provinzen bereichern, welchen herrlichen zweyfachen Gewinn von unsern Aeckern könnten wir ziehen, und welche unvergleichliche Zier unsern Landschaf-

ten und Fluren gewähren, die jetzt, wenn es ihnen an Bäumen in Feldern, auf Gränzen, an Gräben ꝛc. mangelt, so einsam und öde aussehn. Welche süsse Kühlung und Ruhe hätte dann unser Schnitter bey seiner sauern Verrichtung allenthalben, sobald er nur wollte, zu Geboth. Schande, daß solche Vorschläge unausgeführt bleiben. Denjenigen, welche keine Lust haben, Obstbäume auf die Felder zu pflanzen, empfiehlt man jetzt, sie doch wenigstens mit wilden Waldbäumen, von denen man doch Nutz- und Brennholz bekommt, zu umpflanzen. Dies ist gut und vernünftig, nur nehme man hierzu keine Buchen, Eichen, und keine Espen. Denn von erstern beyden verdirbt das sehr scharfe, zusammenziehende Laub, wenn es untergeackert würde, die Fruchtbarkeit des Ackers, letztere hingegen wuchern häßlich aus der Wurzel um sich.

Auch auf Wiesen ist es vollkommen rathsam, Obstbäume anzupflanzen; man muß nur diese Bäume eben so weitläuftig pflanzen, als man sie ins Getreydefeld setzt, so werden sie das Gras im allergeringsten nicht verdämpfen. Vielmehr wächst unter den Bäumen gemeiniglich das allerhäufigste und längste Gras, weil sich unter den überhangenden Cronen derselben, das Erdreich bey Feuchtung erhält. Erst neuerlich bewies es ein sehr erfahrner Landwirth aus seinen Versuchen, daß

daß der Grasertrag von Wiesen, auf denen auch Bäume stehen, weit besser und reichlicher sey, als der von Wiesen ohne Bäume. Haben wir nicht hier abermals reichliche Gelegenheit, uns schämen zu müssen, daß wir solche Vortheile unbenutzt lassen, durch welche wir doch auf das zuverläßigste in den Stand kommen würden, einerley Grundstück auf zweyerley gleich wichtige und erwünschte Weise, ohne Nachtheil oder Deterioration dieses Grundstücks (denn wenn wir es in Bau und Besserung erhalten, welches ja auf jeden Fall, auch bey der einfachen Benutzung, nothwendig ist, so darf es sich nicht abnutzen oder verschlimmern) auf das glücklichste zu benutzen.

Uebrigens ist das sehr zu loben, daß man jetzt bey uns sehr darauf ausgeht, die Gemeindeplätze der Dorfgemeinden mit Obstbäumen zu bepflanzen. Die Menge der im Lande vorhandenen Fruchtbäume erhöht sich auch hierdurch ziemlich merklich *). Nur zweyerley hät-

*) Auch dadurch wollte man in verschiedenen Provinzen, nahmentlich in Churſachſen die Anpflanzung häufiger Obstbäume befördern, daß man geboth, jedwedes neues Ehepaar sollte bey seiner Verehlichung so und so viel junge Obstbäume setzen. Wenn der Befehl befolgt würde — — läßt der unschätzbare Verfasser des Carl von Carlsberg einen Bauer sagen — so wäre schon unsre ganze Flur ein Obstgarten. Da läßt sich aber

hätte ich dabey zu erinnern, 1) sollten die auf solch einen Platz gesetzten Obstbäume nicht der ganzen Gemeinde (die dann der Bäume Ertrag unter sich theilt) gehören, sondern man sollte die Gemeinde durchaus dahin bewegen, daß sie den Platz theilweise unter die einzelnen Glieder, aus welchen sie bestehet, verlooste. Das Wörtgen Mein und Dein ist, in Dingen, wo von Anbau, Anpflanzung, Mühe, anzulegenden Unkosten und herauskommenden Erwerb die Rede ist, von gar zu grosser Kraft und Erheblichkeit. Ein Platz mit dem der Landmann nun machen kann, was er will, weil er ihm durch ein richtiges Loos zufiel, wird gewiß von ihm williger, und mit besserm Geschicke angebaut, als der auf welchem er sich nur als Mitarbeiter, zugleich mit seinen Nachbaren — mit denen er oft so wenig einträchtig, so wenig harmonisch lebt; man kennt ja die Eintracht der meisten Dorfgemeinden! — beschäftigt. 2) Sollte ein solcher Platz mit mehrerer Klugheit bepflanzt werden. Gemeiniglich sind diese Gemeindeplätze elende Leeden, die man für schlecht und unfruchtbar hielt und die man deshalben zur Gemein-

aber der Amtmann für jedes halbe Dutzend, das gepflanzt werden soll, acht Groschen bezahlen. Mit solcher Manier hat der Unterthan eine Abgabe mehr und wird doch immer kein Baum gepflanzt. O schön!!!

meindehutung (Gemeindetrift) liegen gelassen und gebraucht hatte. Als Hutungsplätze sind dergleichen Leeden folglich seit langen Jahren her, durch das Vieh, so derb und hart getrampelt, daß ihre Unfruchtbarkeit dadurch vollends recht entschieden worden ist. Nun gehn nach gerade die einfältigen Leute auf der Stelle hin und kaufen auf Einmal, weil sie eins worden sind die Trift von nun an mit Obstbäumen zu bepflanzen, aus einer Baumschule solche Bäume deren Art es sofort mit sich bringt, daß sie auf solch einem Boden nicht fortwachsen können. Der Apfelbaum z. B. verlangt unter allen Obstbaumarten den besten und fruchtbarsten, lockersten Boden, kann er also wohl — da dergleichen Leute zumal fast nie daran denken, solch einen Platz vorhero zu rigolen — auf einer Leede von gedachter Beschaffenheit gedeyhen? Keinesweges, sondern wenn er auch anschlägt, so bleibt er doch zeitlebens ein elender, unnützer Krüpel. Birnbäume nehmen ebenfalls nicht leicht auf solch einem Lande vorlieb, Pflaumen schon eher, doch giebts auch Fälle, wo sich Pflaumenstämme durchaus nicht in dergleichen Erdreich schicken wollen. Kirschbäume sind gemeiniglich weit weniger ekel, ich habe sie hundertmal auf Plätzen, wo die Pflaumenbäume schlechterdings nicht wachsen wollten, vortreflich gedeyhen gesehen. Soll-

ten denn also nicht dergleichen Leute sowohl vor der Pflanzung die erforderlichen Auflockerungs- und Verbesserungsmittel anwenden, als auch, bey dem Pflanzen selbst, diejenige Fruchtart allein erwählen, die sich vor die Beschaffenheit ihres mehr oder weniger fruchtbaren Landes schickt, und von der sie sich einen wahren und anhaltenden Nutzen versprechen können. Eine grosse Thorheit, die man aber leider gar nicht selten bemerkt, ist es, wenn Herrschaften, welche ein Guth verpachten (und zwar nicht in Erbpacht, sondern nur auf 6. 8. oder 10 Jahre) in dem Pachtcontracte vest setzen, es sollte der Pachter die Sorgfalt für die Nachpflanzung junger Bäume in den Baumgärten und auf den Fluren auf sich zu nehmen schuldig und gehalten seyn. Wie läßt sichs aber in aller Welt von der eigennützigen Denkungsart der meisten Pachter erwarten, daß sie solch einer Bemühung, von welcher sie keinen Nutzen zu gewarten haben *) mit wahrer Sorgfalt und Eifer sich unterziehen würden. Er pflanzt ja wohl

*) Denn in den nächsten Jahren nach der Pflanzung tragen ja die Bäumgen noch nichts, und die entferntern wo sie anfangen zu tragen, erlebt ja der Pachter vielleicht nicht mehr an selbigem Orte, weil er ja nicht wissen kann, ob ihn nicht nach Ablauf jener 6. bis 10 Jahr ein andrer Pachtlustiger überbiethet und folglich aus dem Guthe bringt.

wohl Bäume, weil er sich ausserdem fürchten müßte aus dem Contracte verklagt zu werden, allein wie pflanzt er sie denn? — Ich brauche nichts weiter zu sagen, denn Kenner verstehen mich gewiß ohnhin. — Zudem ist aber auch das manchmal der Fall. Der Pachter hätte zwar guten Willen genug, die Bäume mit aller Sorgfalt zu pflanzen, allein es fehlt ihm an Kenntniß der Baumzucht und er weiß die Regeln nicht, die ihn bey solchen Pflanzungen leiten sollten, und die selbst mancher Kunstgärtner nicht versteht.

3. Bau und Besserung des Landes, auf welchem Obstbäume stehn.

Wie unzähligemale habe ich mich nicht schon über die Verkehrtheit geärgert, die bey den meisten Gartenbesitzern, Gärtnern und Landleuten in Ansehung des Punctes obwaltet, in welchem Maaße und durch welche Mittel man ein solches Erdreich bey Kräften erhalten müsse, auf welchem Obstbäume angepflanzt sind. Zwergbäume haben sich noch immer am ersten eine Verbesserung des Bodens, auf welchem sie stehen, zu versprechen, weil letzterer gemeiniglich aus Rabatten besteht, die man auch sonst noch ausser den Bäumen zu Küchen- oder Blumenpflanzen benutzen will, und um dieser Pflanzen willen,

dann und wann bedüngt, wenigstens alljährlich umgräbt und vom Unkraute säubert. Um die guten hochstämmigen Bäume hingegen, die doch von allen die nützlichsten sind, und die, eben um ihrer Höhe und Grösse willen, gerade unter allen die meiste Ernährung bedürfen, um diese, sage ich, bekümmert sich eigentlich fast niemand. Gemeiniglich denkt man, ein solcher Baum sey ja groß und stark genug, er ernähre und unterhalte sich schon von selbst und wenn er nur einmal gepflanzt und angeschlagen sey, so sey ihm weiter keine Pflege nöthig. Welch ein schändliches Vorurtheil!!! Wir pflanzen in den Küchengärten, oder auf den Blumenbeeten kein einziges Gewächs, sey es auch noch so klein von Art und Wuchse, an, ohne darzu zu düngen, und machen uns niemals Hoffnung, selbiges glücklich zu erziehen, wofern die Bearbeitung und Bedüngung unterlassen worden ist. Woferne wir nun, wie wir allerdings Ursache haben, selbst bey den kleinsten Pflanzen, das Bessern des Bodens unumgänglich nöthig finden, wie sollte es denn möglich seyn, daß Bäume, (welches doch Gewächse sind, die ihrer Grösse halben und der langen Jahre halben, die sie auf einerley Lande stehen, tausendmal mehr Nahrung erfordern, als selbst das stärkste und größte Küchen, oder Blumengewächs) zeitlebens fast ohne alle Bearbeitung und Verbesse-

rung

rung des Bodens, aus welchem sie sich nähren, bestehen, zunehmen, und reichliche Frucht (die doch augenscheinlich gewaltig viel Kraft aus der Erde erfordert) tragen könnten. Gewiß und wahrhaftig dieses Verfahren und dieses Urtheil gehört zu den allergrößten und wichtigsten unerkannten Sünden in dem Landbau und der Gärtnerey. Es legt den Grund zu der Untragbarkeit, zu dem Schmachten und Darben, das wir an so vielen tausend Obstbäumen, die in vielen Jahren ihre Stelle nicht bezahlen, sondern bloß zu Brennholze qualificirt sind, mit Betrübniß bemerken müssen.

Das zwar habe ich oben geäußert und wiederhole es hier nochmals, daß ein Baum von seinem ersten Lebensjahre an, bis zu denjenigen Jahren, wo er anfängt Früchte zu tragen, keinen Dünger bekommen darf. Von den Jahren aber, wo er seine Frucht zu liefern anfängt, verhält sichs ganz andres, von da an muß nehmlich das Land nicht mehr wie vorhero bloß umgearbeitet und rein gehalten, sondern auch sehr fleißig bedüngt und gebessert werden. Lasset uns untersuchen, worinnen dieses bestehe.

Das erste, was wir zu diesem Ende observiren müssen, ist dies, daß wir niemals den Boden, auf welchem unsre Obstbäume stehen,

verrasen lassen. So gewöhnlich dieses auch ist, weil gemeiniglich die Baumgärten auch Grasegärten abgeben sollen, so übel und verkehrt ist es jedoch. Kein Land kann zur Grässerey liegen gelassen werden, ohne in kurzem vollkommen zu verrasen, dieser Rasen, in welchem so viele tausend Gras- und Kräuterwurzeln durch einander wachsen, wird so dicht in sich selbst wie ein Filz, und saugt nicht allein die Oberfläche des Landes, welches er bedeckt, gewaltig aus, sondern verhindert auch, daß das Land die wohlthätigen Einwürkungen des Regens, (wenn es nicht äußerst durchdringende Güsse sind) des Schnees und der Sonnenstrahlen in sich bekommen kann, indem die tausendfachen Gewürzel, die solch eine Rasendecke ausmachen, gar nichts hindurch lassen, sondern alles für sich selbst brauchen und verwenden.

Im Geiste höre ich hier schon den Einwurf einiger Zweifler. Wenn ich, pflegen sie einzuwenden, meinen Baumgarten nicht wollte verrasen lassen, so büßte ich ja das schöne Gras ein, daß ich bis jetzt beständig unter den Obstbäumen gewonnen habe, und das mir jedesmal bey meinem Viehstande so nöthig gewesen ist. Ich antworte hierauf: Dies Gras büssest du freylich ein, allein bedenke folgende zwey Sätze: Erstlich bleibt nicht der Wohlstand, die Gesundheit, lange

Daner

Dauer und reichliche Tragbarkeit deiner Obstbäume der wichtigste Gegenstand in deinem Baumgarten. Muß ihm nicht der kleinere Vortheil, derjenige nehmlich, den du aus dem Ertrage des Grases gewinnst, bey weitem nachstehen, sobald zumal ausgemacht und entschieden ist, daß er dem Ertrage des wichtigern Gegenstands, nehmlich der Obstbäume, schnurstracks entgegen und im Wege steht. Zweytens wird es dir ja nicht verbothen, auch außer den Bäumen noch etwas Nützen gewährendes auf deinem Baumgartenlande zu erziehen. Bloß das wird dir untersagt, ihn zum Graselande zu machen, oder verrasen zu lassen. Denn diese letztere Art der Benutzung nöthigt dich den Boden, wenn anders viel und dichtes Gras, wachsen soll, mit allem Umreissen, Graben, Pflügen und Behacken zu verschonen, folglich hält es dich von allem Bau des landes und von fleißiger Veredlung desselben, als welche ohne jährliche Bearbeitung nicht auszuführen ist, schnurstracks zurück. Willst du aber das land unter und zwischen deinen Bäumen auf eine erlaubte und dabey sehr vortheilhafte Weise benutzen, so grabe oder pflüge es in jedwedem Herbste nach seiner ganzen länge und Breite tüchtig um *), und

*) Wenn man um die Bäume her pflügt, so treibe man den Pflug nicht völlig bis an den Stamm hinan,

und bestelle es drauf in jedem Frühjahre mit Hafer, Wicken, Gerste, oder mit einem aus diesen drey Gesämen gemachten Gemisch, das man Gemang nennt. Gehen diese Getreydesaamen auf, so kann man sie den ganzen Sommer über wenigstens 3 mal grün abschneiden. Dies giebt eine Fütterung für das Vieh, vornehmlich für die Milchkühe, welche wahrhaftig derjenigen an Menge und Güte gar merklich vorzuziehen ist, die wir gewinnen, wenn wir den Boden verrasen, und dann dies Gras zur Fütterung gebrauchen lassen. Auch darzu kann man solch einen umgearbeiteten Baumgartenboden treflich benutzen, daß man ihn im Frühlinge mit Erdbirnen (Kartoffeln) besteckt. Sonst aber lassen sich, auch außer gedachten Getreydearten, und noch außer den Kartoffeln, alle Arten der Erdgewächse, die den Getreyde- Futter- oder Küchenpflanzenbau betreffen, mit größtem Nutzen und Vortheile unter den Obstbäumen, und um selbige herum erziehen, nur kommt es darauf an, daß wir, je mehr wir solch einen Baumgarten-

hinan, um nicht des Baumes oberste Wurzeln zu schneiden. Man hebe also in einiger Entfernung von den Stämmen den Pflugschaar heraus, und hacke das Land zunächst um die Wurzeln mit der Hacke um, als wobey man sich besser vor Beschädigung der Wurzeln in Acht nehmen kann.

gartenboden, eben wie die Engelländer, als ein wahres Feld oder Ackerland besäen und bestellen, ihn auch eben so reichlich und oft bemisten, als man die eigentlichen Felder zu bedüngen pflegt. Bloß zweyerley Classen der Acker- und Küchengartengewächse halte ich für schlechterdings verwerflich, in den Baumgarten nehmlich zuerst alle diejenigen, welche sehr tief wurzeln, und durch die Menge ihres tiefen Gewurzels nicht allein den Boden sehr vest und hart machen, sondern ihn auch entsetzlich aussaugen. Hieher rechne ich die Kleearten, deren Anbau unter den Obstbäumen und um dieselben herum ich niemals anrathen will. Vors zweyte alle diejenigen Gewächse, deren Bau es nothwendig mit sich bringt, daß man sie zwey oder mehrere Jahre stehen und wachsen lasse. Da uns diese, eben hierdurch, verhindern, den Boden im Herbste nach Erforderniß umzupflügen oder zu graben, so ist ihre Erziehung in so ferne dem Baumgartenlande nachtheilig. Sonst behaupten auch große Gärtner, daß es den Obstbäumen sehr schädlich sey, wenn man unter ihnen, oder um sie herum Bohnen erzieht. Wir hätten also Ursache dieses Gewächs nicht allein aus den Baumgärten wegzulassen, sondern auch selbiges von solchen Küchengartenrabatten, auf welchen auch Zwergbäume stehen, gänzlich zu verbannen.

So

So viel von denjenigen Obstbäumen, deren Boden noch nebenher genutzet werden soll. Will man letzteres aber nicht, sondern das Land soll ganz und gar nichts mehreres, als nur allein die Obstbäume tragen, so ist doch Bearbeitung und Besserung des Landes eben so sehr Noth. Denn, wenn gleich auf einem Boden, der keine sonstigen Pflanzen trägt, sämtliche Kraft desselben bloß den Bäumen zugewandt wird, so erschöpfte sich ja doch diese Kraft binnen einigen Jahren, und eine öftere, neue Verstärkung derselben bliebe immer ein gar wesentliches Erforderniß. Man muß daher jedwedes Jahr im October *) um einen jedweden Obstbaum, keinen aus-

*) Es ist nicht rathsam (es müßte denn der Boden zu den allzunassen, die man immer lieber im Frühjahre erst bearbeitet, weil es da besser austrocknet, gehören) das Aufgraben oder Aufhacken bis zum Frühjahre zu verschieben. Denn wenn das Land im Frühjahre auf- und umgegraben wird, so dringt die austrocknende Frühjahrsluft in seine Lockerheit ein, und raubt ihm dadurch alle die schätzbare Feuchtigkeit, welche sich den Winter über im Boden gesammelt hatte, und von welcher (woferne man sie nur nicht durchs Frühlingsumgraben ausgetrieben hätte) der Baum das ganze Frühjahr hindurch hätte zehren können. Die Frühjahre sind ohnehin zuweilen gewaltig dürr und trocken, und wenn dann der Erdboden nicht, in sich selbst,

und

ausgenommen, die Erde (doch ohne Beschädigung seiner Wurzeln) so tief, als nur möglich ist, umgraben und auflockern. Durch dieses jährliche Aufhauen des Landes wird nicht allein das Verrasen desselben aufs glücklichste und zureichendste verhindert, sondern auch bewürket, daß die schätzbare Befeuchtung des im Winter mehrentheils häufigen Regens und Schnees, sich vollkommen und aufs reichlichste und tiefste in den Boden hineinzieht. Von dieser Winterfeuchtung wird das Land äußerst saftig und fruchtbar, zugleich aber auch machen die Fröste alle Schollen und Klösse des umgearbeitet da liegenden Erdreichs so mürbe und so zerfallend, daß ein solcher Boden hierdurch an Verfeinerung, Geschlachtheit und Mildigkeit ausnehmend besser wird.

Nichtsdestoweniger wären wir sehr im Irrthume, woferne wir glaubten, mit diesem jährlichen Umarbeiten sey nun alles gethan. Nein, es muß auch noch eine eben so öftere würkliche Düngung hinzukommen, als diejenige und noch aus dem Winter her, einen Vorrath von Feuchtigkeit besitzt, so fallen gemeiniglich alle Blüthen der Obstbäume herab, ohne Frucht anzusetzen. — Wer sich inzwischen nun einmal verstolpert, und das Umgraben im October unterlassen hätte, der grabe nur wenigstens im Frühjahre so zeitig, als nur immer möglich seyn will (nur daß auch das Land nicht annoch allzunaß und schmierig sey).

nige ist, die wir unsern Getreydefeldern oder Küchenländereyen zukommen lassen. Stehen unsre Bäume nach engländischer Sitte, auf den Getreydefeldern selbst, so haben wir nicht nöthig, jeden einzeln zu bedüngen, denn indem das ganze Feld gedüngt und jährlich bearbeitet wird, so wird ja schon eben dadurch dessen gesammtes Erdreich aufs glücklichste verbessert und fruchtbarer gemacht. Solche Bäume hingegen, welche in Baumgärten oder auf Wiesen und ähnlichen solchen Orten stehen, auf denen nichts als die Obstbäume gebauet werden soll, diese, sage ich, müssen einzeln bedüngt werden. Zu diesem Ende hat man zweyerley Methode. Die eine durch Untergrabung vieles kurzen, fetten Mistes, der aber die Wurzeln nicht unmittelbar berühren darf, und zu öberst mit Erde wiederum zugeworfen wird. Die andre durch Darreichung eben dieses Düngers in Form eines Gusses. Von beyden (unter welchen mir letztere am allerbesten gefällt) habe ich schon oben (August 7.) ausführliche Erwähnung gethan. Beyde Methoden werden im October, zu welcher Zeit das Land um die Bäume her ohnhin umgegraben werden muß, sonst aber zu keiner andern Zeit angewandt. Hätte man es ja vergessen im Herbste zu thun, so kann es allenfalls noch im Frühjahre (so zeitig als möglich) geschehn. Ungleich besser aber ists, beyde

erwähnte Düngungsmethoden, nehmlich die nasse sowohl, als die trockne, jedesmal bereits im October, gleich bey dem Umgraben zu besorgen.

Wie oft soll man aber den Boden um die Obstbäume her düngen? — Diejenigen, welche auf freyem Getreydefeld stehen, empfangen ihren Dünger so oft, als es, nach jedes Districts landesart, sich gebühret, das Getreydeland zu bedüngen. Die andern aber, welche einzeln bedüngt werden sollen, müssen ihn so oft bekommen, als es nach der Beschaffenheit des Erdbodens erforderlich scheint. Ueberfluß, auch wohl schädlich würde es seyn, wenn man Bäume, die auf vorzüglich gutem Boden stehen, jeden Herbst bemisten wollte. Unterdessen glaube man doch ja nicht, als ließe sich das Bedüngen der schon großen und tragbaren Obstbäume so leicht übertreiben. Die Erfahrung hat mir auf wiederholte und höchst genaue, an unterschiedlichen Orten angestellte Versuche vollkommen das Gegentheil gezeigt. Pflanzen von solcher Größe und Stärke, dergleichen Bäume sind, bedürfen wahrhaftig gewaltig viel, wenn sie nicht bloß das Leben erhalten, sondern auch viel leisten sollen. Gehört unser Land vollends zu den minder guten und mehr magern, als fetten, so haben wir vollends nicht Ursach, uns Sorgen ankommen zu lassen, als würden wir das Dün-

gen etwa übertreiben. Lasset uns vielmehr in jedwedem Herbste jeglichem Baum einige Eymer Mistwasser reichen, so wird unser Land das kräftigste und beste werden und verbleiben. Diejenigen, welche das fleißige und reichliche Bedüngen des Baumlandes unterlassen, pochen manchmal darauf, daß ihre Bäume ja auch ohne dies recht schön fortwüchsen. Allein vors erste ist ja ein recht schönes Wachsthum noch nicht das allerschönste, sondern vielmehr noch immer einer Erhöhung und Verbesserung fähig, die nur durch das Bemisten zu erlangen steht; vors zweyte zeigt sichs auch nach einem Verlaufe mehrerer Jahre von selbst, wie thörigt jenes Vertrauen auf die unerschöpfliche Güte des Bodens gewesen sey. Denn wenn nun einmal die Bäume, vor Alter, ans natürliche Ende ihres Lebens kommen, folglich eingehen, und an ihre Stellen neue nachgepflanzt werden sollen, so wollen mehrentheils diese nachgepflanzten Bäume, (vornehmlich wenn sie von Einerley Art mit dem vorherigen Baume sind) gar nicht wiederum anschlagen, sondern bleiben zurück, und gehen ein. Warum geschieht das? die Ursach ist keine andre als diese: Alle Nahrungstheile, deren diese Baumart zu ihrer Erhaltung und Gedeyhen benöthigt ist, sind von dem ersten Baume dermassen aus dem Lande herausgesogen, daß letzteres gänzlich von selbigen entblößt

blößt ist. Der neue Baum findet also nichts zu seiner Erhaltung übrig gelassen, und muß demnach verhungern. Würde man nicht solch einer Erschöpfung des Landes dadurch vollkommen vorgebaut und abgeholfen haben, woferne man in Zeiten und schon lange Jahre zuvor fleißiges Bedüngen angewendet hätte. Wäre nicht hierdurch dem Boden beständig wieder so viel an Nahrung zugewendet worden, als er seines Orts den Bäumen zu zollen genöthiget war.

Manche denken wunder wie viel sie zur Pflege des Bodens beygetragen haben, wofern sie (und zwar wohl nicht einmal im Herbste, sondern wohl gar zu andrer und ungeschickter Zeit) dicht und ganz knapp um jeden Stamm herum die Erde aufgraben und düngen. Allein solch ein Verfahren ist verkehrt, und hilft den Bäumen wenig oder nichts. Was kann ein solches Aufgraben dicht um den Stamm her den Wurzeln helfen. Liegen denn die Spitzen dieser letztern (welche Spitzen ja doch gleichwohl diejenigen Theile des Baumcörpers sind, die das Fruchtbare des Düngers, oder auch nur der Winterfeuchtung einschlucken, in sich saugen, und dem Baume selbst zuführen sollen) so nahe bey dem Stamme in der Erde, oder liegen sie vielmehr, (weil sich ja alle gesunde Wurzeln sehr in die Breite, und vom Stam-

me hinweg ins weite Erdreich hinausstrecken) merklich weiter von da. Man sieht demnach, daß, wenn man auch nicht (wie jedoch bey denen auf Getreydeäckern oder auf solchem Baumgartenlande stehenden Bäumen allerdings der Fall ist, das oberwähntermaßen mit Hafer, Wicken ꝛc. bestellet werden soll) gleich das gesammte, ganze Land bepflüget, umgräbt und bedüngt, man doch wenigstens rings um jeden Stamm herum in einem Umkreise, der (allenthalben in dieser Rundung) von dem Stamme an gerechnet wenigstens 3 Ellen breit ist, die Aufgrabung vornehmen müsse. Je mehr man die Aufgrabung und Düngung in einiger Entfernung vom Stamme vornimmt, desto näher kommt sie ja den Spitzen der Wurzeln, oder der aus letztern entspringenden Fasern, desto leichter wird sie also auch in den Nutzen des Baumes verwandt. —

Ja, wird mancher, wenn er das öftere und reichliche Bedüngen der Bäume, das ich oben empfohlen habe, gewahr wird, ausrufen: wo soll man aber so vielen Dünger, als hierzu nöthig ist, finden. Reicht er doch in den meisten Wirthschaften kaum zur Beschickung der Felder, Krautländer, Weinberge ꝛc. zu. — Ich weiß letzteres nur allzuwohl. Weiß aber auch eben so gut, daß es die Schuld der Hauswirthe selbst sey, wenn sie so großen Man-

Mangel an Dünger leiden. Sehr viele einsichtige Landwirthe der gegenwärtigen Zeit haben es nicht allein in Schriften dargethan, sondern auch durch ihre eignen Erfahrungen bewiesen, daß durch Einführung der Stallfütterung, und sonst noch durch verschiedne offenbar vortrefliche wirthschaftliche Verbesserungen der Sache auf das glücklichste abzuhelfen sey. Doch dies gehört ja in die eigentliche Oeconomie, und ich darf mich also hier unmöglich darüber so weitläuftig verbreiten, als ich außerdem mit ganz leichter Mühe und zur offenbaren Ueberzeugung meiner geehrten Leser zu thun im Stande wäre.

Welche Arten des Mistes man zur Bedüngung der Obstbäume brauchen müße, das ist schon oben (August 7.) ausführlich angezeigt *).

*) Bey dieser Gelegenheit, wo ich auf Auswahl tauglicher Düngungsmaterialien sehe, muß ich doch auch Jeden meiner Leser warnen, daß er niemalen von denen, die ihm seine Küche bestellen, die in letzterer abfallenden Blätter und Schaalen der Zwiebeln (deren wir uns gewöhnlich an Speisen bedienen) auf den Mist werfen lasse, sondern vielmehr in eine Pfütze oder an irgend einen unnützen, öden Platz. Die Erfahrung hat mich erst heuer wieder gelehrt, daß auf einem Lande, auf welchem man dergleichen Zwiebeln oder Theile von Zwiebeln mit unter:

4. Eben das von den tragbaren Gartenweinstöcken.

Die tragbaren Weinstöcke, welche man in den Gärten an Spalieren, Bogengängen und Geländern zu unterhalten pflegt, müssen jedes Jahr im October tüchtig umgraben, und aller 2 oder 3 Jahre einmal tüchtig bedüngt werden. Man darf von dieser Hauptregel schlechterdings nicht abgehen, weil, wenn man sie außer Augen setzt, die Folgen eben so leidig und nachtheilig sind, als oben bey den Obstbäumen, woselbst ich sie geschildert habe. Die Art und Weise, mittelst deren Weinstöcke bedüngt werden, ist mit derjenigen, durch welche man die Obstbäume düngt, vollkommen einerley, daher ich mich nur bloß auf den vorigen Artikel beziehe, um die langweilige Widerholung meinen Lesern und mir zu ersparen.

5. Be-

untergegraben hat, hernachmals schlechterdings nichts wachsen will, weil die Zwiebeln im Verfaulen unter der Erde, das Land mit der ihnen eignen seltsamen Schärfe, auf lange Zeit dermaßen durchgiften und verderben, daß man nicht im Stande ist, auf dergleichen Flecken irgend etwas taugliches zu erziehen.

5. Bedüngung der Fruchtsträucher.

Unter den Fruchtsträuchern verstehe ich nehmlich Stachel- und Johannisbeer- inglei-chen Himbeer- und Haselnußsträucher ꝛc. Auch diesen können wirs ohnmöglich zu-muthen, daß sie gesund bleiben, wachsen und Früchte tragen sollen, woferne wir sie nicht jeden Herbst bestens umgraben, und dabey auch, wenigstens aller drey Jahre, bedüngen. Man darf sich also, wofern man letzteres un-terläßt, keineswegs verwundern, wenn hernach dergleichen Sträucher jedes Jahr schlechter von Wuchs und Tragbarkeit werden. Von nichts kann ohnmöglich Etwas werden, son-dern das Product von Nichts heißt ebenfalls Nichts, wie sein Materiale.

6. Fortpflanzung dieser nehmlichen Sträucherarten.

Die Stachelbeerensträucher zu vermehren schneidet man im October (es kann aber auch im Frühjahre, ja selbst im Nothfalle im Au-gustmonathe geschehn) heurige Sommerlatten von ihnen ab, und pflanzt solche auf schickliche, lockre und fette Stellen also ein, daß nur noch das 3te Theil ihrer (unverstutzten) Länge über der Erde herausseht. Dergleichen Zweige

schlagen sehr leicht Wurzel. Man kann aber auch gleich zu solchen Pflanzen kommen, die bereits bewurzelt sind. Man darf nur im Frühjahre tiefsitzende Zweige von den alten Stöcken herab in eine darneben gemachte Furche beugen, mit einem Haken einpflöcken, und mit etwas Erde, so daß bloß des eingelegten Zweigs Spitze herausgucke, überdecken. Auf solche Art wurzeln sie, gerade wie die auf gleiche Weise gemachten Senker des Weinstocks aufs beste, und können dann im nächsten Herbste ausgehoben und umgepflanzt werden, damit sie auf den Ort und Stelle kommen, auf welcher sie bleiben und Frucht tragen sollen. Bey dieser Umpflanzung der Stachel- (wie auch der Johannis-) Beersträucher beobachte man allemal das Gegentheil jener wichtigen Lehre, die ich bey Einpflanzung der Obstbäume gab. Von letztern nehmlich wollte ich, sie sollten schlechterdings nicht tiefer auf die neue Stelle eingepflanzt werden, als sie vorhin schon auf der alten gestanden. Bey nur gedachten beyden Fruchtsträucherarten hingegen ist es durchaus rathsam, (eben wie auch bey den jungen Weinstöcken) sie merklich tiefer, als sie vorhero standen, einzupflanzen. Sie haben nehmlich die Art an sich, daß ihre besten Wurzeln aus dem jungen Holze, oder aus den Sommerlatten treiben, und daß die alten Wurzeln, ohne

Bey-

Beytritt leztgedachter junger Wurzeln, nicht leicht gut und willig nach einer Versetzung abermals wiederum einwurzeln. Ein gleiches ist von den Weinstöcken oben (März 14.) bereits angegeben worden. Sonst geben auch die Stachelbeersträucher nicht selten von freyen Stücken genugsame Sprossen, die aus ihren Wurzeln aufschießen, und welche, wenn sie eigne Wurzeln ausgetrieben haben, (welches man sonst auch befördern kann, indem man diese Sprossen mit Erde behäufelt, oder wie Weinreben einsenkt) von den alten Stöcken abgenommen, und auf eigne Stellen (und zwar fein tief, damit die Hälfte ihrer Sommerlatten mit unter die Erde kommt) angepflanzet werden können. Wollen die alten Stöcke dergleichen Wurzelsprossen nicht gutwillig hervortreiben, so kann man selbige durch eben dasjenige Verfahren von ihnen erzwingen, welches ich oben (März 11.) zur Erlangung der Wurzelsprossen des schwarzen Maulbeerbaums anempfahl.

Die Vermehrung der Johannisbeeren kommt mit der, der Stachelbeeren in allen Stücken überein.

Himbeeren werden im October dadurch fortgepflanzt, daß man die jungen Sprossen, welche jedes Jahr aus der Wurzel schlagen, aushebt und in gleicher Tiefe, als sie vorhero gestanden, wiederum auf der neuen Stelle

einsetzt. Letztere kann, wenn sie nur jegliches Jahr locker gemacht und etwas bedüngt wird, die schlechteste Stelle im ganzen Garten, sogar auch an der kalten Mitternachtslage (die sonst den Fruchtarten schlecht bekommt) seyn. Die Himbeersträucher wachsen wie Unkraut, und wuchern entsetzlich um sich, deshalben würde es Thorheit seyn, sie auf ein gutes Land zu pflanzen, denn solches würden sie, durch ihr Wuchern in Kurzem zur wahren Wildniß machen. — Wenn man neben ihnen gräbt, um ihnen aufzulockern, so hüte man sich ja, die Wurzeln nicht zu beschädigen, denn aus ihnen treiben eben in jedwedem Jahre die Keime, die im nehmlichen Jahre auch die Frucht tragen, hernach aber auch gleich absterben und eingehen, um den neuen Keimen, die indessen schon aufgeschossen sind, und die ebenfalls nur 1 Jahr alt werden, Platz zu machen.

Haselnußsträucher vermehrt man sowohl durch ihre Nüsse, die man in gegenwärtigem Monathe auf irgend ein gutes Winkelgen steckt *), oder auch durch die Ausläufer oder Wur-

*) Es ist rathsam, dergleichen Haselnußsträucher-gen, welche man aus den Nüssen erzogen hat, sobald sie die erforderliche Größe haben, durch Beäugeln oder durch Copuliren mit bereits entschieden guten Lamberts- oder Zeller- oder andern Haselnußsorten zu veredeln, weil sie außerdem

Wurzelsprossen, die gemeiniglich in starker Anzahl aus den Wurzeln alter Sträucher (vornehmlich wenn man letztere ziemlich tief an der Erde abholzt) emporschießen.

Von der Fortpflanzung des **Hanbutten-strauchs** (Rosa canina L. und zwar meyne ich hier nicht die wilden gemeinen Hanbuttensträucher oder Feldrosen, sondern diejenige, durch fortgesetzte Cultur so treflich veredelte, Abart, welche große Früchte trägt, welche an Dicke einem kleinen Apfel gar nichts nachgeben) nicht weniger des **Lazarolbaumes** und des **Corneliuskirschbaums** (Cornus) werde ich im 3ten Anhange etwas beyfügen, zumal bis jetzt die beyden ersten ziemlich selten und noch nicht gemeinnützig sind, von dem dritten aber, so treflich und schätzbar er mir immer gewesen ist, nicht gar viel zu sagen seyn wird.

7. Weinpflanzung.

Hat man auf dem schon oben (März 14.) vorgezeichneten Wege bewurzelte junge Weinstöcke erlangt, so ists jetzt Zeit, sie um- und auf

dem mehrentheils, wiewohl nicht immer wild geartet bleiben, folglich einst bloß kleine, schlechte Nüsse tragen, die man auch in den Waldungen antreffen kann.

auf die neue Stelle, auf der sie bleiben und tragen sollen, zu setzen. Die Regeln zu dieser Einpflanzung sind mit denen bey kluger Einpflanzung der Obstbäume anzuwendenden völlig eins, ausgenommen in dem Puncte, daß alle umzusetzende Weinstöcke auf der neuen Stelle tiefer, als sie vorhero gestanden, eingepflanzt werden müssen (s. davon am angeführten Orte).

8. Abnehmung des Winterobsts.

Von solcher wird im 4ten Anhange das Nöthigste vorkommen.

9. Anstalt gegen Blüthraupen.

Zu den allerschädlichsten Baumraupen gehört die in manchen Gegenden leider sehr gewöhnliche sogenannte **Blüthraupe** (Phalaena brumata). Sie führt diesen Nahmen: Blüthraupe deswegen, weil sie gerade auf die Blüthen der Obstbäume losgeht, selbige innerlich ausfrißt, folglich alle Hoffnung zur Erlangung des Obstes in selbigem Jahre vereitelt. Der Feind würkt desto nachtheiliger, da er im Verborgenen würkt, denn auswendig sieht man gemeiniglich nichts, sondern die Raupe steckt innerlich in den Blüthen, und frißt von innen

innen heraus. Wie kommt sie aber in die Blüthen hinein? Sie hat dahin einen ganz kurzen, leichten Weg; denn der Schmetterling, aus dessen Eyern sie im Frühjahre entspringt, legt diese Eyer an die Zweige der Bäume, und wenn nun die Räupgen auskriechen, so dürfen sie sich ja nur ein wenig fortbewegen, so sind sie gleich bey den Blüthen, und können daselbst nach Herzenslust verwüsten. Zuerst fressen sie die Blüthen auf, alsdann gehen sie auch ans Laub. Zu Ende Mays steigen sie herab, und verkriechen sich in die Erde. Der Schmetterling, dessen Weibgen die Eyer zu diesen bösen Blüthraupen legt, ist ein Nachtvogel, (oder Phaläne) das heißt, ein solcher Schmetterling, der, wie unter den Vögeln die Eulen, bey Tage an unbemerkten Orten still liegt, ohne sich sehen zu lassen, bey Nacht aber umherfliegt, bey Nacht sich gattet und seine Eyer legt.

Dem Herrn D. Glaser, einem überhaupt um Oeconomie und Naturkenntniß sehr verdienten Schriftsteller, war es vorbehalten, gegen dieses leidige Ungeziefer, das in vielen Gegenden die Pest und Plage aller Obstpflege ist, die sattsamsten Hülfsmittel nach derjenigen Idee anzugeben, welche bereits vor ihm der Herr Professor Bergmann in Schweden gehabt, und mitgetheilt hatte. Glasers Abhandlung von den schädlichen Raupen der Obst-

Obstbäume giebt, was die Blüthraupen angeht, folgendes an: Man verschaffe sich zu einer Jahrszeit, in welcher die Rinde gut löst, Rothtannenrinde, in gürtelförmigen, langen und einer starken Hand breiten Stücken von den Stämmen herabgezogen an. Kann man nicht zur Rothtannenen (oder fichtnen) kommen, so geht auch die von Weißtannen, Birken und Weiden an *), im äußersten Nothfalle kann man sich auch aus steifem Zucker- oder andern Papier dergleichen Gürtelstücke schneiden. Man hebe dergleichen Stücke bis zum 18ten Tage des Octobermonaths, im Trocknen, wo es mehr kühl, als warm ist, auf. Warum gerade bis zum 18ten dieses? Deswegen, weil, zufolge der genauen Glaserischen Beobachtungen, welche durch meine eignen und verschiedne meiner Freunde Erfahrungen vollkommen bestätiget worden sind, der Nachtschmetterling oder Nachtvogel, aus dessen Eyern die Blüthraupen entstehen, meistentheils um den 23sten October aus der Erde kommt, in welcher er, wie viele Raupenarten thun, (vom Ende Mayes an, bis zur Zeit seiner Verwandlung aus der Puppe in einen Schmetterling) eingesponnen und verborgen gewesen war. Am 18ten also, wie gedacht, nehme man die, bis dahin

*) Papier in Wachs getränkt (Wachspapier) dient auch zu diesem Behuf, ist aber schon kostbarer, auch Wachsleinwand kann man brauchen.

dahin im Hause aufbewahrten, Rindenstreifen vor, welche sie, wenn sie nicht biegsam genug wären, eine Nacht über in Wasser ein, und gürte sodann um jedweden freystehenden, hochstämmigen Baum *) ein bis zwey Ellen hoch über der Erde um seinen Stamm herum einen passenden Gürtel, so daß dessen eines Ende über das andre Fingersbreit weggreift, und der Gürtel, durch drey- oder viermaliges Umwinden mit Bindfaden, aufs vesteste an den Stamm anschließt. Alle dabey etwa noch zwischen Gürtel und Stamm vorhanden bleibende Klumpen, durch welche sich unter dem Gürtel weg etwas hindurch zwängen, und so auch über den Gürtel hinaus auf dem Stamme emporklettern könnte, müssen mit Werg oder Moos sorgfältig zugestopft werden. Auf solche Art kann nun nichts von dem Erdboden auf den Baum klettern, das nicht über den Gürtel

*) Bloß an hochstämmigen Bäumen, die dabey auch noch vollkommen frey stehen, d. h. weder mit dem Stamme, noch mit den Aesten an eine Mauer, oder einen darbey stehenden, nicht umgürteten Baum anstossen, ist das Umlegen der Gürtel mit Nutzen und zur Verschaffung völliger Abhaltung der Blüthraupen anzuwenden. Denn stößt etwas von dergleichen anliegenden Dingen an den Baum, so können ja die Nachtvögel von diesem Dinge aus auf den Baum gelangen, ohne den Gürtel passiren zu müssen, mit welchem er bekleidet ist.

Gürtel passieren müßte. Nun wird Theer (und zwar von selbigem etliche Pfunde, wornach man nun viele oder wenige Bäume zu begürten hat) genommen, ein Pinsel hineingetaucht, und hiermit das obere (der Baumkrone am nächsten stehende) Theil des umgebundenen Gürtels 2 gute Finger breit überstrichen. So oft der Theer aufhört zu kleben, muß man obgedachtermaaßen neuen aufstreichen, bis zu Ende des Novembers, wo die Fangzeit zu Ende ist, welches letztere man daraus sieht, daß sich dann nicht mehr, wie zu Ende Octobers und Anfange Novembers, jedwede Nacht häufige Nachtvögel (welche sowohl um sich an dem Baume zu gatten, als auch vornehmlich die Eyer hinauf in die Crone an die Aeste und Blüthknospen zu legen, in großer Anzahl an den Stämmen hinan laufen) auf dem Theere kleben bleiben. Die Weibgen dieser Nachtvogelart haben keine Flügel, müssen folglich, um ihre Eyer auf den Baum zu bringen, schlechterdings über den Theer. Alle Morgen sammelt man die kleben gebliebenen Weibgen und Männgen, samt denen nach gerade in der Angst bereits an den Gürtel gelegten Eyern, und vertilgt alles. Alter Theer wird in der kalten Nacht gern steif, daher er mit Leinöl verdünnt und aufs neue klebend gemacht werden muß. Statt des Theers kann man auch Terpenthin, oder,

wie

wie jüngst einer meiner Freunde that, Vogelleim nehmen. Mehrentheils aber ist der Theer das wohlfeilste. Aller 3 oder 5 Tage muß man den Anstrich erneuern, weil sich vieles einzieht, folglich der Gürtel dann aufhörte zu kleben. Wenn man ferner zwey Loth Pech und vier (bey Frostwetter aber, wo es leichtlich zu steif wird, reichlich fünf) Quentgen Leindl über gelindem Feuer unter fleißigem Umrühren durch einander schmelzt, so giebt dies ebenfalls einen sehr guten Anstrich rings um das Obertheil dieser Gürtelrinden, welchen man nur aller 4 bis 6 Tage zu erneuern braucht.

Der auenehmende Nutzen dieses Wegfangens zeigte sich bey dem Hn. D. Glaser auf die augenscheinlichste Art. Er fing im Jahre 1779 an 12 umgürteten Obstbäumen 2006 solcher Nachtvögel. Unter ihnen waren 231 Weibgen, aus deren Eyern, nach sicherer Berechnung gedachten Schriftstellers, 48000 Blüthraupen entstanden wären. Welche schreckliche Verwüstung würden die nicht haben anrichten können, und wie viel Früchte würden sich wohl auf jenem Duzzend Obstbäume haben ansetzen können, woferne jenes Raupenheer hätte anrücken dürfen? — Einige urtheilen, man könne ja wohl den Theer, ohne solche Gürtel zu gebrauchen, unmittelbar an die Baumstämme streichen, allein dies möchte diesen Stämmen schädlich seyn.

Beyläufig kann ich auch nicht umhin dasjenige ebenfalls beyzufügen, was gedachter Schriftsteller an einem andern Orte seiner angegebenen Schrift äußert. Da es nehmlich außer demjenigen Nachtvogel, aus dessen Eyern die Blüthraupen entstehen, auch sonst noch mancherley Arten der Nachtvögel oder Phalänen giebt, aus deren Eyern noch diese und jene sehr schädliche Baumraupen-Gattung ihren Ursprung nimmt, und welche vornehmlich in den Monathen Julius, August und September bey Nacht (vornehmlich bey Gewitterschwülen Nächten) häufig umherfliegen, sich gatten und ihre kaum zu bemerkenden Eyer an die Obstbäume legen, so wäre es ja wohl äusserst der Bemühung werth, sich der Fortpflanzung und Vermehrung dieser nachtheiligen Geschöpfe, über welche man gemeiniglich nur blos seufzet und klagt, anstatt wirkliche Maasregeln gegen sie zu ergreifen, in der That zu widersetzen. Da es nun die Erfahrung jedem, der darüber Versuche angestellt hat, zur Gnüge bestätigt, daß diese Nachtvögel von weitem her nach einem die ganze Nacht hindurch auf einem etwas erhabenen Orte im freyen Felde unterhaltenen Flammenfeuer zufliegen, und sich gaukelnd hineinstürzen, so daß sie, wie ich selbst mehrmalen beobachtet habe, Schockweise verbrennen: so wäre ja wohl in der That nichts

ver-

vernünftiger und rathsamer als dies, daß man durchs ganze Land auf den Dörfern in gedachten Monathen dergleichen Feuer alljährlich unterhielte. Das wenige Holz könnte aus einer Gemeindecollecte angeschafft, und aus letzterer auch ein Mann bezahlt werden, der dergleichen Feuer besorgte. Da die Nachtvögel nicht leicht an kühlen oder nassen, sondern lediglich in schwülen, warmen Nächten ausfliegen, so fielen ja in gedachten Monathen gar manche Tage aus, an welchen man nicht nöthig hätte, die Feuer anzumachen. Der Hüter solch eines Feuers würde am besten seyn, in welchen Monathstagen sich die häufigsten und meisten Nachtvögel einstellten, und da dies hernachmals, wie man es einmal in dem einen Jahre beobachtet hat, auch in den übrigen zutrifft *), so wüßte ja hierdurch der

*) So trifft das obige, daß nehmlich der Blüthraupennachtvogel alle Jahre um den 23sten October aus der Erde kommt, in der That, Jahr aus Jahr ein, zu, und eben so habe ich jegliches Jahr die früher, nehmlich schon in den Sommermonathen, herumfliegenden Nachtvögel (z. B. die, welche nach blühenden Wein- und Je länger Je lieber-Stöcken gehn, und deren ich schon oben April 4. gedacht habe. Auch diese würden in obigem Flammfeuer aufs glücklichste vertilgt) fast immer in Einerley, sich jährlich gleich bleibenden, Tagen erscheinen gesehn.

Hüter, in welchen Tagen oder Wochen sein Nachtfeuer am nöthigsten sey. Gewiß ein herrlicher, ein äußerst treflicher, ein völlig naturgemäßer Vorschlag, aber — wo sind die, die ihn ausführen? stellen sich nicht oft so gar gescheidte Leute so dumm und dämisch bey dergleichen Vorschlägen an, als ob sie am Verstande irre worden wären? Noch habe ich folgendes von dem Fange der Blüthraupenschmetterlinge zu erinnern. Beym Abnehmen der gefangenen Weibgen, das alle Morgen geschehen muß, wird man manchmal Eyer unter den Ringen oder Gürteln am Stamme antreffen, welche die Weibgen in der Angst ablegen, diese sammle man ebenfalls und verbrenne sie. Selbst im Baumlaube unter den Bäumen findet man alsdann noch Schmetterlinge. Damit man letztere nicht erst lange heraus suchen müsse, so harke man das ganze Baumlaub zusammen, und verbrenne es, oder besser man bringe es in die Mistjauchengrube, so werden sie da in der Fäulniß umkommen, und das Laub uns noch zur Düngung nützen. — Rathsam wäre es auch zu Ausgang Februars und im Merze dergleichen obenbeschriebene Gürtel um die Obstbäume zu legen, denn ich selbst habe schon mehrmalen in diesen nur gedachten Monathen großmächtige Nachtschmetterlinge von einer Gestalt gefangen, die der von denjenigen, aus welchen die

Blüth-

Blüthraupen kommen, nahe bey kam, und welche gewißlich darauf ausgiengen, sich jetzt zu begatten und Eyer zu legen. Da freylich gedachtes höchst schätzbares Gürtelmittel lediglich gegen diejenigen Arten von Schmetterlingen schützt, deren Weibgen keine Flügel haben, es nun aber auch noch gar mancherley Arten giebt, deren Weibgen sich auf ihren Flügeln ungehindert auf die Baumcronen heben, so wäre gegen diese das einzige Mittel, das man sie bey Tag und Nacht durch Schmetterlingsklappen *) hinwegfienge. Den Tagschmetterlingen (Papiliones) paßte man zu dieser Absicht des Tages auf, den Dämmerungs-Schmetterlingen (Sphinges) während der Dämmerung, und den Nachtvögeln (Phalaenae) bey Nacht. In letzterm Falle lockte man sie entweder durch ein im Freyen bey Nacht unterhaltnes Feuer, oder auch nur durch mitgenommene, angezündete Laternen, nach deren Lichte sie sehr willig herbeyfliegen, an. Gewiß vortrefliche Vertil-

*) Auch der würdige Herr **Riem** zeigt in seiner Bienenpflege und in seinen Fundamentalgesetzen zur Bienenpflege eine Methode Nachtschmetterlinge wegzuhaschen. Ich muß bey eben dieser Gelegenheit eben dieses Schriftstellers vortreffliche Schriftkenntniß der Entstehung und Vertilgung verschiedner Raupenarten, Breslau 1784. als sehr nützlich empfehlen.

gungsmittel, vor den emsigen und fleißigen Arbeiter.

Gleich obgedachtem Gürtel würde auch helfen, wenn man um jeden Stamm unterhalb der Aeste einen von Thone gemachten breiten kanalartigen Ring, oder Zirkelrinne bevestigte. Derselbe kann am besten aus zwey Theilen bestehen, damit er, wenn der Stamm an Dicke zunimmt, vergrößert umgelegt werden könne. Alle Zwischenritzen zwischen ihm und der Stammesrinde verschmiert man mit halb Lehm halb Kuhmist, und füllt die Rinde täglich mit Wasser voll, über welches ja, wenn nun die Schmetterlinge oder auch Raupen auf die Bäume hinanklettern wollen, keins von ihnen hinweggehen kann, weil alle das Wasser scheun. Auch von Holz können solche Zirkelrinnen seyn, nur muß man sie erst inwendig mit einem aus geschabter und mit gewöhnlichem Tischerfirnisse durchkneteter Kreide gemachten Kitte, wasservest machen.

Wind-

Windmonath oder November.

1. Wein- oder Feigenbedeckung.

Wenn sich in gegenwärtigem Monath die Fröste einstellen und das sämmtliche Laub von diesen zweyerley Stöcken ganz herabgefallen ist, dann wird es Zeit, die Stöcke und Zweige von beyden an den Spalieren stehenden Fruchtarten gegen des nahen Winters Gewalt zu bedecken. Man wähle sich dazu jedesmal eine gelinde Witterung und, welches noch wichtiger ist, eine solche Woche, in welcher das Erdreich gerade mehr trocken, als naß ist.

Nachdem man die sämmtlichen Zweige vom Spaliere losgemacht hat, beugt man sie sanft zur Erde nieder. In letzterer muß gleich vorher, auf jeder von den 2 Seiten des Stockes, eine lange Seitenfurche (wie man sie, wenn man Reben absenken will, zu machen pflegt) gezogen worden seyn. In diese 2 Furchen nun werden sämmtliche in die Hand zusammengefaßte, auch wohl zusammen gebundene Zweige dergestalt herabgebogen und eingelegt, daß sie über und über in die Furchen hinab kommen. — Die Hälfte der vorhandenen Anzahl der Zweige jedes

Stockes kommt nehmlich in die Furche zur rechten, die andre Hälfte aber, oder die übrigen Reben in die Furche zur linken Hand, welches alles sich von selbst also schickt und ergiebt. Wenn nun die Zweige oder Ranken gut und passend in den Furchen liegen (wollen sie nicht gutwillig in den Furchen liegen bleiben, so macht man sie, mittelst hölzerner Haken, die man an den Zweigen in die Erde treibt, in denselben vest), dann wirft man die bey Ziehung der Furche aus derselben geworfene Erde wieder hinein und überschüttet dadurch ganz sanft und säuberlich die hinabgebogenen Ranken so, daß nichts weiter von denselben über der Erde zu sehen ist, sondern sie unter derselben (wiewohl auch nicht tiefer, als etwa eines guten halben Spatens tief; denn in allzugrosser Tiefe verrotten (modern) die Reben, wenigstens deren Augen, nicht selten) sich befinden müssen.

An alten Stöcken findet man selten die Zweige so dick und stark, daß sie sich schlechterdings nicht (wenigstens nur an den obersten Spitzen der Ranken) zur Erde niederbeugen lassen wollen. Selbst an denjenigen Stöcken, deren Zweige noch völlig biegsam und dahero gut in die Furchen hinab zu bringen sind, bleibt doch immer der eigentliche Stock oder Leib, sammt dem nächst aus ihm hervorwachsenden Anfange der Zweige, aus-

sen

sen über der Erde stehen, denn diese Theile können ja nicht niedergebeugt werden, woferne man nicht ihre Wurzeln ausgraben will. Um also auch diese Theile gegen die Winterkälte, und Wintermorgensonne zu decken, so häufle man Erde an sie heran, so lange bis sie gerade bedeckt sind. Auch durch das Ausstechen und Herbeyschaffung grosser, viereckigter Rasentafeln, die man wie Breter, aufrecht vor die gedachten Theile lehnt, lassen sie sich sehr gut verkleiden und bedecken.

Einige haben die Gewohnheit, daß sie die Zweige des Weinstocks und des Spalierfeigenbaums nicht mit Erde bedecken, sondern in Stroh einbinden und hierdurch vor der Winterkälte verwahren. Daß aber ich von allen Strohbekleidungen gar nichts halte, habe ich schon oben (Februar 1.) dargethan.

Noch andere sagen, es sey gar nicht nöthig, die Weinstöcke gegen die Winterkälte zu verdecken, denn wenn man sie unbedeckt ließe, erfören sie nicht allein keineswegs, sondern blieben um so viel robuster und trügen mehrere Frucht; man müsse sie nur von Jugend auf recht hart gewöhnen. — Diese Behauptung hat meinen Beyfall gar nicht, denn so gut ich auch weiß, daß in den mildern Gegenden Teutschlands der Weinstock unbedeckt bleibt, ja daß er, wie ich aus oftmaligen

Versuchen ersahe, so gar in unserm kältern Deutschland, jeden leidlichen Winter aufs glücklichste, ohne alle Bedeckung, übersteht, so gewiß ist es ja auch, daß uns niemand vorherbestimmen kann, zu welchem Grade der Beträchtlichkeit ein sich nahender Winter seine Kälte hinauftreiben werde, und wenn nun Winter von solcher Heftigkeit, dergleichen wir z. B. vor einigen Jahren gehabt haben, hereinbrechen, so kommen ja allemal unsre Wein- und Feigenstöcke in die entschiedenste Lebensgefahr, und es erfrieren ihnen nicht allein die schönen, grossen Ranken, die die Frucht eines mehrjährigen Wuchses sind, völlig und total, sondern man muß auch gar noch sehr froh seyn, woferne nur noch der eigentliche Stock selbst gesund und lebend, folglich noch Hoffnung, zu neuen Trieben aus der Wurzel, vorhanden ist. Zu dem grossen Unglücke, daß uns diese Stöcke so tief herab todt frieren, ist nicht einmal ein Winter nöthig, der über und über grimmig ist, vielmehr vermag ein Grad von Kälte, der an sich selbst noch keineswegs zu den höchsten gehört, oft schon eben das auszurichten, wornach er mit äussern Umständen, die seine Würkung zu verstärken im Stande sind, zusammentrifft. Ein Frost z. B. der auf einmal, mitten in ein bis dahin gewesnes warmes, oder Regenwetter einfällt, würkt ungleich heftiger,

als ein eben so heftiger Frost, der in einer ohnhin kalten Woche kommt. Eben so würken mäßige Fröste, die aber sehr zeitig im Herbste, zu einer Zeit, wo der Saft noch in den Stöcken läuft, oder sehr spät im Frühjahre, wo eben dieser Saft bereits ins Steigen und in Umlauf gerathen ist, einfallen, zehnmal nachtheiliger, als sie unter andern Umständen nehmlich in der wahren Winterszeit hätten würken können.

Ist denn nun wohl selbst der erfahrenste Wetterprophet jemals im Stande, uns vorher zu sagen, ob nicht, (woferne er uns auch Bürgschaft zu leisten vermöchte, daß der Winter im Ganzen genommen gelind ausfallen werde) einzelne, unter obigen Umständen mörderliche, Fröste unsre Stöcke hinopfern dürften? Wer wollte also das Decken dieser Stöcke in hiesigen und allen unter gleichem Himmelsstriche liegenden Gegenden unterlassen.

2. Vertilgung der Ratten.

Diese häßlichen Thiere verursachen dem Baumgärtner an seinem Obste sowohl, (welches er im Winter aufbewahrt), als auch an den Kernen, die er irgend, wenn er verhindert wird, sie schon im October auszustecken, bis zu dem nächsten Frühjahre aufheben will, gewal-

waltigen Schaden, und daß sie überhaupt, wo sie überhand genommen haben, eine der ärgsten denkbaren Plagen für jeden Hauswirth sind, ist ja eine bekannte Sache. Es ist eine um so viel erschrecklichere Plage, da diese Thiere, wenn sie nur einigermaaßen eingewohnt und sich gemehrt haben, entsetzlich dreist und verwegen sind, so daß sie sich nicht einmal mehr vor den Menschen scheuen, sondern sich gerade weg widersetzen. Ein ganz vortreffliches Recept gegen diese schändlichen Gäste, dessen eigentlichste Zubereitung es mir zu erlangen geglückt hat, und durch dessen Mittheilung ich mir bereits sehr vielen Dank erworben habe, ist erst jüngst (nehmlich in meiner an verwichner Ostermesse herausgegebenen neuesten Sammlung) von mir bekannt gemacht worden. Ich muß es aber, da es allzu gemeinnützig und einer nirgends unterbleibenden Ausbreitung werth ist, auch hier ausführlich angeben.

Man nehme 12 Stück grosse Krähenaugen *), und mache sie klar oder zu Pulver. — Dieses letztere zu bewürken, pflegt man sie insgemein im Mörsel klar zu stossen; diese

*) Krähenaugen sind in allen Apotheken zu haben. Sie sind nichts anders, als Saamenkerne aus der Frucht eines in Ostindien wachsenden Baumes, der Strychnos nux vomica heißt.

diese Methode taugt nichts, man wähle daher lieber folgende, die zwar mühsamer ist, aber auch ein viel feineres und beßres Pulver giebt. Man kaufe nehmlich ein neues englöchriges, vestes Küchenreibeisen, das recht scharf und hart ist; auf diesem reibe man jene Krähenaugen einzeln, Stück vor Stück, jedes Stück so lange, bis es vollkommen und ganz und gar zu einem feinen Mehle geworden. Dieses Reiben ist, da die Krähenaugen ein gewaltig harter Saamen sind, in der That eine sehr mühsame Verrichtung, man muß sie deswegen am liebsten einem gemeinen Manne, oder einem ausdrücklich darzu gemietheten Taglöhner auftragen. Stümpft sich unter der Arbeit das Reibeisen, so nehme man lieber noch ein neues darzu, denn es kommt gar zu viel darauf an, daß das Mehl recht fein und würklich mehlartig werde. Man braucht ja deshalben das erstere Reibeisen noch nicht ganz wegzuwerfen, denn wenn es gereinigt und abgewaschen worden (welches deshalben nöthig, weil das Krähenaugenmehl auch im menschlichen Cörper giftähnliche Würkungen zu äussern vermag), so taugt es ja noch zum Küchengebrauch, nehmlich zum Zucker- oder Semmelabreiben ꝛc. Sind nun alle 12 Stück Krähenaugen vollkommen zu einem solchen Mehle zerrieben, ohne daß noch im geringsten unzerriebne, klümprige

Späne

Späne vorhanden wären, so nehme man ein schwaches Pfund Speck, lasse es aus (d. h. es wird über Feuer zerschmolzen, und zwar am liebsten unter freyem Himmel, damit nicht Feuersgefahr entstehe) und wenn nun dieser geschmolzne oder ausgelassene Speck fertig und noch heiß vom Feuer, weich und fließend ist, so werfe man nun auch gleich das ganze Krähenaugenmehl hinein. Dieses Mehl muß aber, gleich vor dieser Hineinschüttung in den Speck mit recht feinem Weizenmehl bestens vermischt worden seyn, und zwar nimmt man gerade dreymal so viel Weizenmehl, als Krähenaugenmehl genommen worden. Hat man nun diese Portion der zweyfachen, wohl durcheinander gemengten Mehlmischung gedachtermaaßen in den fliessenden Speck geworfen, so rührt man gleich die ganze Sache, wie eine am Feuer stehende Salbe, tüchtig unter einander. So ist denn nun die ganze Sache fertig. Wäre die Salbe zu dünn und zu fliessend, so darf nur ein wenig mehr Mehl darzu gethan, oder auch das Ganze etwas länger nach der Einschüttung am Feuer gelassen werden, wovon es denn durch die Hitze vester und trockner wird. Wäre sie aber zu dick und zu steif, so wäre es ein Zeichen, daß man zu wenig Speck genommen hätte. Aus dieser fertigen Salbe, oder aus diesem Teige sticht man (zum

jedesmaligen Gebrauche, der gleich, sobald der Teig erkaltet, angefangen und so in den nächsten Tagen fortgesetzt wird) lauter Stückgen, wo jedes die Grösse einer Haselnuß hat, los, und setzt diese Stückgen (jedes einzeln auf ein untergelegtes Scherbelgen) im Hause hin und her vornehmlich dicht bey ihren Hauptlöchern auf die Erde. (Hunde und Katzen dürfen freylich nicht dazu kommen, eben so wenig Stubenvögel, denn die Krähenaugen tödten jedes blindgebohrne Thier, deshalben entfernt man jene Creaturen auf so lange, oder sperrt sie derweilen absonderlich ein.). Die Ratten fressen mit grosser Gier von diesem sehr appetitlich, nehmlich wie Backwerk, riechenden Teige und müssen gar geschwind nach dem Genuße sterben. Rathsam mags dabey allerdings seyn, daß man neben den Scherbelgen nirgends Gefäße mit Wasser stehen läßt, denn es wird behauptet, daß Mäuse und Ratten, welche nach dem Genuße eines Gifts sofort Wasser trinken können, durch ein erregtes Erbrechen das Gift wieder aus dem Magen hinausspühlen und gesund bleiben. Ich weiß Haushaltungen, in deren Stuben, Kammern, Böden *) und Ställen die Ratten der-

*) Setzt man dieses Gift auch auf die Getreydeböden, so beobachte man nur, ob es nicht etwa durch die Ratten aufs Getreyde ausgespieen, oder

dermaßen überhand genommen haben, daß es schien als würden daselbst noch die Menschen sogar ihnen Platz machen müssen. Selbst diese haben, als sie nur empfohlnes Mittel, der gegebnen Anweisung nach, sorgfältig verfertigten und anwandten, sich dadurch dermaßen glücklich von dieser ungeheuern Plage befreyt; daß sich nach Verlauf von 3 bis 4 Wochen keine Ratte mehr spühren ließ und man auch noch später und nach langen Jahren mit dergleichen nie wiederum geplagt worden ist. Man behauptet nicht unbillig, daß wenn nur erst einige wenige Ratten sich vergiftet haben und dann in ihre Löcher gekrochen und daselbst crepirt sind, diese Leichname dann den sämmtlichen übrigen Ratten eine solche abschreckende Witterung (Geruch) und kurz einen solchen Abscheu vor dem zeitherigen Auf-

oder sonst so verschleppt wird, daß es auf die Getreydehaufen geräth. Denn ob es wohl, für Menschen, kein so gar furchtbares Gift ist und deswegen lange nicht diejenige ängstliche Behutsamkeit erfordert, mit welcher manche auf Vertilgung der schädlichen Thiere abzielende Mittel (vornehmlich die so entsetzlichen gefahrvollen Arsenikmittel) angewendet werden müssen, so ist es ja doch Pflicht für uns auch vor einem viel weniger bedeutenden und mindern Gifte unser Getreyde (unter dessen Mehl das Gift hernach auf der Mühle sich mischte) zu sichern.

Aufenthaltsorte beybringen, daß sie ihm sofort entsagen und hinwegziehen.

3. Mäusevertilgung.

Daß die Mäuse dem Baumgärtner sehr vielen Schaden zufügen, ist leider eine sehr entschiedene Sache, sie fressen ihm nehmlich, wenn sie gerade in Menge vorhanden sind, die Kerne der Obstbäume in der Baumschule auf, benagen auch an bereits vorhandnen alten Obstbäumen (vornehmlich an solchen, die man über Winters mit Stroh überkleidet, hinter welchem Stroh sich die Mäuse sehr gern einquartieren) die Rinde ihrer Wurzeln, worüber denn letztere absterben, folglich auch die ganzen Bäume eingehen müssen. Auch die Rinde des Feigenbaums benagen sie gar zu gern, und sind oftmals im Stande, einen Spalierbaum dieser Art in sehr kurzer Zeit zu Tode zu schälen *). Wahrhaftig die alten Egypter haben sehr richtig geurtheilt, wenn sie

*) Wenn man, indem man die Feigenbäume unter die Erde bringt oder deckt, um ihre Ranken her Zweige vom gemeinen Hollunder (Sambuc. nigra) oder von Traubenkirschen (Prunus Padus) mit in diese Erdhügel einsticht, so soll keine Maus die Feigenranken benagen, weil der Geruch beyder darbey gesteckter Hölzer sie zurücke scheucht.

sie, wie man beym Horus liest, da, wo sie in ihrer Bilderschrift den Gedanken der Vernichtung ausdrücken wollten, eine Maus mahlten, denn diese Thiere sind, wo sie sich häufen, alle Hoffnung und Arbeit des Gärtners in einer Kürze zu vernichten fähig.

Die besten Mittel gegen sie beruhen bis jetzt auf folgendem: Man nehme ein Maaß (oder eine Kanne; ein solches Maaß hält zwey Nösel) Gerstenmehl, mische es mit 1 Pfund weisser Nießwurz und 8 Loth Läusekrautsaamen (Delphinium staphysagria) letztere beyde gepülvert; durchknete es mit einem halben Pfunde Honig und einem halben Pfunde Milch. Hieraus entsteht nun ein Teig, aus welchem man lauter kleine Kugeln, von welchen jede so groß ist, als eine Erbse, dreht. Diese sämmtlichen Kugeln nun streut man über die von Mäusen geplagten Beete und zwar in Zeiten und also aus, daß solche so viel möglich in die Mauselöcher hinein fallen, nicht aber auswendig auf der Erde liegen bleiben *). — Ein anderes gutes Mittel

*) Sogar auf dem Felde, wo die Mäuse mit unter zur schrecklichsten Landesplage werden, hat man es im Grossen angewandt, und es vortreflich nutzbar gefunden. Im Jahre 1773 z. B. wo sowohl Schwaben, als auch die Pfalz durch den Mäusefras auf den Getreydefeldern

in

tel ist, wenn man Erbsen mit weisser Nieß-
wurz abkocht und diese, hierdurch vergifteten
Erbsen auf schon gedachte Weise ausstreut.
Bey beyden Mitteln beobachte man nur dies,
daß nicht etwa Kinder oder Unkundige aus
Vorwitz davon naschen, weil es doch immer
eine, selbst der Gesundheit des Menschen, ge-
fährliche Wurzel ist, auch hänge man sich ja
nicht mit dem Gesichte über das Nießwurzpul-
ver, denn wenn man dies thäte und durch das
Athem holen etwas von diesem Pulver in die
Nase bekäme, so würde man entsetzlich oft
und auf eine dem Kopfe nach Gelegenheit
sehr nachtheilige gewaltsame Weise niesen
müssen. Die Apotheker nennen diese Wurzel
Helleborus albus, nach Linne` aber heißt
sie Veratrum album, auf deutsch, weisse Nies-
wurz, weisser Germer.

in grosse Noth geriethen, zeigte sich gegenwär-
tiges Mittel unter allen andern am allernützlich-
sten. Es hat zugleich noch den grossen Vorzug,
daß es leicht zu bereiten ist und die Zuthaten
gar wenig kosten. Hat man solcher Kügelgen
gar sehr viele bereitet um sie nach und nach,
nehmlich einige Wochen nach einander, fortge-
setzt brauchen zu können, so lege man nur alle,
die man nicht auf der Stelle ausstreuen will,
ohnfern des warmen Ofens, so werden sie ab-
trocknen und sich dann sehr lange Zeit frisch auf-
bewahren lassen.

Der ohnlängst verstorbene würdige Schriftsteller und gewesene Probst Lüders giebt folgendes Mittel als sehr bewährt gegen Mäuse an: Man koche Grütze in saurer Milch. Dies giebt einen starken Geruch von sich und lockt dadurch, wenn man es in kleinen Klümpgen auf kleinen Scherbelgen hin und her an die Mäuselöcher stellt, die Mäuse gar bald herbey. Sie fressen begierig und bleiben, da diese Mischung nichts schädliches enthält, leben. Sobald man sie aber einen oder höchstens zwey Tage hiermit gefüttert und gekirrt, folglich bewürkt hat, daß sie sich nach einem mehrern von dieser Speise sehnen, so mischt man nun Raßenkraut *) darunter und stellt davon eben solche Portiongen an diejenigen Flecke hin, auf welchen sich (im Garten oder im Hause) die Mäuse zu unserm Schaden zu zeigen pflegen. Sobald nun letztere abermals hievon speisen, müssen sie sterben. Wenn man dieses Mittel auf ein freyes Gartenbeet stellen und zugleich bewürken will, daß kein uns nützliches oder angenehmes Thier davon fresse,

*) Was hier unser verewigter Lüders unter Raßenkraut meyne, ist nicht gleich ausgemacht. Ich halte davor, er verstehe darunter das Läusekraut, (Delphinium Staphysagria) welches an vielen Orten Rattenpfeffer genannt wird und dessen Saame (zerpülvert) allem Ungeziefer tödlich, auch überhaupt ein sehr heftiges Mittel ist.

fresse, noch auch diese Giftspeise beregnet und dadurch minder würksam werde, so darf man nur um und über dem Scherbelgen, auf welches man die Speiseklümpgen that, einige Bretlein oder Mauer- (Back-) Steine stellen, die man so wohl aneinander paßt, daß bloß an einer Seite eine kleine Oeffnung, durch welche so eben die Maus zur Speise hinein schlüpfen kann, offen bleibe.

Man behauptet, daß der Knoblauch den Mäusen sehr zuwider sey und daß sie niemals die Wurzeln eines Baumes benagen, an dessen Stamme man eine oder ein Paar Knoblauchpflanzen gesetzt hat *). Dies scheint nicht unrichtig zu seyn, nur grabe man niemals dergleichen Bollen noch auch ihr Laub unter die Erde, denn schon oben (October 3. ganz am Ende in der Note) zeigte ich, daß dies die Erde unfruchtbar mache. Dies aber schadet ihrer Fruchtbarkeit nichts, wenn aus und über ihr Knoblauch erwächst, sondern bloß wenn er unter ihr liegen soll und daselbst fault.

*) Beyläufig zu sagen so soll auch eine auf einen Kirschbaum zur Zeit der Reife seiner Früchte gehangene Knoblauchspflanze die Kirschen gegen alle Beschädigung durch Sperlinge beschützen. Ein Mittel, das mir sehr unwahrscheinlich dünket.

Gleichwie alles Umgraben der Ländereyen im Herbste in jeder Rücksicht empfehlungswerth ist, also stiftet es auch noch den beträchtlichen Nutzen, daß es die Wohnungen der Mäuse, ihre Gänge und Farthen zerstört und über den Haufen wirft. Gemeiniglich machen sie theils auf den Beeten selbst, theils in den Fußsteigen die zwischen den Beeten laufen, ihre Pässe und Löcher; das Umgraben dieser Beete und derer um letztere gehenden Wege zerstört alles das und macht die Erde hohl und locker, welches den Mäusen sehr hinderlich ist, weil sie sich keine vesten Gänge drinnen machen können, bis es sich wieder vest zusammen gesetzt hat. Um eben dieser letztern Ursache willen trifft man viel seltner die Mäuse auf sandigen Aeckern an, denn der Sand ist ja unter allen Arten des Bodens der allerleichtste, leidet folglich durchaus nicht, daß man in ihm Gänge und Farthen anlege, denn sie fallen gleich wieder zusammen, auch rollt dabey den Mäusen der Sand in die Ohren, welches alles ihnen zu viel Plage macht und sie nöthigt, die Sandländer zu vermeiden.

Man hat eine gewisse Art der Mäuse, welche Wassermäuse genannt werden, weil sie sowohl auf dem Lande, als unter dem Wasser leben und daher ihre Löcher und Farthen in die Ufer der Teiche und Flüßgen oder der

Bäche,

Bäche, nicht weniger in Dämme und Schleusenränder hinein legen. Der Schaden, welchen auch diese anrichten, ist sehr groß, ja in manchen Jahren fast unausstehlich. Sie zerfressen fast allen in der Nähe stehenden Bäumen die Wurzelrinde (worauf die Bäume elendiglich eingehen müssen; oft weiß man gar nicht, wovon ein solcher Baum auf einmal eingeht, da er doch bis dahin so gesund und frisch war. Aber freylich wie will ihn die Wurzel nähren, wenn ihr selbst die Rinde, durch welche sie den Saft anziehen soll, fehlt?) und ihre Farthen und Löcher, die sie in die Dämme (Deiche) und Schleusenwände machen, sind der nächste Weg, selbst die kostbarsten Dämme oder sonstige Wasserbauanstalten vollkommen unnütz, ja schädlich zu machen, indem ja das Wasser zur Zeit grosser Ueberschwemmung durch die durchlöcherten Dämme bricht. Diese schrecklichen Thiere vermehren sich am allermeisten, weil sie fast nie in ihrer Wohnung gestört werden, denn gemeiniglich fällt kein Mensch darauf, die Ufer der Flüsse oder Teiche umzugraben oder zu stürzen. Dieserwegen vermehren sie sich auch in den niederteutschen Marsch- oder Sumpfländern z. B. im Holsteinischen (woselbst ein würdiger Geistlicher, Herr Wolf, ohnlängst von ihnen eine Abhandlung geschrieben hat) zuweilen so entsetzlich arg. Man

fängt sie am besten in gewöhnlichen Fischreusen, welche man also in diejenigen Gewässer, an deren Ufern sie ihre Löcher haben, einlegt, daß der Eingang der Reuse Strom-ab liege folglich das Wasser am spitzigen Ende der Reuse hinein und zur Mündung derselben wieder hinaus fliesse. Erwähntes spitziges Ende muß mit Schilf, Gras ꝛc. wohl verstopft werden. Oben auf dem Bauche der Reuse muß man einen Stein vest machen damit sie das Wasser nicht empor hebe, sondern vielmehr etwas über die Reuse hinweg gehe. Der eine Rand ihrer Mündung muß durch dazwischen gelegte Rasenstücke ꝛc. genau an dasjenige Ufer, an welchem wir wohnen, anschliessen, und am andern Rande der Mündung muß bis zum andern, gegen über gelegenen Ufer durch Breter oder ein von Weiden geflochtnes Zäungen der Weg versperrt werden, damit die Mäuse nirgends sonst, als in die Reuse eingehen können. Aller 6 Tage hebt man die Reusen und schüttelt den Fang oder die ersoffnen Mäuse (denn so sehr lange Zeit können sie nicht unter dem Wasser leben bleiben, und aus der Reuse heraus können sie nicht kommen) sämmtlich heraus. Der selige Rathsmeister Reichard hat das ganze Verfahren in seinem so practischen Land- und Gartenschatze ausführlich beschrieben und durch Kupferstich abbilden lassen.

sen. Er selbst war in seinen Brunnenkreß-klingern, deren zahlreiche Ränder (zwischen den vielen natürlichen Wasserbecken) er alle mit Obstbäumen bepflanzt hatte, gewaltig mit den Wassermäusen geplagt, aber der Reusenfang schaffte ihm auch trefliche Hülfe.

Man kann aber auch dadurch die Obstzucht gegen die Wassermäuse sichern, wenn man an Orte, die diesem Ungeziefer unterworfen sind, niemals Kernobstbäume anpflanzt, sondern lauter Steinobst, z. B. Kirsch-Pflaumen, Schlehen, Pfirsch, und Apricosenbäume. Die Erfahrung lehrt, daß die Wassermäuse, die den Wurzeln der Kernobstarten (z. B. den Apfel-Birn-, Quittenbäumen) so großen Schaden thun, sich doch an dem Steinobste nicht vergreifen.

Das wären denn nun die besten und würksamsten Mittel gegen die Mäuseplage. Ich bin innig überzeugt, und gewiß jeder Practicus wird es mir mir seyn, daß wenn diese Mittel bekannter wären (und möchte doch jeder Menschenfreund jedwede Gelegenheit ergreifen, wo er Dinge von so gemeinnütziger Art allgemein ausbreiten könnte) und dann allenthalben von Ort zu Ort, durch ganze Länder, ausgeübt würden, jene alten Klagen über den beständigen Schaden und Verlust, den

die Mäuse anrichten, gewißlich bald verstummen müßten *).

Wenn

*) Eben das gilt auch von allen andern Arten der schädlichen Thiere und Ungeziefer. Um nur ein Beyspiel zu geben, wie würksam unsre emsigen Gegenanstalten seyn müssen, will ich eins von Insecten anführen, von welchen man gemeiniglich glaubt, es sey bey so kleinen, schwer aufzusuchenden, unsteten Thiergen nicht möglich, sie durch Weghaschen nachdrücklich zu vermindern. In der Schweitz fieng vor einigen Jahren derjenige, den Weinstöcken so verderbliche Käfer, den man den Rebenstecher nennt, sich dermassen zu vermehren an, daß er zur fürchterlichen Plage ward. Die Gemeinde eines einzigen Orts vereinigte sich dahin, sie wollte dieses Insect aufsuchen und weghaschen lassen, auch ein jedes Pfund von diesen eingefangnen Käfern mit einem gewissen Lohne an Geld bezahlen. In kurzer Zeit war das Einfangen dieses Insects dermassen betrieben, daß diese Gemeinde 2000 Pfunde von Rebenstechern zu bezahlen bekam. Im nächsten Jahre spührte man bereits den wohlthätigen Erfolg dieser Käferverminderung höchst merklich. — Unsre Alten scheinen hierinnen gleicher Meynung und ungleich betriebsamer gewesen zu seyn, als wir jetzt leider gemeiniglich sind. So liest man z. B. im 47sten Theile der Allgemeinen Welthistorie S. 382. daß man am Hofe der alten Könige von Engelland die Ausrottung der vor die Stadt- und Landwirthschaft verderblichen Thiere so sehr beherziget habe, daß sogar ei-

Wem es begegnen sollte, daß im Herbste, wo die Mäuse am ärgsten sind, junge, versetzbare Bäumgen von diesen bösen Thieren an der Wurzel zernagt, oder wohl gar deren ganze Wurzeln durchfressen und abgebissen würden, der hebe nur alsobald diese Bäumgen aus der alten Stelle aus und schneide ihnen alles an den Wurzeln befressene reinlich und glatt hinweg und pflanze sie gleich auf eine neue, gehörig zubereitete Stelle jedennoch dergestalt ein, daß sie einer kleinen Hand breit tiefer kommen, als sie vorher gestanden. Dabey sey man sehr darauf bedacht, sie also einzusetzen, daß die Erde, worin man sie pflanzt, aufs dichteste an sie anschließe. Zu diesem Ende ist ein starkes Einschlämmen (October 2.) sehr zu empfehlen. Man wird finden, daß dergleichen Bäume sich bestens erholen und von neuem selbst aus demjenigen Theile ihres Holzes oder Stammes, den man gegen sonstige Regel, tiefer, als er vorher gestanden, einsetzte, sich neu bewurzeln werden. Auf diese Weise ist man im Stande, sogar solche Bäume, deren Wurzeln beynahe ganz und gar abgeschält oder

einige Rattenfänger ordentlich zur königlichen Hofstatt gehörten und als solche eine eigenthümliche Livrey trugen. Dies scheint grotesk, allein es liegen wahre, höchst erhebliche Gedanken drinnen.

oder durchfressen sind, und die man deswegen fast ganz wegschneiden muß, vom Untergange zu erretten.

4. Haasen abzuhalten.

Wenn in gegenwärtigem oder im nächstfolgenden Monath die Schneezeit eintritt, so pflegt es den Haasen vor ihren Unterhalt bange zu werden, und sie finden sich dann vornemlich des Nachts, sehr gerne nahe bey den Landhöfen und Bauergütern ein, um zu versuchen, ob es daselbst nicht mit leichterer Mühe, als auf dem freyen Felde, etwas zu schmausen gebe. Sehr viele Landwirthe befördern dieses Herbeykommen der Haasen dadurch, daß sie große Schöber (Haufen) von Kraut oder von ähnlichem Viehfutter in den Baumgärten aufstellen. Sie thun dies nemlich alsdann, wenn sie mit diesen Früchten so reich gesegnet worden sind, daß sie nicht im Stande sind, alles in die Schuppen oder Ställe zu bringen, oder auch, wenn sie einen Vorrath von diesem Futter auf derweilen also aufstellen, in der Absicht, selbiges gleich zuerst in den nächsten Wochen zu verthun und dabey das übrige in Ställen und Schuppen gesicherte Futter zur spätern Consumtion zu menagiren. Spüren nun die Haasen, die sehr Krautlustig sind, dergleichen Haufen in

den

den Gärten, so kommen sie haufenweis herbey und fangen dann, wenn nach mehrern Tagen diese Haufen hinweg, nemlich fortgetragen und verfüttert sind, in Ermangelung bessern Futters, die jungen Obstbäume zu schälen an. In einer einzigen Nacht sind ein paar Haasen eine beträchtliche Anzahl der schönsten, hoffnungsvollsten Bäumgen dermaßen von Rinde zu entblößen im Stande, daß ihr völliger Untergang zu unserm grösten Verluste daraus erfolgt.

Wie soll man denn aber die Haasen von den Obstbäumen abhalten? 1) Durch gute Einfriedigung des Gartens. Ist letzterer durch eine ringsherumgehende Mauer umgeben, so sind wir freylich (woferne nicht etwa in der Mauer eine Thüre von Lattenwerk, letzteres aber so weitsprossig ist, daß, woferne wir es unten nicht verflechten, ein Haase sich hindurch zwängen kann) am aller sichersten. Ein bloßer Zaun, wäre er auch unter allen der beste, schützt uns nicht, denn die Haasen finden gar leicht ein Loch zum durchschlupfen, scharren auch nicht selten unter dem Grunde des Zaunes hindurch. 2) Durch unmittelbare Verwahrung jedes einzelnen Stämmgens. Alle Obstbäume, die noch jung sind und deren äußere Rinde noch nicht hart und trocken ist, werden von Haasen abgeschält

schält *) und zwar bäumt sich der Haase, der dieses Abschälen unternimmt, so weit er kann, auf die Hinterbeine; dann kann er besser mit dem Maule in die Höhe langen und folglich auch noch ärger, als ausserdem, schälen. Binden wir nun um jeden solchen einzelnen Stamm von der Erde an, bis so hoch am Stamme hinan, als ein Haase zu reichen vermag, eine gute Hand voll Stroh, auch wohl noch über das Stroh weg einige stachelnde Dornreiser, dann brauchen wir nichts von den Haasen zu befürchten, denn da das Stroh auf solche Weise den ganzen Stamm umgiebt, letzterer folglich von außen nicht gesehen werden kann, so sieht dann der Haase nichts, als strohherne Stämme, und da er dem Strohe keineswegs nachgeht, so thut er da gar keinen Schaden, sondern zieht ganz ruhig von dannen. Dieses Umwinden der Stämme mit Stroh (welches letztere, damit es sich besser und schließender umlegen lasse, vorher mit Wasser angefeuchtet und hierdurch biegsamer gemacht werden kann), braucht man nicht früher vor-

zu-

*) Auch Ziegen haben die böse Art an sich, daß sie so gern die Stämme und Zweige der Bäume abschälen und letztere dadurch ins Verderben stürzen. Nie muß man dahero Ziegen in einen Baumgarten einlassen, es müßten denn saurer hochstämmige Bäume darinnen stehen, deren Rinde schon zu alt und trocken wäre, um den Ziegen noch Appetit verursachen zu können.

zunehmen, als beim Eintritt des ersten Schnees, und sobald im Frühlinge würkliches Thauwetter eintritt, nimmt man, wenn gerade gutes gelindes Wetter vorhanden ist (denn bey kaltem Frostwetter wäre es aus zweyen Ursachen nicht rathsam, weil erstlich ja wohl noch neuer Schnee kommen, folglich auch die Haasen abermals den Baumgarten besuchen könnten, zweytens aber die Stämme, so weit sie im Strohe gesteckt haben, an ihrer Rinde etwas weicher und zärter, als außerhalb der Umwindung, geworden sind, und ihren Schweißlöchern dieser geschwinde Uebergang von der genossnen Bekleidung zur empfindenden äußern Kälte nicht gut behagen möchte) das Stroh wiederum hinweg. Die Umwindung mit Stroh ist aber nicht das einzige unmittelbare Verwahrungsmittel der Stämme. Vielmehr habe ich mir noch einige andre erfunden, welche noch gewisser unsre Absichten zu erfüllen im Stande sind. Ich nahm Stücken Holz, die so lang waren, als hoch ein Haase, wenn er sich bäumt, empor zu langen vermag, diese wurden also ausgehobelt, daß sie die Gestalt eines Hohlziegels bekamen. Paßt man nun zwey solche Hölzer an- (nicht in-) einander, so entsteht ja die Figur einer aufrecht stehenden, innwendig ausgehöhlten Walze oder einer aufrecht gestellten völlig rein ausgebohrten Brunnenröhre.

In

In die äußern Ränder oder Enden jedes solches Holzes werden nun ein paar Löcher gebohrt, durch welche, wenn, bey der Umlegung im Herbste, um jeden Stamm zwey solche Hölzer gestellt und an einander gepaßt werden, ein Bindfaden gezogen, und dadurch jedes Holz an das andre bevestigt wird. Jedes Bäumgen, das man auf solche Art umschließt, hat dann das Ansehn, als stünde das Untertheil seines Schafts in der Mitte einer auf der Erde stehenden, weiten Brunnenröhre. Der Haase kann demnach hier ohnmöglich zu dem Schafte selbst gelangen, welches, wenn man lediglich in Stroh einwindet, doch immer möglich bleibt, weil das Stroh, wenn die Umwindung nicht äußerst sorgfältig gemacht ward, gar leicht locker werden, sich verschieben und dann den Haasen die Stämmgen verrathen kann. Zudem werden auch hinter den gedachten hohlen Hölzern die Stämmgen nicht so verzärtelt und verwöhnt, denn oben ist die Röhre ja offen, der Stamm füllt sie nicht einmal vollkommen aus, folglich behält die freye Luft, die hinter das Stroh nicht wohl eindringen kann, den offnen Zutritt. Dergleichen sehr zweckmäßige Futterale habe ich mir nicht allein auf nur gedachte Art aus Holz, sondern auch aus Blech, ingleichen aus Thon (den mir der Töpfer in die erforderliche Form streichen und dann auch

brens-

brennen muste) machen lassen. Da man sie bloß vom November an, bis in den Merz um die Bäume läßt, außer dieser Zeit aber im Hause trocken aufhebt, so kann man sie ja lange Jahre führen und gebrauchen, folglich belohnt sichs ja allemal der Mühe gar sehr, sich dergleichen machen zu lassen und anzuschaffen. Muste ich Futterale dieser Art um Bäume, die in freyem Felde standen, legen, so nahm ich dazu allemal solche, die ich zuvor mit meinem Namen oder sonst einem Delfarbenzeichen angestrichen hatte. Hierdurch verwahrte ich sie gegen das Wohlgefallen, welches die Diebe außerdem manchmal an ihnen finden.

Wenn man nun aber seine Bäumgen durch die bis jetzt angegebenen Mittel gegen die möglichen Anfälle der Haasen zu beschützen unterlassen hat, wenn deshalben diese Thiere uns schon würklichen Schaden gethan und z. B. ein schönes Bäumgen abgeschält haben, was soll man dann thun, um es irgend noch zu erhalten? Ist gar kein Mittel übrig, um es vom Tode zu erretten? Es kommt da allemal darauf an, ob es **ringsherum** abgeschält ist, oder ob es **nur hier und da** mehrere Stücken derselben eingebüßt hat; im ersten Falle ist alles vergeblich und wir haben gar nichts zu hoffen. Im zweyten aber ist es allerdings möglich zu bewerkstelligen, daß sich

eine neue Rinde erzeugt und mit der alten vereinigt, indem ja die alte noch guten Theils vorhanden ist, welche unter gehöriger Behandlung allemal, (zumal am Kernobste, denn das Steinobst verheilt weit schwerer) im Stande seyn muß, auch ferner den Saft, durch dessen Zufluß sich eine neue Rinde bilden kann, herbey zu ziehen. Diese gehörige Behandlung nun besteht in zweyen Stücken; Vors erste muß nicht langsam und vergeßlich zur Cur geschritten werden, denn wenn erst mehrere Tage lang nach der Verletzung Luft und Sonne so frey und ungehindert auf die, durchs Abschälen entstandnen, Wunden haben würken können, so werden diese Wunden dadurch dürrholzig und trocken, welchen Fehler sie nicht wieder ablegen, und welchen eine irgend noch nachfolgende, gute ausweudige Verheilung nur bedeckt und verbirgt, aber nicht hebt. Vors zweyte muß die Cur selbst darinnen bestehen, daß man an der benagten Rinde alles Fetzen- ähnliche und vom Holze abgehobene gänzlich und sauber hinwegschneidet, (denn Ungleichheiten, Fetzen, Splitter, Zellen und Fasern müssen da verbannt werden, wo eine Wunde gut und glücklich verwachsen soll) und dann sofort folgende Salbe über die entblößten Flecke legt, über die Salbe aber einen weichen Lappen bindet. Die Salbe besteht aus zwey Theilen frischen Kuhfladen (Kuh-

(Kuhmist ohne Stroh) einem Theil frisch geknieteten feuchten Leimen (der weich und nicht sandig seyn muß) und etwas drunter geknetesten Weißgerberhaaren *). Man rührt diese Dinge, unter Hinzugiessung von etwas aus dem Kuhstalle geholter dünner Mistjauche, tüchtig durch einander und wirft zuletzt unter fortgesetztem Umrühren dieser Salbe ein wenig Schwefel (ungefähr auf zwey starke Pfunde von dieser Salbe, zwey Loth von dem Schwefel) noch hinzu. Statt des Schwefels rathe ich lieber Myrrhen oder Roßaloe zu nehmen, wie ich auch schon oben (Jenner 1.) bey Angabe der Bereitung der Baumsalben empfohlen habe. Man setzt dabey das Umrühren so lange fort, bis die Salbe die rechte Dicke hat. Ist sie zu flüßig, so thut man noch etwas mehr Lehm hinzu, ist sie zu steif, so wird sie durch mehreres Mistwasser verdünnt. Eben diese Salbe läßt sich bey allen Arten grober Baumverletzungen z. B. durch Schlossenschlag, oder durch Sturm (als Windbruch)

*) Hierunter verstehe man die Haare, welche diese Leute bey Zubereitung der Reh- Ziegen- oder Bockhäute von letztern wegkratzen. Unter den Baumsalben vermehren diese Haare die Vestigkeit und das Bindende der Masse oder des Teiges. Eben deshalben kann man auch sie sowohl, als die bey den Rothgerbern zu habenden Ochsen- und Kuhhaare bey dem Bauen mit unter den Kalk und Mörtel nehmen.

mit dem größten Nutzen gebrauchen. Man heilt damit Wunden (vornehmlich wenn man nur gleich auf frischer That, am liebsten noch in eben der Stunde verbindet, in welcher die Verwundung erfolgte) von welchen jeder Unkundige geglaubt haben würde, sie wären unheilbar, aufs allerglücklichste.

5. Krähen zu vertreiben.

Die Raben und Krähen pflegen sich, sobald sich der Winter ernstlich einstellt, ebenfalls näher an die Wohnung des Landmanns zu ziehen, weil sie da eher allerley Unterhalt zu erhaschen wissen, als auf dem freyen, über und über im Schnee begrabenen Felde. Bey diesem ihren Winteraufenthalte legen sie sich zu Nachts gemeiniglich in die Baumgärten und schlafen in grossen, zahlreichen Trupps auf den Zweigen hoher Obstbäume. Ich selbst habe oft auf einem einzigen Baume ganz füglich dreyßig Stück gezählt. Man muß dies nicht geschehen lassen, denn es schadet den Obstbäumen. Indem sich nehmlich so viele, große, schwere Vögel, Nacht vor Nacht (denn erst zu Ende des Winters verlassen sie die Gärten) auf den Zweigen herum tummeln, werden viele von letztern entzwey gebrochen, an noch mehrern aber die Knospen, vornehmlich die dicksten, welches gerade die Frucht-

oder

oder Blüthknospen sind, abgestossen und herabgeworfen. Zugleich wird auch ein jeder solcher Baum in seiner Crone durch den Unflath dieser Vögel sehr häßlich besudelt und verkleistert. Alles das abzuwenden darf man nur dann und wann mit der geladenen Flinte zu derjenigen Abendzeit, wo es finster werden will und wo sich die Krähen zur Ruhe setzen, in den Baumgarten spatzieren. Ein Paar zu ihnen abgesendete Schüsse werden diesen, gar nicht dummen Vögeln, unsern ganzen Willen eröffnen, und wir werden bald sehen, daß sie sich von unsern Obstbäumen weggewöhnen werden. Auf solche Art entfernen wir sie, ohne sie umzubringen, welches letztere, wenn wir würklich und beharrlich darauf ausgehen wollten, gewiß nicht zu rathen wäre, denn sie sind uns ja nicht ganz allein hinderlich, sondern auch, wie ich glaube, auf einer andern Seite nützlich, indem sie nehmlich vielerley Insectenarten (die dem Feldbaue nachtheilig seyn würden, woferne sie sich zu stark vermehren könnten) nicht weniger auch die bösen Feldmäuse in grosser Menge wegfangen. Diejenigen Krähen aber, welche ganz besonders groß und stark sind, schieße man ohne Bedenken, denn ich selbst habe oft mit eignen Augen gesehen, wie sie im Frühjahre, ehe noch die Saat auf den Feldern so hoch wird, daß sich ein junges, noch ganz

kleines Häsgen darinnen verstecken und ungesehen machen kann, diese kleinen, nutzbaren Geschöpfgen auf freyem Felde anpacken, umbringen und verzehren.

6. Baumlaub zu sammeln.

Da jetzt alles Laub von den Bäumen herab ist, so kehre es der Baumgärtner, bevor die Schneezeit heran kommt, auf Haufen zusammen und schaffe es dann in Körben oder Schiebkarren (Radebernen) auf die Misthaufen oder in diejenigen Gartenwinkel, an welchen er (wenn er irgend zugleich ein Blumenfreund ist), sein feines Blumenland präparirt. Das an freyer Luft auf Haufen verfaulte Baumlaub aller Art giebt eine sehr milde, herrliche Erde und wenn man letztere mit gewöhnlicher guter Gartenerde, mit Kuhmisterde und mit Sande vermengt, so hat man hieran ein für die meisten und schönsten Blumenarten unverbesserlich nahrhaftes Land. Alles Baumlaub, das man aufschüttet, um zu Erde zu werden, muß zu öberst mit langstrohigtem Miste bedeckt werden, sonst verweht es uns nach und nach der Wind, so daß wir wenig oder nichts behalten. Wer kein Blumist, folglich nicht willens ist, dergleichen feine Erde zu bereiten, der thut demohngeachtet (da er doch Feld- oder Küchengar-

gartenbau und hierzu auch Düngerhaufen haben wird) allemal wohl, wenn er seine Düngerhaufen durch Daraufwerfung des Baumlaubes bereichert, denn wenn letzteres in den Baumgärten, so wie es hingefallen ist, liegen bleibt, stiftet es wenig oder gar keinen Nutzen, weil es größtentheils vom Winde verweht und auseinander in alle Welt getrieben wird. Auch die Oefen lassen sich mit Baumlaube (wenn man solches erst im Holzstalle aufgeschüttet hat, daß es trocken werden können) sehr gut heitzen; es wird nehmlich das Laub mit der Schaufel in den Ofen hineingeschoben. Die Asche von dergleichen verbranntem Laube ist ganz vorzüglich gut und aus ihr kann man eine sehr gute Lauge ziehen.

Christmonath oder December.

Die Verrichtungen dieses Monathes sind schon im vorigen Monathe (Nr. 2. 3. 4. 5.) beschrieben, und aus dem Jenner könnte man auch Nr. 2. 4. und 5. als hieher gehörig betrachten.

Nothwendige
Nachträge
über
verschiedne, dem Baumgärtner wichtige, Materien.

Erster Anhang.

Ueber die Entstehung neuer Obstsorten.

Die meisten Gärtner und Landleute haben gar keine Vorstellung davon, daß es möglich sey, Obstsorten zu erziehen, welche vorhin noch nicht vorhanden gewesen. Gleichwohl sollte kaum irgend etwas denkbarer seyn. Woher wären wohl sonst die so zahlreichen *) Sorten der Obstarten entstanden, wenn sie nicht daher gekommen wären, daß man zu ganz verschiednen Zeiten, unter ganz verschiednen Umständen, unter ganz verschiednen Himmelsstrichen und in ganz verschiednen Erdboden Kerne der ursprünglichen Mutterarten, z. B. Kerne vom wilden oder Holzapfel ausstreckte und die daraus erwachsenden Wildlinge, ohne selbige zu veredeln, fortwachsen ließ. Diesen Mutterarten scheint das Vermögen anerschaffen zu seyn, durch den Saamen auf eine, gar sehr ins Weite gehende Weise, auszuarten, wornach nun die Umstände, unter welchen dieser Saame der Erde anvertrauet wird, diese Ausartung begünstigen, oder zurückhalten, zum Bessern oder zum Schlimmern lenken. So mögen nach

und

*) Bloß von Aepfeln kennt man ja jetzt schon über 100 Sorten.

und nach aus den Kernen des Holzapfelbaums so viele delicate Apfelsorten, aus den Kernen des wilden Birnbaums so manche köstliche Birnensorte und aus den Steinen der Vogelkirschen so manche unvergleichliche Kirschsorte entstanden, und eben so auch wieder aus den Saamen dieser neuen Sorten abermals andre neue entsprungen seyn.

Frankreich eignet sich besonders die Ehre zu, in seinen Baumschulen sehr vielen neuen Obstsorten den Ursprung gegeben zu haben. Dies ist der Grund, um deswillen die meisten Namen der edlen Sorten des Obstes, noch bis auf heutigen Tag, französisch sind, welche ausländische Namen unsern Gärtnern nicht selten so schwer zu merken und auszusprechen fallen. In Deutschland darf man zwar nicht sagen, daß daselbst gar nichts von vorzüglichen neuen Sorten entstanden sey, (man hat ja daselbst einige der vortreflichsten zuerst erhalten, namentlich den Stettiner und den Borstorfer,); Allein wir haben doch, im Ganzen gerechnet, sehr wenig Geduld mit den Wildlingen, die bey uns aus den Kernen entstehen. Sobald in unsern Baumschulen diese Wildlinge die erforderliche Größe haben, so eilen wir auf der Stelle, um der mehrern Gewißheit willen, selbige zu veredeln, wir nehmen dabey keine Rücksicht auf die äußere Gestalt und das Ansehn dieser Wildlinge. Letzteres

teres sollte aber schlechterdings geschehen, denn so gewiß es ist, daß wir von jedem Wildlinge, der kleines, schmales, magres Laub (dergleichen die wilden Aepfel- und Birnbäume zeigen) auch wohl gar am Holze Stacheln hat, schlechterdings nicht erwarten dürfen, daß er uns, wenn man ihn unveredelt fortwachsen ließe, bey dereinstiger Tragbarkeit, eine neue edle Sorte von Obst liefern werde, eben so gewiß ist es auch, daß wir berechtiget wären, uns von manchem wilden Kernstämmgen, das breite Knospen, breites, fettes, fleischiges, wenig oder gar nicht ausgezacktes Laub, auch gar keinen Ansatz zu sperrichten, stehenden Zweiglein vielweniger zu Stacheln hat, die Hoffnung zu hegen, es werde solches einst, ohne daß wir es vorhero veredeln, eine treffliche wohlschmeckende Frucht, wohl gar von neuer Obstsorte liefern. Man hebe solche hoffnungsvolle Wildlinge, wenn sie die rechte Grösse haben, aus der Baumschule heraus, versetze sie in einen recht guten Gartenboden und warte dann die Zeit ihres Fruchttragens ruhig ab. Ist letzteres erfolgt, so finden wir entweder unsre Wünsche befriedigt — und da würde es uns ja gewißlich gereuen, wenn wir vormals dergleichen Stämmgen veredelt und nach Gelegenheit wohl gar bey dieser Veredlung eine solche Obstsorte darauf gebracht hätten, die wohl nicht einmal so gut wäre,

als

als die neu entstandne irgend ist — oder wir finden uns betrogen, indem unser Hoffnungsbaum saure Früchte dargiebt. Ist dieses (welches sich freylich gar wohl ereignen kann), der Fall, (denn oft betrügen uns alle diejenigen Anzeigen, aus welchen man schliessen kann, daß ein Wildling zahmer Natur geworden sey) so schreyen dann gemeiniglich alle: „Ja das hätten wir dem Besitzer gleich vorher „sagen wollen; das Veredeln ist nun einmal „nicht zu entbehren, denn alle aus dem „Kern gezogene Wildlinge tragen einst herbe „Frucht.„ — Allein dergleichen Reden sind würklich abgeschmackt und ganz unrichtig. Denn es ist, wie man aus der Erfahrung und aus denen sich immer mehr und mehr häufenden edeln Obstsorten siehet, ganz entschieden wahr, daß auf diesem Wege allerdings die neuen Arten des Obstes entstehn und wenn nun auch viele oder gar die meisten solcher Versuche mißrathen, ists nicht Lohn und Ehre genug, wenn unter vielen doch einmal einer geräth. Wir büssen ja bey solchen mißrathenen Versuchen fast gar nichts ein, denn die tragbaren Wildlinge, die unsre Hoffnung täuschten, sind dann, wenn sie die Erstlinge bringen, noch nicht eben zu groß, daß sie nicht noch, (wenigstens an den Aesten, wo nicht auf den Stamm) sollten können in die Schaale gepfropft, oder auch auf den Zweig-

spitzen

spitzen copulirt werden. Und selbst wenn dieses nicht mehr angehen wollte, ist das Unglück wahrhaftig auch so groß nicht; denn man kann ja nicht sagen, daß selbst das wilde, saure Obst ohne Nutzen wäre. Läßt man diese wilden Früchte, nachdem sie abgenommen worden, etwas liegen und teig werden, so verlieren sie viel von dem herben Wesen und lassen sich wie Mispeln speisen, bäckt man sie, so geben sie, wenn sie dann gekocht und mit etwas Syrup angemacht werden, eine im geringsten nicht unangenehme vornehmlich zur Beköstigung des Gesindes sehr nutzbar anzuwendende Obstspeise ab; auch sind sie zur Viehmast für Schweine vortreflich zu gebrauchen, und noch überdies läßt sich guter Essig aus ihnen bereiten *).

Freylich wäre noch gar sehr zu wünschen, daß man helleres Licht über eine so erhebliche Materie, als die Entstehung neuer Obstsorten aus dem Saamen ist, erhalten mögte, damit wir sicherer einsähen, was das wohl für Ursachen seyn mögen, die es bewürken, daß oft, unter solch einer ungeheuern Menge ausgestreuter Kerne von einerley Art, einige vorzüglich edel, unter der ausnehmenden Schaar der minder edeln oder wil-

*) Siehe den 4ten Theil der Germershausischen Hausmutter.

wilden entstehen. Drey Hauptursachen scheinen folgende zu seyn:

1) **Mildigkeit des Himmelsstrichs.** Je wärmer und wohlthätiger die Luft eines Landes ist, desto lieber treibt da die Natur ihre anmuthigen Spiele. In kalten Ländern aber zeugen ihre Würkungen vielmehr von einer eng eingeschränkten und ängstlichen Gleichförmigkeit.

2) **Vortreflichkeit des Bodens.** Aber was für Erdtheilgen, können wir nun wieder hier fragen, sind es denn insonderheit, die diese Würkungen hervorzubringen im Stande sind und woraus ist der eigne Grad von Fruchtbarkeit zusammengesetzt, der zur Entstehung einer, schon aus dem Kerne aufwachsenden, zahmen Obstart gehört, und uns die Veredlung zu ersparen geschickt ist? Diese Frage dürfte uns wohl bis jetzt noch nicht vollkommen nach Wunsche beantwortet werden können.

3) **Befruchtung derjenigen Blüthe,** aus deren Frucht der gesteckte Kern (der hernach, wenn aus ihm ein Baum erwächst, die neue Obstsorte giebt) genommen wird. Eine Reinettenapfelblüthe z. B. ward indem sie aufblühte, auf ihren Staubwegen oder weiblichen Geschlechtstheilen von dem Blüthstaube

staube aus einer geöffneten Blüthe einer andern Apfelsorte geschwängert. Sie giebt drauf ihre Frucht, nehmlich einen Reinettenapfel. In dieser Frucht liegen Saamen oder die Kerne, welche nicht von der Selbstbefruchtung (d. h. nicht mittelst derjenigen männlichen Theile, die auf dem nehmlichen Reinettenbaume standen) befruchtet und belebt worden sind, sondern durch den Blüthstaub der andern oder fremden edeln Aepfelsorte. Wer weiß, ob ich nicht richtig urtheile, daß solche Saamen allemal zahme Stämme liefern müssen.

* * *

Ich habe hier der Ausdrücke: Befruchtung, Geschlechtstheile und dergl. gedacht und darf wohl keineswegs bey allen meinen Lesern *) voraus setzen, daß ihnen offenbar sey,

*) Sollte ich wohl vernünftig handeln, wenn ich glaubte, daß gemeine Gärtner und Landleute, allbereits jetzo, allenthalben die richtigen Begriffe vom Geschlechte der Pflanzen hätten? Ich glaube es nimmermehr. Gleichwohl wünsche ich schlechterdings am allermeisten von diesen nurgedachten beyden Hauptclassen der Baumerzieher gelesen zu werden; denn gelehrte Baumkenner werden ohnhin meine Unterweisung nicht vonnöthen haben.

sey, was mit diesen Ausdrücken gesagt werden solle. Ich will dahero nur ein Paar kleine Seitgen über diese Materie, deren richtige Kenntniß ja wohl ohnmöglich zu eifrig ausgebreitet werden kann, allhier beyfügen.

Ueber das Pflanzengeschlecht,

(Sexus plantarum).

Bey allen Pflanzen finden sich, wie bey allen Thieren, zweyerley Geschlechtstheile, männliche und weibliche. Diese haben ihren Sitz in den Blumen, und zwar machen die Staubfäden (welches die dünnen Stielgen sind die auf ihrer Spitze ein Kölbgen haben, welches wie mit Staub überzogen aussieht; man nennt sie auch Staubgefäße, besser Staubträger, filamenta) die männlichen Geschlechtstheile aus, worgegen das mitten unter ihnen, folglich mitten in der Blume stehende stammhaftere Theil, welches, nicht wie die Staubfäden um die Saamencapsel herum, sondern unmittelbar auf ihr stehet und eine sehr verschiedene Bildung hat (bey den Nelken z. B. sind es weisse Hörngen), der weibliche Geschlechtstheil oder Staubweg ist.

Durch

Durch diese zweyerley Geschlechtstheile, welche bey den allermeisten Pflanzen in jeder Blüthe beysammen stehen, geschieht eine, der Begattung unter den Thieren höchst ähnliche Schwängerung, welche man die Befruchtung nennt, und welche also erfolgt: Sobald eine Blume an irgend einem Baume, Küchen- oder Blumengewächse aufbricht oder aufgeblüht ist, so schwitzt nach wenigen Stunden aus der, mehrentheils mit einem Kölbgen (diese Kölbgen heißen Staubbeutel, Antherae) versehenen, Spitze jedes Staubfadens eine öligte Feuchtigkeit, welche dem Auge wie Staub vorkommt, und im Anfühlen fettig dünket. Zu eben dieser Zeit schwitzt der erwähnte weibliche Geschlechtstheil, welchen man den Eyerstock, das Pistill oder Germen nennet, an seiner Spitze (welche die Narbe oder das Stigma genannt wird) ebenfalls, so daß er auch oftmals mit bloßem Auge etwas feucht anzusehen ist. Hier nun muß gedachte Feuchtigkeit von den Staubbeuteln auf die, gleichfalls feuchte, Narbe gelangen, welche Vereinigung entweder dadurch geschieht, daß die Staubbeutel, mittelst der Länge der Staubfäden, auf welchen sie stehen, an die Narbe reichen, und ihre Feuchtigkeit, oder den männlichen Saamen, an die schwitzende Narbe streifen, oder dieser männliche Saame (Pollen) durch den Hinzug des Windes, oder durch

ein, seiner Nahrung (nach) in die Blume gekrochenes Insect auf die Narbe des weiblichen Geschlechtstheils geführt wird. Sobald nun der Pollen oder Blüthstaub, als die edelste Feuchtigkeit, die der ganze Pflanzencörper auszuarbeiten vermag, und die voll Kraft und Leben ist, auf die feuchte Narbe gebracht ist, vereinigen sich die Feuchtigkeiten beyder ohnverzüglich auf das allerinnigste. Und bey dieser Paarung läßt der Blüthstaub seine, freylich unsichtbare und geheimnißvolle, Kraft, von sich, welche dann den weiblichen Geschlechtstheil so allgewaltig durchdringt und schwängert, daß von da an die, im Unterheile des weiblichen Geschlechtstheils oder in der eigentlichen Frucht oder Saamencapsel befindlichen, Saamenkörner ein wahres Leben und die Kraft erlangen, nunmehro frisch fortwachsen, vollkommen und reif werden zu können, welches letztere, wenn keine solche Befruchtung erfolgte, eine Unmöglichkeit bleiben würde.

Hieraus sehen wir nun erstlich, was die Befruchtung eigentlich sey, und auch ferner dies, wie eine blühende Pflanze, selbst aus ziemlicher Entfernung her, von einer andern (die aber allemal von nahe verwandter Gattung seyn muß) geschwängert werden könne. Solch eine Schwängerung nun theilt dem befruchteten Weibgen gemeiniglich diejenigen

Eigen-

Eigenschaften mit, die dem Männgen, das diese Befruchtung dargab, eigen waren, und so nach wird es klar, wie verwandte Pflanzengattungen einander durch wechselsweise Befruchtung wechselsweis die ihnen eignen Eigenschaften mitzutheilen vermögen. Dies wird nun eben oft zu einem Hauptgrunde dessen, was wir das aus der Art gehen eines Gewächses zu nennen pflegen, und diese Ausartung kann sowohl zum Vortheil, als auch zum Schaden derer, einem Gewächse eignen, Naturbeschaffenheiten erfolgen, eben wie unsre Lämmer sich (wenigstens was die Feinheit der Wolle betrifft) veredeln, wenn wir ihre Mütter mit Spanischen Böcken belegen, sich hingegen verschlimmern oder zum Bösen ausarten, wenn wir ihre Mütter von dänischen Widdern bedienen lassen *). — — Jezt

*) Weil ich hier einmal vom Pflanzengeschlecht zu handeln kam, so muß ich doch meine Verwunderung äußern, warum jetzt so manche, die darüber, wer diese wichtige botanische Materie zuerst bearbeitet oder gefunden habe, schreiben, der großen Verdienste des Nehemias Grew und des Sebastian Vaillant so wenig gedenken. Letzterer war öffentlicher Lehrer der Botanik zu Paris; sein Buch: de Structura florum kam bereits im Jahre 1727 zu Leiden heraus. Wie viel Anlaß zu richtigen Begriffen über Pflanzengeschlecht hauptsächlichst dieser

kehre ich nun noch einen Augenblick zur Materie von Entstehung neuer Obstarten zurück, um nur noch den Wunsch zu äußern, daß doch alle, welche die Baumzucht auszuüben Gelegenheit haben, sich mit genauerer Untersuchung derjenigen Ursachen abgeben mögten, in welchen diese Entstehung neuer Obstsorten gegründet ist, ingleichen mit möglichster Bestimmung desjenigen, was wir etwa zu thun hätten, um gedachte Entstehung solcher Obstsorten, die bis dahin noch nicht vorhanden gewesen, zu befördern, oder in unsre Gewalt zu bekommen.

Weil aber freylich so wenige Privatpersonen sich mit Untersuchungen dieser Art abzugeben pflegen, weil sie immer lieber das Gewisse für das Ungewisse oder erst noch mit der Zeit

Vaillant den Gelehrten gegeben habe, ersah ich erst jüngst noch mit wahrem Vergnügen, als ich des vormaligen Sachsen Weimarischen Leibarztes, D. Herrmann Friedrich Teichmeyers, der zu Jena Professor Medicinä und auch öffentlicher Lehrer der Botanik war, Institutiones botanicas in usum auditorii sui conscriptas, zugestellt erhielt. Gemeiniglich hält man die Abhandlung des Joachim Jung (Opuscula botanico physica. Coburg. 1747.) für sehr alt in dieser Materie. Allein in nur gedachter Teichmeyerschen Botanik, die schon 1731 herausgekommen ist, finde ich bereits die treflichsten Aeußerungen zur Bestätigung des zweyfachen Pflanzengeschlechts.

Zeit gewiß zu machende nehmen, so wäre es die Sache der botanischen Gärten, und derjenigen Gärten, welche sich bey den Cameralacademien befinden, dergleichen Untersuchungen empor zu bringen, und deren Resultate von Zeit zu Zeit dem Publico auf eine gemeinnützige Art bekannt zu machen. Solche Dinge wären fürs gemeine Beste ein bisgen erheblicher, als das angestellte Grübeln über manche aufgegebene Preißfrage, deren Nutzen für das Wohl und Vergnügen der Bürger zuweilen gar nicht abzusehen ist.

Unter allen Arten angemessener Himmelsstriche, mittelst künstlicher (d. h. aus den Blüthen einer verwandten Pflanzenart genommener) Befruchtung, und auch ohne dieselbe, in allen Arten fruchtbarer Erde, nicht weniger den Saamen naß aus der Frucht und auch trocken, sollte man es versuchen. Endlich würde man ja der Natur auf die Spur kommen.

Zweyter Anhang.

Ueber die Entstehung des dürren Holzes.

Nichts ist gewöhnlicher in den Baumgärten zu finden, als das dürre, abgestorbene Holz, und nichts sollte gleichwohl weniger in selbigen anzutreffen seyn; denn nichts kann sich weniger mit dem Wohlstande und mit der fruchtbaren Dauer der Bäume reimen. Man würde eifriger trachten, selbiges zu vermeiden, wofern man

1) dessen Ursprung genau anzugeben vermögte,
2) die Mittel, durch deren Anwendung man die Bäume davor bewahrt.

Lasset uns beydes ein wenig beleuchten. Die Ursache, um deren willen unsre Bäume dürres Holz bekommen, ist keine andre, als eine äußre Verletzung, die so beträchtlich ist, und die unter solchen Umständen erfolgt, daß diese Wunde entweder gar nicht verwachsen kann, oder doch zu spät verheilt. Diese Verletzungen werden den Bäumen auf gar unterschiedene Weise beygebracht. Die gewöhnlichsten sind folgende: a) wenn man dem Baume starke Aeste abschneidet, oder nur einschneidet, und diese Schnitte nicht, mittelst

einer

einer Verklebung, gegen Luft und Sonnenschein gesichert werden; b) wenn man beym Beschneideln (Ausschneideln) der Bäume die Schnitte zwar gehörig verklebt, sie aber dermaßen groß und lang gemacht hat, (nehmlich in Gestalt eines langen Reh- oder Geißfußes, oder eines aus einer Federspuhl geschnittenen Zahnstochers) daß darüber kein Verwachsen erfolgen kann. Kein einziger Schnitt an einem Baumschafte oder Baumzweige kann verwachsen und zuheilen, woferne er nicht ganz dicht über demjenigen Holze, das stehen bleiben soll, ingleichen also geführt worden ist, daß er mehr platt, als schräg, mehr stumpf oder gerade hindurch, als länglich gezogen läuft. — Der Sturzel (welcher allemal stehen bleibt, sobald man verkehrter Weise in länglichen Schnitten oder Rehfüßen hindurchschneidet) verwächst niemalen gehörig, und wenn er ja zu verheilen (d. h. von äußrer Rinde überzogen und eingeschlossen zu werden) anfängt, so geht es doch damit erstaunlich langsam her, (binnen welcher Zeit das Holz auf seiner Oberfläche schon dürr oder trocken wird) und endlich verheilt doch bloß das Untertheil, die oberste Sturzelspitze hingegen bleibt unverwachsen und absterbend. Man sieht dahero wie erstaunlich nothwendig es seyn müsse, daß man über diejenigen, welche unsre erwachsenen Obstbäume zu beschneiden,

oder unsre jungen Obstbäumgen auszuschneideln haben *), die sorgsamste Aufsicht, die sich nur immer denken läßt, führe, denn die meisten verrichten beydes so, als wäre es offenbar auf den Untergang dieser Bäume abgesehen. Sie fahren mit großen Hippen, oder wohl gar mit solchen Holzkneifen (mit welchen man die Weidenbüsche abzuholzen pflegt) durch die Zweige hindurch, und dadurch entstehen ungeheure Rehfußschnitte, von welchen man doch bey allen Obstbäumen, auch selbst den kleinsten aufs allersorgfältigste vermeiden, und auf jedem gemachten Schnitte solange oben nachschneiden sollte, bis er gar nicht mehr länglich, sondern platt, auch nicht im geringsten über dasjenige Holz, welches stehen bleiben soll, hinausragend, sondern dicht auf letztern ruhend wäre; c) wenn man zwar die Schnitte weder zu groß gemacht, noch auch die Verklebung darüber zu legen verabsäumt hat, gleichwohl aber der beschnittene Baum an und vor sich selbst zu denjenigen gehört, die sich schlechterdings keinen andern, als einen nur wenige Wochen alten Ast beschneiden lassen wollen, wenn anders der Schnitt verwachsen soll; d) wenn der

*) Ausschneideln heißt, die Nebenzweige, die aus dem Schafte eines jungen Bäumgens treiben wollen, wegputzen, damit der Schaft glatt und schlank werde.

der Baum sonst eine äußere Gewalt erlitten hat, die seine Rinde bis aufs Holz zertrennt, und diese Verletzung nicht sogleich verbunden oder verklebt worden ist. So zerschlagen z. B. Hagelwetter oder Schloßen die Rinden der Bäume, oder Hasen zerfressen dieselbe. Ferner gehört auch hieher die unerkannte Sünde, daß so mancher dummer Gärtner, wenn er das Land zwischen seinen Bäumen aufhackt oder umgräbt, sehr unvorsichtig dabey zu Werke geht. Nicht selten wird diese Verrichtung einem elenden Fröhner oder schlechten Tagelöhner überlassen, dieser nimmt sich dabey nicht genugsam in Acht, hackt mit seiner Hacke manchesmal darneben, nehmlich in die Rinde der Bäume hinein, und tröstet sich dabey mit dem niedrigen Miethlingsgedanken: wenn es nur niemand sieht. Zudem glauben solche Leute: Es verwächst alles von selbst. Dies ist aber ein gewaltiger Irrthum, denn es verheilen dergleichen Wunden, die so unverklebt bleiben, fast niemalen, wenigstens so schwer und langsam, daß unterdessen die Oberfläche der ihnen beygebrachten Schnitte vollkommen ausdorrt und dürrholzig oder saftlos wird. Die nachmalige Verheilung umfasset dann noch manchmal jenes dürre Holz, und nimmt es, indem sie selbiges endlich ganz überziehet und bedeckt, in sich hinein. Dann triumphiren die Unkun-

digen

digen und sprechen: Sagten wirs nicht, es müßte der Schnitt oder die Wunde doch endlich verwachsen, was hat es nun noch vor Noth? — Sehr große Noth, pflege ich darauf zu antworten, denn diese Art zu verwachsen ist ganz und gar nicht diejenige, die uns Freude verursachen könnte. Hat denn das endlich erfolgte Verwachsen auch das dürre Holz der Wundenoberfläche geheilt? Nein. Denn sobald man solch eine spät geschlossene Wunde anschneiden will, wird man augenscheinlich finden, daß unter der grünen obern Rinde die eigentliche Schnittesoberfläche noch immer trocken und dürrholzig sey. Dieses dürre Holz ist und bleibt nicht allein dürre, sondern es steckt auch allmählig von innen herab das jetzt noch frische, grüne Holz an. Ist dieses einmal erfolgt, dann frißt das dürre Holz wie der Krebs um sich, und das bis dahin grün und gesund gewesene stirbt, mit jedem Jahre tiefer herunter, ab. Alle dieser Schaden erfolgt, ohne daß wir ihn bemerken, ganz in der Stille, und in dem innwendigen des Stammes oder Asts. Aeußerlich ist daben, weil daselbst doch endlich eine Verwachsung und Bedeckung der Wunde erfolgt war, gar nichts zu sehen, auf einmal aber pflegt an solchen Stellen der Stamm, oder Ast auseinander zu gehen oder aufzuspringen, und da sieht man denn die schöne

Be-

Bescheerung, nehmlich weit und breit nichts als dürres abgestorbenes Holz, das die ganze innwendige Weite eines solchen Stammes oder Asts ausfüllt. Solchen Bäumen ist dann weiter nicht zu helfen, sie leben noch etliche Jahre durch die bloße Rinde, (wenn diese annoch gesund ist) und dann gehen sie vollkommen ein, zur größten Schande unsrer Unvernunft; denn wie lange hätten dergleichen Bäume annoch leben können, wenn wir ihnen nicht jenen innern Feind zugezogen hätten, durch welchen sie in ihren schönsten Jahren, wie an einer Auszehrung, hinsterben mußten. Man kann, wenn man nur einigermaßen Baumkenner ist, leider ganz mit der leichtesten Mühe beweisen, daß unter hundert Bäumen, die noch auf heutigen Tag in den Gärten der Gärtner und Landleute absterben, nur zehn Stück eines natürlichen Todes, d. h. vor Alter sterben, die übrigen 90 büßen alle wegen des dürren Holzes das Leben ein.

Das Leben eines Baumes hat vornehmlich viererley Zeitpuncte, in welchen die Entstehung des dürren Holzes vorzüglich leicht erfolgt, 1) bey der Veredlung. Ich habe schon oben (März 4.) ausführlich dargethan, wie betrübte Folgen es habe, wenn man einen veredelten Baum an der Veredlungsstelle zu

leicht

leicht verklebt und bedeckt, oder wenn man, die Verklebung früher wiederum hinwegnimmt, bevor die Veredlungsstelle vollkommen überwachsen ist. Gar gewaltig viele Bäume werden in ihrem schönsten männlichen Alter an der Pfropfstelle innerlich dürrholzig, springen dann daselbst auf, und sterben hernach eines frühen Todes. Hievon ist der alleinige Grund die nur gedachte Verwahrlosung bey dem Verkleben. 2) Bey der Verpflanzung; wenn nehmlich hiebey Wurzeln oder Zweige unvernünftig beschnitten, und an diesen Wunden unverklebt gelassen werden. 3) Nach der Versetzung. Wenn der Pfahl, welchen man dem Baume zugab, des Baumes Rinde durchreibt, also daß das Holz entblößt, und der Luft und Sonne exponirt, folglich dürre und unter sich fressend gemacht wird. Eben so wenn das Band, mittelst dessen man den Baum an den Pfahl bindet, durch des Stammes Rinde hindurch feilt, und ihn dürrholzig macht. Oben in dem Werke selbst (Octob. 2.) zeigte ich, wie man den Beschädigungen dieser Art ausweichen könne. Hier erinnere ich nur noch dies, daß ich (weil die Pfähle doch gar zu leicht der Bäume Rinden durchreiben, wenn der Sturm beyde an einander scheuert) überhaupt von Herzen rathen wollte, man mögte doch, so viel nur möglich

seyn

seyn will, den Gebrauch der Baumpfähle ganz und gar abstellen. Sehen wir nicht so manchen ohne Pfahl in freyem Felde stehenden Baum, ob er gleich allen Winden bloß gestellt ist, diesen Winden dennoch nicht allein recht glücklich, und ohne von ihnen zerbrochen zu werden, ausweichen, sondern auch gar gerade und schlank emporwachsen. Und gesetzt die Bäume wüchsen auch allenfalls ein bisgen krumm, wenn man ihnen keine Pfähle giebt, so ist es ja doch wohl besser, wenn man gesunde, nicht beriebene Bäume, die ein wenig krumm sind, habe, als daß man schlanke Puppen besitze, die der Pfahl ums Leben bringt. Ja, wird hier mancher denken, wenn es nur möglich wäre, die jungen Obstbäume vor dem Sturme zu erhalten! — Es ist sehr möglich, woferne man nur drey Hauptregeln nicht aus den Augen läßt. a) Bäume, welche keinen Pfahl bekommen sollen, müssen von den ersten Lebensjahren an ohne Pfahl stehen; denn wenn sie in der Jugend an Pfählen liegen, so werden sie gleich von ihrem zarten Alter an sehr unfähig dem Winde einen angemessenen Widerstand, oder ein angemessenes Ausweichen zu leisten. Jung gewohnt, alt gethan, heißt es auch hier. Das Bäumgen, das nie einen Pfahl bekommen hatte, wird stark, durch die beständige Uebung, die ihm die

Winde

Winde verursachen. b) Dergleichen Bäume dürfen nicht in ihrer Jugend unverständig geschneidelt werden. Der Schaft wird dadurch zu hoch gemacht, und bleibt dabey so roh und dünn, daß er seine eigne Crone nicht wohl zu tragen vermag (siehe davon oben October 1. und zwar da, wo ich die Baumschulenverrichtungen des Jahres 1793 beschreibe). c) Solche Bäume müssen mit vollen Wurzeln versetzt oder verpflanzt werden. Oben (nehmlich October 2.) zeigte ich die Art und die herrlichen Folgen derjenigen vernünftigen Art der Baumverpflanzung, mittelst deren man so viel nur immer möglich zu machen ist, die sämtlichen Wurzeln nach ihrer ganzen Länge aus der Erde auf ihrer alten Stelle heraus holt, und eben so in die neue Stelle pflanzt. Ists nicht nun ganz begreiflich, daß ein auf solche Weise gepflanzter Baum, selbst ohne alle Beyhülfe eines Pfahls, den Stürmen treflichen Widerstand zu leisten geschickt ist, weil seine vollen sämtlichen, langen Wurzeln sich gar geschwind in dem Boden festsetzen. Ein Stämmgen aber, das nach gewöhnlicher unvernünftiger Methode mit halb hinweg gehackten Wurzeln gepflanzt wird, kann sich ohnmöglich früher, als während des Verlaufs einiger Jahre

Jahre *) im Erdreiche vestsetzen, und bevor diese Vestsetzung erfolgt ist, können die Winde den elenden Baum hundertmal darniedet reissen. — 4) Nach der Versetzung bis in das Alter. Hier sind der Wege gar mancherley, auf welchen ein Baum in diesem Theile seines Lebens dürrholzig werden kann. Dies kann nehmlich durch äußere Verletzung, durch Stoßen, Hauen ꝛc. geschehen; ferner durch Schloßenschlag; ferner durch unvernünftige Herabnahme des Obstes von den Bäumen. Wenn man, um die Früchte von den Bäumen zu holen, ohne Schonung in die Aeste hineinstürmt, so reißt man nicht allein sehr viele Tragknospen, die uns im nächstfolgenden Jahre ihren Tribut entrichten, und uns mit Früchten erfreuen würden, auf eine bedauernswerthe Art herab, sondern es werden auch wohl gar den Zweigen große Risse und ofne Schäden zugezogen, die man gemeiniglich nicht achtet, weil sie hoch in den Cronen sind, und welche daher, weil man sie nicht verklebt, zu dürrem Holze werden. Eben dies

*) Denn so viel gehört ja doch vollkommen dazu, wenn die Wurzeln, von deren Länge die Hälfte getrennt und in dem Erdreiche der alten Stelle (auf welcher man den Baum aushub) zurückgelassen worden, wiederum zu ihrer vorigen vollen Länge heranwachsen sollen.

dies kann geschehen, wenn man unterläßt die von Früchten beschwerten Aeste durch beygesteckte Steiffen zu unterstützen, und dadurch zu verhüten, daß sie der Wind nicht herabziehen und zersplittern darf.

So viel von den Gelegenheiten, mittelst deren die Bäume von der Veredlungsart an zu dem dürren Holze kommen. Sehr viele Obstbäume aber kommen gar noch weit früher dazu, nehmlich schon vor der Veredlung in den Baumschulen durch ein unverständiges Ausschneideln, von dem ich vorhin ausführlich sprach. Ich empfehle das Studium dieses meines zweyten Anhangs nochmals mit größter Innigkeit. Sein Inhalt ist für die Baumzucht um so viel überschwenglicher wichtig, je weniger er gemeiniglich beherziget zu werden pflegt.

Dritter

Dritter Anhang.

Ueber absonderliche, merkwürdige Eigenschaften, die dieser oder jener Obstbaumart eigenthümlich sind, und welche gleichwohl in dem Werke selbst noch nicht berühret worden. In alphabetischer Ordnung.

---

1) Apfelbaum. Pyrus malus.

Er verlangt unter allen Obstbäumen den besten Boden, und pflegt auf schlechtem Lande entweder ganz einzugehen, oder doch wenigstens nur als ein wahrer Krüpel zu wachsen. Man veredelt ihn auf Kernstämmgen (die aus Kernen von wilden oder zahmen Aepfeln entsprungen sind) oder auch, im Fall Zwergbäume draus werden sollen, auf die Ausläufer des Paradies- oder Johannisapfelbaums. Solche Zwergbäume wachsen nun freylich, wie man es haben will, nur schwach und zierlich, sie haben aber das Ueble an sich, daß sie beständig Wurzelsprossen aus ihrer Johannisapfelwurzel treiben, an welchen Sprossen man denn beständig auszuraden Ursache hat. Auf Quittenstämme darf man niemals Aepfel veredlen. Da der Apfelbaum

im Frühlinge am spätsten auszuschlagen und grün zu werden pflegt, so nimmt man ihn in der Veredlung später vor, als die übrigen Obstbaumarten. Die Art der Veredlung ist mannichfaltig, nehmlich durch die Pfropfarten, durch Aeugeln und durch Copuliren.

2) **Apricosenbaum**, Prunus armeniaca.

Nimmt mit allerley Erdreich, wenn es nur nicht offenbar schlecht ist, vorlieb. Die Vermehrung und Fortpflanzung dieses Baums geht auf dreyerley Weise vor sich; a) durch die Steine, die man unter denjenigen wichtigen Regeln, welche ich oben (März 8. Junius 7. October 1.) ausführlich angegeben habe, der Erde anvertraut. Man kann diese Steine aus allen Sorten der Apricosen nehmen, diejenige Sorte aber, welche man Alberge-Apricos benennt, scheint dazu vorzüglich geschickt, denn man behauptet, daß diese vor allen übrigen Apricosensorten gute Stämmgen liefere, indem die Stämmgen, die man aus den Steinen der Alberge zieht, fast immer so geartet sind, daß man nicht nöthig hat, sie einst zu veredeln, sondern daß sie, sich selbst ganz überlassen, gar gute, treffliche Früchte tragen, ohne alle vorherige Veredlung. Ich habe inzwischen doch auch aus den Steinen andrer Sorten, außer der Alberge, solche Apricosenstämmgen erhalten, welche,

welche, ohne alle vorgenommene Veredlung, vortrefliche Früchte trugen. Weil es aber doch immer nicht ganz gewiß ist, ob man nicht einst Ursache haben werde, die Unterlassung der Veredlung zu bereuen, und weil man auch gemeiniglich denkt, es trügen die unveredelt gelassenen Stämmgen später und auch sparsamer, als die veredelten, so wählt man gemeiniglich das Gewisse statt des Ungewissen, und veredelt jedes aus dem Steine gezogne Apricosenbäumgen. Nichtsdestoweniger wäre es doch jedem zu rathen, daß er von Jahr zu Jahr Apricosensteine hie und da hin auf solche Plätze steckte, die es gestatten, daß jedes auf solch einem Platze hervorkeimende Bäumgen unausgehoben und unverpflanzt, ingleichen unveredelt stehen bleiben und fortwachsen könnte. Gewiß man würde auf solche Weise manche ganz neue Sorte von dieser treflichen Baumfrucht erziehen, und gesetzt es fielen auch unter so vielen jungen Bäumen einige vor, deren Frucht klein, unansehnlich und von geringem Geschmacke wäre, so sind ja auch selbst diese sogenannten wilden Apricosen ungemein brauchbar und gut. Man speist sie nehmlich frisch, geröstet (geschmort wie Pflaumen) zu dem Gebratnen, oder man bereitet davon eingemachte Apricosen. Beyde Zurichtungsarten sind ja wahre Delicatessen.

b) Durch Veredelung. Man bringt die schon vorhandnen großen und köstlichen Apricosensorten entweder auf Apricosenstämmgen, die man aus ihrem Steine erzogen hatte, oder auf Süßpflaume *). Das Pfropfen schlägt nicht leicht gut bey ihnen an, denn die Apricosenstämmgen, sowohl als die Pfirschenpflaumenstämmgen, gehören zum Steinobste, und alles Steinobst hat sowohl ein sprödes, hartes, vestes Holz, als auch einen sehr harzigen, im Herausdringen sogleich starr und klümprich werdenden Saft. Beydes sind Ursachen, um deren willen so harte Wunden, dergleichen die Pfropfwunden sind, bey dem Steinobste so gewaltig schlecht und schwer verwachsen und zuheilen. Das Copuliren und Oculiren hingegen pflegt bey den Apricosen vortreflich anzuschlagen.

c) Durch gesteckte Zweige. Man hat neuerlich die Apricosen- und Pfirschbäume auf folgendem Wege zu vermehren empfohlen. Man soll nehmlich an ihnen im May und folgenden Monathen die untersten Zweige eben wie Nelkenzweige absenken, so würden sie sich sehr

*) Sie wird auch Hundpflaume, Roßpflaume, Haferpflaume, Spilling genannt, ist an sich eine unbedeutende Frucht, deren Kernstämmgen aber vorzüglich tauglich sind, um Apricosen, Pfirschen und edle Pflaumensorten darauf zu veredeln.

sehr bald aufs Beste bewurzeln, so daß man sie spätstens im nächsten Frühjahre abschneiden und absonderlich verpflanzen könnte. Ich bezweifle dieses Einwurzeln ganz und gar nicht, glaube vielmehr, daß dies ein sehr artiger Weg sey, die Vermehrung dieser (und sonst noch sehr vieler Bäume, mit denen man nur es bis jetzt noch immer zu wenig versucht hat) zu bewerkstelligen. Unterdessen würde ich doch schlechterdings nicht rathen, diesen Vermehrungsweg zum hauptsächlichen, vielweniger zum alleinigen zu machen; denn ob wohl die auf diesem Wege gezognen den merklichen Vorzug haben, daß man sie nicht zu veredeln braucht, weil sie Zweige eines bereits veredelten Baumes sind, so haben sie doch auch ihre großen Fehler. Vors erste pflegen sie niemalen so groß zu wachsen, noch so schön und tief einzuwurzeln, wie die aus Kernen gezognen oder auf Roßpflaumen veredelten Bäumgen. Und eben dies ihr seichtes, geringes Wurzeln giebt Anlaß, daß sie nicht allein von den Stürmen sehr leicht über den Haufen geworfen werden, sondern auch im Winter ganz und gar zu Grunde gehn, indem nehmlich bey sehr heftiger Kälte die Wurzeln, weil sie nur schwach sind, und nicht tief genug liegen, durch und durch erfrieren. Vors zweyte würde, wenn wir eine Baumart lediglich und beständig aus Zweigen fortpflanzten, diese Baumart endlich

gar keine Kerne mehr in ihren Früchten liefern. Dies wäre allemal ein wahrer Verlust und ein wahres Unglück für die Cultur; denn es bleibt ja doch ewig wahr, daß alle aus Saamen gezogne Gewächse ungleich kräftiger, vollkommener und dauerhafter sind, als die, welche man aus Zweigen, oder aus Wurzelsprossen zieht. Die Erfahrung hat es bereits an verschiednen Gewächs- und Baumarten bestätigt, daß wenn solch eine Art etliche Menschenalter hindurch lediglich aus Zweigen fortgepflanzt wird, sie endlich nach Verlauf dieser Zeiten in ihren Früchten ganz und gar keine Kerne mehr ansetzt, gerade als wollte die Natur unsre thörigten Gedanken, kraft deren wir (indem wir die Kerne nicht dazu, wozu die Natur sie gab, nehmlich zur Aussaat, anwenden) die Saamen für unnütz zu erklären scheinen, durch gänzliche Entziehung dieser Saamen bestrafen.

Der Apricosenbaum ist in Rücksicht auf Winterkälte der allerzärtlichste bey uns zu findende Obstbaum. Er erfriert an seinen Aesten weit leichter noch, als selbst die Pfirschbäume. Eben das ist denn auch die Ursache, daß er noch immer so wenig allgemein ausgebreitet, und mehrentheils bloß ein Eigenthum distinguirter Gärten ist. Da aber doch immer, wegen der ungemeinen Vortreflichkeit seiner Früchte, höchstermaßen zu wünschen ist,

daß

daß er immer mehr und mehr angepflanzt, und in größter Menge bis selbst in den Bauergärten gezogen werde, so ist nur erst zu untersuchen, ob es denn keine Mittel giebt, durch deren Anwendung es möglich zu machen wäre, daß der Apricosenbaum, selbst von so entsetzlichen Wintern, dergleichen wir nun schon etliche Jahre lang gehabt, und dadurch weit und breit so schrecklich viel Apricosenbäume eingebüßt haben, gar nichts, oder doch höchstens nur äußerst wenig litte. Auf diese Untersuchung kann man dreist das Ja sprechen, denn wenn wir folgende Sätze genau erwägen, und bey der Ausübung durchgängig befolgen, so verschwindet, wie ich nunmehro aus eigner vielfacher Erfahrung weiß, alle Furcht vor der Weichlichkeit dieser Baumart vollkommen. Bloß weil man nachstehende Sätze bis hieher fast nirgends befolgt, wohl aber ihnen vielfältig schnurstracks entgegen gehandelt hat, bloß deswegen haben bisher so viele Apricosenbäume erfrieren müssen.

Die Mittel letzteres forthin zu verhüten, beruhen auf folgendem: A. Man pflanze diesen Baum in die rechte Lage. Gemeiniglich glaubt man, es bekomme diesem Baume nichts besser, als wenn er also gepflanzt wird, daß er entweder die Morgensonne, oder die Mittagssonne hat. Beydes ist schlechterdings verwerflich; denn letztere ist zu

warm, veranlaßt dahero jeden an ihr stehenden Baum sehr früh im Jahre, folglich zu einer solchen Zeit schon auszutreiben, zu welcher noch Spätfröste nachfolgen, die dann einen Baum, dessen Saft schon so sehr im Gange ist, allemal viel heftiger anfallen, und viel leichter umbringen, als einen solchen, in welchem der Saft noch zurück, und noch nicht im Flusse ist. Daß aber auch die Morgensonne verwerflich ist, hat seinen Grund darinnen, weil sie die Bäume mitten im Froste überfällt. In Nächten, wo es stark friert, ist gemeiniglich der Frost bis Sonnenaufgang vorhanden, ja es geschieht sehr häufig, daß der Frost erst um Mitternacht anfängt, und in den Stunden des frühen Morgens am allerheftigsten ist. Kann nun die unter solchen Umständen aufgehende Sonne sofort auf die Aeste des in dem nächst vorherigen Stunden von Frost erstarrten Baumes (oder sonstigen Wintergewächses) *) scheinen, so bringt dieser ihr Schein auf einmal,

*) Wintergewächse die von harter und vester Natur sind, z. B. unsre Wald- und meisten Obstbäume, stehen allenfalls ohne Schaden an der Morgensonne, und leiden nichts von ihr. Eben so wenig leiden Bäume, deren Art es mit sich bringt, daß sie nicht früher ausschlagen, als wenn alle Fröste vorbey sind. Ungleich gesicherter stehen aber freylich auch diese, wenn die Morgensonne sie gar nicht treffen kann.

mal, und, wie man zu sagen pflegt, Knall und Fall eine gewaltig heftige Veränderung in diesen Zweigen hervor, denn da nur so eben erst an letztern die Saftgefäße von Frost heftig zusammengezogen, und wie zu Eis gestarrt waren, so dehnt sie hingegen jetzo, ganz plötzlich und ohne alle Vorbereitung die Sonne (deren Strahlen und Schein doch immer mit einiger Wärme würken) eben so heftig wiederum aus. Dieses ist gemeiniglich mit Zersprengung oder Bersten dieser Saftgefäße begleitet, und wenn erst dieses Zerbersten geschehen ist, so dringt die Kälte von aussen hinein, und der Saft von innen heraus, folglich sind dergleichen Aeste unwiderbringlich todt und verlohren. Bey manchen Arten der Bäume, nahmentlich bey den Apricosen, werden dergleichen erfrorne Zweige sofort ganz schwarz, rusig und wie verbrannt. Diejenigen Wintergewächse, welche nicht in die Höhe, sondern krautartig wachsen, z. B. die Saat oder das Getreyde, andre Grasarten, und in Summa alle perennirende (mehrere Jahre dauernde) Kräuter, leiden nicht so leicht von der Wintermorgensonne. Denn wenn nur anders genugsamer Schnee auf ihnen liegt, so hält ja dieser die Sonnenstrahlen von den Kräutern selbst ab; daher kommt es denn, daß fast Jedermann den Schnee als ein Beschützungsmittel gegen das Erfrieren rühmt, ohne eigentlich

lich zu wissen, worinnen seine Dienstleistungen bestehn *). Laßt uns also, liebe Leser, aus dieser Betrachtung die unabänderliche Hauptregel ziehen, es müsse jeder Apricosenbaum auf keine andre, als auf eine solche Stelle gepflanzt werden, die in den Wintermonathen und noch im Merze und April, niemals früher, als kurz vor 12 Uhr Mittags, von der Sonne beschienen werden kann. Nun ist es ja jedem, der einen Garten besitzt oder besorgt, ein leichtes, zu beobachten, wie die Lagen desselben, in Rücksicht auf Sonnenschein und dessen Richtung gehen, was nehmlich von der Morgensonne, was von Mittagssonne, was hingegen nur von der Nachmittags- und Abendsonne beschienen werde, und was gar an der Mitternachtslage liege. Ein Gartenplatz, der

*) Aber auch dadurch schützt der Schnee gegen das Erfrieren, daß er die Erde deckt, folglich der harten Frostluft und den schneidenden Winden verwehrt tief in die Erde zu dringen. Denn fröre es sehr tief in die nackte Erde, so verfrören alsdann die in derselben steckenden Wurzeln der Kräuter. Deswegen kann man auch, wenn man einen Rasenplatz von Rasen befreyen, und gleichwohl die Mühe, letztern abzuschälen, nicht anwenden will, dadurch recht leicht zu seinem Endzwecke kommen, daß man etliche Jahre nach einander ganz und gar keinen Schnee auf dem Platze duldet. Hierdurch erfrieren alle Grasstöcke bis auf die Wurzeln.

der bloß von der **Morgensonne** beschienen wird, schickt sich am besten für solche Baumarten, die gar nicht leicht zu erfrieren pflegen, sondern fast ganz unempfindlich gegen die Winterkälte sind, desgleichen für diejenigen Arten der Bäume, in welche der Saft sehr spät einzutreten pflegt. Ein Platz, der von der **Mittagssonne** beschienen wird, schickt sich lediglich vor die ausländischen Wein- und Feigenstöcke. Ein Platz, der bloß von **Nachmittags-** oder gar von Abendsonne beschienen wird, schickt sich für Apricosen- Pfirsch- Mandel- Maulbeer- und für alle diejenigen Baumarten, die sehr zeitig saftig zu werden, und gar leicht zu erfrieren pflegen. Die **Mitternachtslage**, die fast gar keine Sonne hat, taugt für alle Obstbaumarten. Freylich treibt und reift an dieser Lage alles sehr langsam und spät, allein eben deswegen wird man auch weder Feigen- noch Weinstöcke, noch andre Baumarten hinpflanzen, deren Frucht sehr vielen Sonnenscheins braucht, sondern vielmehr lauter solche Arten der Bäume, deren Frucht doch auf alle Fälle noch reif werden muß, und mit denen man überhaupt nicht viel Umstände zu machen braucht.

Dies alles, könnte man hier sagen, ist recht gut; allein, wenn es nun nicht bey uns steht, an welche Lage wir einen Baum pflanzen wollen, wenn nehmlich z. B. ein Apricosenbaum

senbaum schon gepflanzt und zwar an eine unrechte Lage gepflanzt ist oder wenn man ihn mit Fleiß dahin gesetzt hatte, damit er frühere oder (wenn es eine schwer reifende Sorte war) gewißer an der mehrern Sonne reifte, wie soll man dann, da es doch nicht angeht, ihn jetzt noch auszuheben und auf eine schicklichere Lage zu versetzen, seinem Erfrieren vorbeugen? Ich antworte: Es kommt alles darauf an, ob der Baum hochstämmig ist, oder ob er in Zwergfigur liege. Im ersten Falle ist ihm, wenn er einmal an die unrechte Lage gepflanzt ist und seines Alters halben nicht mehr gut versetzt werden kann, weiter nicht zu helfen *), im 2ten Falle hingegen bediene man sich der oben (Febr. 1.) ausführlich angegebenen und gegen alle diese Gefahren aufs sattsamste sichernden Verwahrungsmittel. So viel von diesem so ausnehmend wichtigen Puncte, nehmlich von der rechten Lage. Hielte man von jeder empfindlichen und weichen Baumart jeden Stamm von seinem ersten Le-

*) Ist der Baum nicht schon gar zu alt und groß, sondern nur noch gar wenig über die Jugendjahre hinaus, so geht es zur Noth noch an, ihn auszuheben und an einen Ort, der in der rechten Lage liegt (z. B. auf solch eine Hof- Garten- oder Feldstelle, auf welche, wegen vorliegender hoher Bäume, Gebäude, oder Berge, die schädliche Morgensonne nicht hinscheinen kann) einzupflanzen.

Lebensjahre an, bis zu seinem letzten in der rechten ihm angemessenen Lage, so würde die Tyrannen, welche bis hieher der Winter über unsre köstlichsten Obstarten ausgeübt hat, sofort fast gänzlich aufhören müssen.

B. Man vermeide auch sonst noch alles, was dem Apricosenbaume zuwider ist und ihm Krankheiten oder einen zu geschwinden Tod zuziehen kann. Hierher rechne ich 1) die gezwungne Gestalt, 2) das Versetzen, 3) das Beschneiden oder Verstutzen. Was die gezwungene Gestalt betrifft, so verstehe ich darunter die Zwergfiguren, nehmlich die Spalier- pyramiden- und Heckenbäume. Pflegen wir nicht fast alle unsre Apricosenbäume in eine dieser Zwerggestalten zu legen, und gleichwohl scheint dies offenbar gegen die Natur zu seyn. Man betrachte nur das Holz des Apricosenbaums genau, sind nicht die Zweige in ihrem Wuchse so knorzig, spröd und sperrig, daß es jedem offenbar einleuchten muß, es seyen selbige das Gegentheil von biegsamen oder von solchen Zweigen, die sich gut in eine willkührliche Form ziehen, biegen, wenden und drehen lassen. Alle Zweige, die in einer gezwungnen Richtung und Lage wachsen (welches doch bey den Zweigen aller Zwergbäume der Fall ist) werden davon einigermaßen schwach und mattwüchsig, eben dies begegnet also auch unter solchen Umständen dem Apricosenbaum, und

was

was kann man wohl, bey einer ohnhin schon etwas weichlichen Baumart, sorgfältiger zu vermeiden Ursache haben, als eben diese Entkräftung der Zweige, diese Schwächung ihres innren Lebens und Triebes, denn wie wollten sich Aeste, die in sich selbst schwach sind, gegen starke Winterkälte schützen? Wie soll man aber denn sonst die Apricosenbäume ziehen, woferne die Zwerggestalt nichts taugt? Man ziehe sie entweder hochstämmig, oder (weil diese letztern mit ihren hohen Cronen den freyen schneidenden Winterlüften sehr bloß stehen) als Buschbäume, oder, welches mir der allervortreflichste Zug scheint, als Fruchtsträuche. Vermöge dieser letztern Art findet nicht der allergeringste Zug statt, man schneidet da niemals einen Zweig weg, verstutzt nie einen, heftet nie einen an; und biegt auch keinen auf irgend eine Seite, sondern der Baum wird, von seinem ersten Lebenstage an bis auf seinen letzten, vollkommen seinem eignen Willkühre überlassen, gerade wie in den Wäldern die wilden Sträucher aufwachsen. Diese Erziehungsmethode macht uns nicht allein die allerwenigsten Bemühungen, sondern schafft auch gar die allersichtlichsten Vortheile, denn erstlich werden solche Sträucher mehr breit als hoch, folglich haben sie eher Schutz vor den schneidenden Lüften, zweytens tragen sie früher und reich-

licher

licher Früchte, drittens gelangen sie so zu dem höchsten und glücklichsten Alter, und viertens geben sie nicht allein einen recht schönen Anstand und gutes Aussehen, sondern es lassen sich auch die Früchte ohne alles Hinaufklettern und ohne alle Beschädigung der Zweige von den letztern herablangen.

Was die Versetzung anbetrifft, die das zweyte unter den vorhin angegebnen drey schädlichen Behandlungsstücken ausmacht, so wünschte ich eifrigst, daß man sie bey den Apricosenbäumgen abschaffen möchte. Ich meyne nehmlich hier diejenigen welche aus Steinen gezogen worden sind, denn die auf Süßpflaume veredelten kann man ohne Bedenken ausheben und verpflanzen, weil die Pflaumenwurzeln (auf welchen sie stehen) das Versetzen, wie alle Pflaumenbäume, recht gut leiden. Mein Rath ist dahero, man sollte, so oft man Apricosenbäume aus ihren Steinen ziehen will, letztere sogleich auf diejenige Stelle in die Erde legen *), auf welcher

*) Daß diese Stelle vorhero wohl untersucht werden müsse, ob sie auch in der dem Apricosenbaume angemessenen Lage liege, ingleichen daß man sie, bevor man den Stein steckt, gehörig rigolt oder gewendet haben müsse (denn der Baum soll ja zeitlebens auf ihr stehen bleiben) versteht sich in der That von selbst. Man thut

cher sie von ihrem Hervorkeimen oder Aufgehen an, bis an ihren Tod, unausgehoben stehen bleiben können. Das Ausheben und Versetzen bekommt ihnen schlecht, und wenn man es auch noch so sorgfältig und regelrecht macht, so hält es doch ihren Wuchs mächtig auf und wirft sie in der Gesundheit ihres Wuchses zurücke.

Das 3te Stück, welches in der Behandlung des Apricosenbaums schlechterdings vermieden werden sollte, ist das Verstutzen seiner Aeste. Alle Steinobstbäume, am meisten aber der Apricosenbaum, verwachsen die ihnen gemachten Schnitte äusserst schlecht, die Fol-

aber allemal wohl, wenn man auf jede Stelle mehr als einen Stein einlegt, denn sie sind nicht alle gut und zum Aufgehen tauglich, und gesetzt sie giengen auch sämmtlich auf, so kann man dann noch immer die, welche sich, in den ersten Wochen des Wachsthums, als die schwächsten verrathen, herausreissen und bloß einen einzigen, nehmlich das stärkste und wachshafteste Bäumgen auf jeder Stelle stehen lassen. Bey Legung der Steine auf solche einzelne Stellen muß man um letztere oder um das eigentliche Fleck, auf welchem die Steine liegen, eine kleine Umzäunung mittelst ein Paar Pfählen oder Stäbgen, die man rings um die gelegten Steine in die Erde sticht, machen, sonst kann es leicht geschehen, daß man dieses eigentliche Fleck vergißt, unversehens drauf herum tritt, oder es sonsten beschädigt.

Folge hievon ist also lauter dürres, absterbendes Holz und endlich des ganzen Baumes Tod. Zudem dringt der Frost gar leicht in die verstutzten Aeste, weil sie vorn an der Fläche des Schnittes durch keine Rinde bedeckt sind. Auch dieß muß dann nothwendig das Erfrieren solch eines Baumes befördern. Nicht zu gedenken, daß, (zu Folge der unumstößlichen Regel: Je mehr man schneidet, desto mehr treibt Holz) nach dem Verstutzen der Apricosenzweige eine Menge ungeschickten, sperrigten Holzes heraus wächst, und dadurch der regulaire Saftzug, von welchem die baldige Tragbarkeit abhängt, gestört wird. —

Manche Apricosenbäume pflegen ganz erstaunlich stark zu tragen. Diese allzu grosse Fruchtbarkeit erschöpft die Bäume vor der Zeit, vornehmlich wenn sie entweder noch sehr jung oder im Gegentheile bereits dem Alter nahe sind. Man hat zweyerley Mittel dieser übermäßigen Fruchtbarkeit Grenzen zu setzen. 1) Durch Verstutzen oder Beschneiden der dünnen und jungen Zweige, wodurch die Tragbarkeit, wenigstens bis auf 1 bis 2 Jahre nach dem Verstutzen irre gemacht, hintertrieben und dem Baume statt des Fruchtholzes mehrere Holzzweige (Laubholz) zuwege gebracht werden. Dieses Mittel ist aber bey dem Apricosenbaume eben nicht anzura-

then *), sondern es ist besser, wenn man 2) einige Wochen nach dem völligen Ansatze der jungen Apricosenfrüchte, wenn letztere ungefähr zweyer Erbsen dick geworden sind, allemal zwischen zweyen Früchtgen eins mit den Fingern sanft herabstößt; dieses Verdünnen der Früchte, welches man, wenn der sich ansetzenden Früchte gar zu viele wären, auch noch höher treiben, das heißt noch mehrere Früchtgen abstossen kann, verursacht den Zweigen gar keine Wunden und bewürkt, daß sich der Baum viel weniger erschöpft und daß die ihm gelassenen Früchte (welche man nur, indem die andern abgestossen werden, mit allen Betasten und aller Berührung gänzlich verschonen muß) weil sie nicht so gedräng stehen, desto grösser, saftiger und vollkommener werden.

So viel von den Eigenheiten des Apricosenbaums. In allen übrigen Dingen wird er nach allgemeinen Grundsätzen einer vernünftigen Baumcultur, wie selbige oben durchs ganze Werk verbreitet sind, gezogen und gebauet.

3)

*) Wenigstens niemals an dicken Zweigen, als deren Wunden hier wie bey allem Steinobste fast nie recht verwachsen. Junge dünne Zweige oder schwache Sommerlatten lassen sich in solch einem Falle schon allenfalls eher und ohne Schaden des Baums verstutzen.

3) Azarolapfelbaum, Crataegus Azarolus.

Er wächst in Kleinasien wild, aber auch nunmehro in Frankreich und Italien. Bey uns ist er noch selten, und dient auch bloß zur Curiosität, indem seine rothen Früchtgen, welche die Grösse starker Mispeln haben, sehr wenig bedeuten. Sie haben keinen Geruch, ihr Geschmack ist weder sauer noch süß, und hat etwas zusammenziehendes, man kann sie roh essen, gemeiniglich aber macht man sie mit Zucker ein. Dieser Baum wird durch Oculiren oder Copuliren auf seine eignen jungen Stämmgen oder auch auf Stämmgen des Weiß- oder Hagedorns (Crataegus Oxyacantha) fortgepflanzt.

4) Azarolbirnbaum, Pyrus Pollueria.

Dieser Baum kommt bey uns recht gut fort und wird durch Veredlung auf wilde, aus den Kernen gezogne Birnstämmgen (Holzbirnstämmgen, Pyrus communis) fortgepflanzt. Seine Früchte sind mehr länglich, als rund, und haben ein artiges rothbäckiges Färbgen. Auf gutem Boden werden sie eben so groß, wie kleine Birnensorten, und haben einen süßen Geschmack, der ganz leidlich ist. Auch aus seinen Saamen kann man ihn ziehen, es dient aber der ganze Baum bloß zur Curiosität, denn die Früchte stellen wenig vor

und auf eben dem Platze, wo ein solcher Baum steht und den Boden auszehret, könnte ja ein zehnmal nutzbarerer stehen.

5) Barillenbaum.

Dies ist ein bloßer Beyname, den der Apricosenbaum in einigen Provinzen, und in etlichen alten Gartenbüchern führt.

6) Birnbaum, Pyrus communis.

Die Fortpflanzung der vielen vorhandenen edeln Birnsorten geschieht durch Spalt- und Rindepfropfen, durch Oculiren und Copuliren auf Stämmgen, die man aus dem Kerne zog, auch wohl auf Quittenstämgen (wovon unten Artikel Quittenbaum nachzulesen) ingleichen auf Weißdornstämmgen welches letztere schwache und bloß in Zwergfigur taugliche Birnbäume giebt.

7) Corneliuskirschbaum, Cornus mas.

Die artigen gelben Blüthen dieses sowohl zu hochstämmigen Bäumen, als auch zu herrlichen Sträuchern und ganz ausnehmend schönen, dichten, dem Raupenfrasse nicht unterworfenen Hecken dienlichen Baums, brechen schon gleich zu Ausgang des Winters auf, und erst nach dem Verblühen folgt das ausschlagende Laub. Letzteres soll, wenn man es ganz jung und zart abpflückt und im

Schat-

Schatten trocknet, als ein vortreflicher Thee gebraucht werden können.

Die Vermehrung geschieht 1) durch die steinharten Saamen. Diese gehen am besten auf, wenn man sie nicht aus den Früchten heraus nimmt, sondern gleich gar die Früchte selbst, nachdem sie recht überreif und beynahe faul auf dem Baume geworden, in die Erde gesteckt werden. Man steckt sie, wenn man eine Cornelhecke haben will, gleich also auf diejenige Furche, auf welcher auf dem zur Hecke bestimmten Landstriche die Hecke längst hin laufen soll. Auf solche Art wird die Verpflanzung, die doch allemal Mühe macht und die auf jedem Fall den Wuchs auf einige Zeit lang aufhält, vollkommen erspart, indem man hier weiter nichts nöthig hat, als allein die trupp-weis, oder hier und da allzudick aufgegangnen Bäumgen zu verziehen (d. h. die überflüßigen, schwächsten, auszureißen und wegzuwerfen) und dann bey zunehmendem Wachsthume der Hecke den gehörigen Heckenschitt wiederfahren zu lassen. Freylich gehört viel Gedult dazu, wenn man den Saamen dieser Baumart gelegt hat, denn seiner entsetzlichen Härte wegen liegt er, wenn man gleich alle in dem Werke selbst angegebene Vortheile, die sonst das zeitige Aufgehen bewürken, anwendet, dennoch entsetzlich lange nehmlich wohl über ein Jahr lang in der Erde. Es wäre äusserst zu wün-

schen, daß practische Gärtner vielfältige Versuche anstellten und der Sache, wie man solche harte Kerne oder Steine zum beschleunigten Hervorkeimen bringen könne, bestens nachdächten. Mechanische Hülfsmittel, nehmlich das Auffsprengen oder Durchfeilen der äussern, steinharten Hülle die den eigentlichen Saamen oder Kern umgiebt *), scheint mir noch immer das geschwindeste oder Hauptmittel zu seyn. Inzwischen sollte jeder auch ausserdem noch alles mögliche darüber versuchen, wie ich auch selbst forthin nicht unterlassen werde.

2) Durch Wurzelsprossen. Man nimmt sie, wenn sie Wurzeln haben, im October aus und pflanzt sie eben so tief, als sie

*) Man übe sich in diesem Auffsprengen, dessen ich oben schon (März 8.) gedachte, es geht viel leichter, als man Anfangs denkt. Alles kommt auf Versuch, Handgriff und Uebung an. Ein Apricosenstein z. B. wird ohne Mühe aufgemacht, wenn man an seiner scharfen Seite, wo die Furchen sind, in der Mitte die Schärfe des Messers nur so weit einsetzt, daß der Stein dran hanget, sodann aber gleich das Messer, an welchem der Stein hängt, mit einem gewissen Rucke von oben auf den Tisch fallen läßt. Der Strin springt wie ein Glas von diesem Falle von einander, indem die untere Kante im Fallen auf den Tisch stößt und dadurch die obere scharf gegen das eingesetzte Messer prallt.

sie vorher gestanden, nach den gewöhnlichen Regeln von neuem ein.

3) Durch Zweige, die man entweder gleich abschneidet und einpflanzt, oder die man wie Weinsenker oder auch wie Nelkenzweige absenkt. Jeder Zweig muß ½ Elle lang seyn. Die Spitze darf man ihm nicht verstutzen, sondern sie muß ihm gelassen werden. Diese Zweige dürfen aber niemals älter seyn, als von dem nächst vorherigen Jahre, denn wenn man keine Sommerlatten, sondern zweyoder mehrjähriges Holz dazu nimmt, so pflegt daraus nicht leicht eine Wurzel zu schlagen. Alle sehr harte, veste Holzarten (zu welchen auch das Cornelholz gehört) haben die Art an sich, daß sie aus den Zweigen gar nicht gern wurzeln, ausser wenn letztere möglichst jung sind. Es wäre deshalben, glaube ich, am allerbesten, wenn man die Vermehrung durch die Zweige aller erst zu Ende Mayes oder Anfang des Junius vornähme und sich dazu derer allererst im nehmlichen Frühjahre ausgetriebenen, folglich nur etwa 12 Wochen alten Zweiglein bediente. Bey verschiednen Gewächsen, die sonst durchaus nicht gern aus Zweigen wurzeln, gelingt es wenn man nach nur gedachtem Vorschlage verfährt, dennoch sehr gut *). Die einzu-

*) Man sehe mein Handbuch für Lustgärtner und Blumenfreunde, Seite 56. ff.

pflanzenden Cornelzweige dürfen nur noch mit voller Spitze eines kleinen Fingers lang über die Erde heraus gucken, das Land muß locker seyn und sich, bevor man pflanzt, bereits gesetzt haben, folglich nicht hohl liegen. Die übrigen Regeln von Steckzweigen sind schon oben (März 12. und April 3.) berührt. Sind die Zweige bewurzelt so hebt man sie im Herbste aus und verpflanzt sie, wenn dieses anders nöthig ist, an den Ort, auf dem sie stehen bleiben sollen.

8) Feigenbaum, Ficus Carica.

Von ihm ist hier weiter nichts anzugeben.

9) Heckenrose.

Siehe Hagebutte.

10) Flieder.

Siehe Hollunder.

11) Hagebuttenstrauch, Hanbutte, Rosa canina.

Der gemeine Strauch dieses Namens, der an Feldern, in Gehölzen und Weinbergen ohne alle unser Zuthun wächset, ist nicht derjenige, den ich hier meyne, sondern hier verstehe ich diejenige edle Abart, deren Frucht weit grösser, nehmlich so groß, als ein kleines Aepfelgen ist. Diese Abart ist eigentlich

gar

gar nicht vom gemeinen Hanbuttenstrauche verschieden. Nur der einzige Umstand, daß ihre Frucht um ein so beträchtliches grösser wächst, ist ihr durch fortgesetzte Cultur eigenthümlich geworden. Wollte man dahero einen Strauch von ihr in der Cultur ganz vernachläßigen, folglich auf einen unfruchtbaren Boden, ohne letztern zu bearbeiten und in Besserung zu erhalten, pflanzen, so würden gar bald die von ihr genommenen Wurzelsprossen, wenn man sie eben so vernachläßigt einpflanzte, von gedachter edlerer Eigenschaft abfallen und die fernern oder spätern Generationen dieser Abart würden dann gewiß wiederum, wie ursprünglich, wilde, kleine, gemeine Hanbutten tragen.

Die Fortpflanzung der gedachten vorzüglichen Abart ist nicht so gar leicht. Sie erfolgt: 1) durch den Saamen; hiermit geht es freylich etwas langsamer her, und es steht auch wohl noch dahin, ob nicht meistens nur wilde Sträuchlein mit kleinen Früchtgen aus den Saamen erlangt werden. 2) Durch Oculiren, auch Copuliren auf gemeine Hanbuttensträucher. 3) Durch die Ausläufer oder Wurzelsprossen, welche man (gerade wie in unsern Gärten die Ausläufer der Rosenstöcke) im Herbste oder Frühjahre abnimmt und pflanzt. Sie treiben deren aber leider nicht leicht so viele, als der gemeine

Han-

Hanbuttenstrauch, oder ihre nächsten Geschwister die sämmtlichen Rosenarten zu treiben pflegen. Dieserwegen hat man auf folgende künstliche Methode, Wurzelsprossen hervorzubringen gewußt: Man grub im März- oder Aprilmonathe (kurz gleich vor dem Ausschlagen der Knospen des Strauchs,) behutsam nach den Wurzeln des Strauchs. Sobald man eine schöne langgestreckte Wurzel traf, gieng man ihr vorwärts (oder abwärts vom Stocke) nach, bis man auf ihre vorderste Spitze gestossen war, letztere ward darauf, ohne vom Stocke losgemacht oder irgend durchschnitten zu werden, über die Erde heraus gebogen, also daß nunmehro bloß dasjenige Theil ihrer Länge, von dem Stocke an, bis etwa zur Hälfte der Wurzellänge, in seiner vorigen Lage ruhig unter der Erde blieb, das übrige oder vordere Wurzeltheil hingegen, von der Mitte ihrer Länge an, bis zu ihrer Spitze, wie ein Stämmgen aus der Erde heraus gieng. In dieser Richtung bleibt solch eine herausgebogene Wurzel und man scharrt die Erde alsdann gleich wieder in das durch das Nachgraben nach den Wurzeln entstandne Loch, damit die Erde wiederum vest angeschlossen und alles um den Strauch her aufs neue gleich und eben werde. Was ist nun die Folge von diesem Verfahren? Diese, daß das Vordertheil der herausgebogenen Wurzel,

wel-

welches nun nicht mehr, wie vorher, in der Erde liegt, sondern über selbiger an freyer Luft stehet, (dem man auch, als man es herausbog, alle Zasern sauber weggeschnitten hatte) allmählig Knospen ansetzt und, gerade wie ein würklicher Ast oder Zweig, aus diesen Knospen Blätter und Zweige austreibt. Dieses Ausschlagen wird vermuthlig durch diejenigen Vortheile befördert, welche man anwenden kann, um einen Steckzweig oder Schnittling, (den man von irgend einer Baumart gemacht hat, damit er Wurzel schlage) in baldiges Anwurzeln zu bringen, und unter welchen die Aufstülpung einer Glasglocke (April 3.) vorzüglich wichtig und behülflich ist. Sobald nun eine solche Wurzel an gedachtem Obertheile über und über grün ist, muß man es ihr bey vorfallender trockner Witterung nicht an Feuchtung und Begiessen fehlen lassen, so werden sich in eben dem Maaße, in welchem das Obertheil der Wurzel grün und laubig wird, an dem Untertheile eben dieser Wurzel (welches Unter- oder Hintertheil ja noch in der Erde steckt und daselbst Nebenwürzelgen und Fasern hat) die Nebenwürzelgen und Fasern vervielfältigen und vermehren, vornehmlich wenn man die Erde durch etwas hinzugeschüttetes Land ein wenig erhöht hat. Im nächsten Herbste oder im folgenden Frühjahre kann man dann solch einen

einen aus einer Wurzel entstandenen Stock von dem alten Strauche losschneiden (es versteht sich daß es also geschieht, daß der junge Stock sein Untertheil, als welches selbst bey dieser Aushebung noch wahre Wurzel ist, behält) und ausheben und absonderlich an eine eigne Stelle pflanzen, auf welcher er, weil er sein bewurzeltes Untertheil hat, (welches bey neuer Einpflanzung so tief, als er vorhero gestanden, allenfalls auch etwas tiefer, unter die Erde kömmt) gar leichtlich einwurzeln kann. Gewiß eine sinnreiche Vermehrungsmethode!

4) Durch Zweige. Diese werden entweder abgeschnitten und als Schnittlinge gesteckt. Hievon ist erst vorhin bey den Schnittlingen des Cornelbaums *) ingleichen in dem Werke selbst (März 12. April 3.) gehandelt. Oder man schneidet sie nicht ab, sondern senkt sie bloß neben dem Strauche in die Erde ein. Von diesen Absenkern ist schon oben bey dem Weinstocke und einigen Baumarten das nöthige angegeben worden, welches auch hier seine Anwendung findet (s. oben an den angeführten Orten).

Alte

*) Auch die Hanbuttensträucher scheinen mir, eben wie die vom Cornelbaume, von der Classe derjenigen Bäume und Sträucher zu seyn, die lieber aus dem jüngsten Holze wurzeln, als aus dem ältern Holze.

Alte Sträucher, die ohnhin nicht mehr lange Dienste leisten werden, behandle man wie alte Maulbeerstämme (siehe oben März 11.) so nehmen sie mehrentheils noch ihre letzte Kraft zusammen und geben uns, eben wie am angeführten Orte vom Maulbeerbaume gezeigt ist, noch einige Wurzelsprossen, durch welche wir den Strauch fortpflanzen und uns folglich neue Stöcke verschaffen können. Auch jüngere Stöcke kann man zu diesem Endzwecke auf diese Weise abholzen.

Die Blätter des Hagebuttenstrauchs selbst des schlechtsten wilden, jung abgepflückt, dienen vortreflich statt Theeblätter zum Theegetränk.

Ein Insect (Gallenfliege, Cynips rosae genannt) pflegt im Sommer hie und da ein Blatt an einem Hanbuttenstrauche eben so anzustechen, wie der leibliche Bruder dieses Insects (Cynips quercus) die Blätter und Reislein des Eichenbaums ansticht. Auf diesen Stich, mittelst dessen jenes Insect sein Ey in dem gestochnen Theile anlegt, treten die Säfte des gestochenen Theiles heraus und bilden eine kugliche, auswendig fasrige Geschwulst an dem Blatt oder Reise. In dem innern dieser Kugel lebt der aus gedachtem Ey entspringende junge Cynips, so lange, bis seine Verwandlungszeit, als zu welcher er aus einer Made, (wie er anfangs ist) ein ge-

flügeltes Insect oder Gallenfliege wird, herbeygekommen ist. Alsdann frißt er sich durch und entfliegt, um sich mit seines gleichen zu gatten und dann sein Geschlecht, auf eben diese Weise, nehmlich durch die an die wilden Rosenstöcke gelegten Eyer, fortzupflanzen. Dergleichen kugliche Häufergen des Gallinsects werden Rosenschwämme, Schlafkunzen, Fungi Cynosbati, auch Bedeguar genannt. Man sammelt sie für die Apotheken, weil sie als zusammenziehende Mittel in der Medicin allenfalls zu gebrauchen sind. — Noch ist anzumerken, daß dieser Strauch mehrentheils sehr viele Wasseräste von der schlimmen Art auszutreiben und dann fast gar nicht Frucht zu tragen pflegt. Schneidet man ihm diese Aeste weg, so treibt er deren neue, die nichts besser sind, hervor. Man lasse ihm dahero diese Aeste, biege und krümme aber selbige und bevestige selbige in einer gezwungenen schrägen Lage. So unfruchtbar ein Wasseraft, der ganz frey und ungehindert empor schiessen kann, zu bleiben pflegt, so zeitig läßt sich ein gezwungen und gekrümmt gezogner zur Besserung und zum guten Fruchttragen an.

12) Hanbuttenbirn.

Siehe Azarolbirnbaum.

13) Haselnuß, Corylus Avellana.

Nimmt mit geringem Erdreiche vorlieb. Man pflanzt ihn gern an die mitternächtliche Lage, woselbst er mir am willigsten Frucht zu tragen scheint, weil daselbst die Wintersonne seinem frühen Blühen den wenigsten Eintrag thut. Die Haselstaude bringt ihre männliche und weibliche Blüthe *) zwar zugleich, aber nicht wie die meisten Pflanzen und Obstbäume so, daß sowohl die männlichen als die weiblichen Geschlechtstheile in jeder Blüthe unmittelbar neben einander sitzen, sondern so, daß auf jedem Strauche manche seiner Blüthen bloß männliche Geschlechtstheile haben, andre aber bloß weibliche. Die männliche Blüthe befindet sich in sehr langen, hangenden, walzenförmigen und schuppigen Blumenzapfen (Kätzgen) auf ästigen Stielgen, zwischen deren halbrunden Schuppen sich nur einzelne Blümgen befinden. Schon im Herbste kommen diese Kätzgen hervor, verlängern sich darauf im Winter und geben, wornach das Wetter gut und warm ist, schon zu Ausgang Februars oder zu Anfang Merzes ihren Blüth-

*) Was männliche und weibliche Blüthen sind, habe ich bereits in meinen vorigen Schriften bey unterschiedlichen Gelegenheiten gezeigt, und auch oben noch, nehmlich im 1sten Anhange, berührte ich es.

Blüthstaub (der sich wie ein gelbes Mehl an die Finger hängt, wenn man sie anfaßt) zur Befruchtung der weiblichen Blüthen von sich. Letztere wachsen auf eben dem Strauche, jedoch aus andern und besondern Augen, in Gestalt runder, kurzer Knöpfe und Knospen, nehmen die herabstiebende Befruchtung des männlichen, aus den Kätzgen herabfallenden Blüthstaubes an und tragen dann diejenigen Früchte, die wir Haselnüsse, ingleichen (wenn es besondere durch Cultur veredelte Sorten sind) lampertsnüsse, Zeller- oder Mandelnüsse nennen.

Die Vermehrung und Fortpflanzung dieses Strauchs geschieht sowohl durch die gesteckten Nüsse, als auch durch die Wurzelausläufer und durch gesteckte Zweige, oder Schnittlinge. Die edlern Abarten, nehmlich die größten lamberts-, Zeller- oder Mandelnüsse werden durch Oculiren (auch wohl Copuliren?) auf gemeine, wilde Haselsträucher fortgepflanzt. Die unverpflanzten d. h. diejenigen, deren Kern man gleich dahin steckte, wo hernach zeitlebens auch der daraus aufgehende Strauch stehen bleiben sollte, sind die stärksten und dauerhaftesten, und diese kann man auch, wenn sie von Jugend auf frey d. h. also stehen, daß keine andern Bäume oder Sträucher sie drängen dürfen, in eine sehr ansehnliche hochstämmige Gestalt ziehen.

Ein

Ein ausserordentlich schönes Beyspiel eines äusserst ansehnlichen, hochstämmigen Hasels stand vormals zu Frankfurt am Mayn. Unter ihm speiste im Jahre 1657 der damalige teutsche Kayser Leopold. Dieser Baum hatte 87 Fuß in der Höhe und im Stamme war er 12 Ellen dick. Ebendaselbst sahe man, in einem andern Garten einen Haselnußbaum, der 20 Ellen hoch war und 5 Ellen im Umkreisse seines Stammes hielt. Nichts destoweniger scheint die Natur den Hasel keineswegs zum Baume, sondern zum Strauche bestimmt zu haben, auch behauptet man, daß die von ihm gezognen Hochstämme gar keine grosse Dauer hätten, sondern vor der Zeit innwendig hohl würden. Ueberhaupt tragen Haselsträucher, wenn sie älter, als 8 bis 10 Jahr geworden, sehr schlecht. Man holze sie deshalben nach Verlauf dieser Zeit über dem Erdboden ab, damit junges Holz entstehe, oder besser, man ziehe sie aller 8 Jahre neu aus den Nüssen oder Kernen.

14) Heckenrose.

Siehe Hanbutte.

15) Herlitze.

Siehe Cornelkirsche.

16) Himbeerstaude, Rubus idaeus.

Siehe von ihnen oben, October 5. und 6. Man pflegt die Himbeeren auch Holl-

beeren zu nennen. Ein Beyname, den sie vermuthlich deswegen führen, weil die Beeren innwendig hohl sind.

17) Hollunderstrauch, Zwiebeken- oder Schiebkenstrauch, Sambucus nigra.

Gemeiniglich zieht man ihn als einen Strauch und erlaubt ihm nach aller seiner Lust durch Wurzelsprossen um sich zu wuchern; beydes sollte nicht seyn. Man sollte ihn hochstämmig ziehen, wo er sich recht schön präsentirt und schlechterdings sollte ihm nicht gestattet seyn, sich durch so viel Ausläufer fortzupflanzen, es müßte denn der Ort, an welchem man ihn stehen hat, es gestatten, daß die Wurzelsprossen sich nach freyem Willkühre ausbreiteten, als in welchem Falle man nichts auszuraden brauchte. Man könnte ihn, da seine Beeren Saamenkörner enthalten, sehr gut aus diesen Kernen erziehen. Man dürfte nur die bey Auspressung des Hollundersaftes zurück- und übrigbleibenden Hülsen oder Trösster, als in welchen sehr viele Saamenkörner zurückbleiben, aussäen und in die Erde bringen. Vielleicht hätten solche aus dem Saamen gezogne Stöcke die Unart, aus der Wurzel so gewaltig zu wuchern, nicht sehr an sich *) und

*) Diese Unart nimmt ganz natürlich bey einer Gewächsart immer mehr überhand, wenn man,

et:

und wären folglich allerdings vorzuziehen. Gemeiniglich aber zieht man ihn durch die Wurzelsprossen, die man aushebt und absonderlich einpflanzt; auch durch gesteckte Zweige geschieht die Vermehrung sehr leicht und glücklich. Man schneidet, im Frühjahre oder Herbste, junge Zweige, jeden eine Elle lang, auch wohl etwas drüber von den Sträuchern ab, und pflanzt sie so tief ein, daß nur bloß das 3te Theil ihrer Länge über die Erde heraus steht.

In Baumgärten unter oder zwischen Obstbäume sollte man den Hollunder niemals pflanzen, weil er viel zu sehr um sich wuchert und mit seinen Wurzeln die Nahrung stiehlt, die den Wurzeln der Obstbäume zukäme. Man pflanze ihn deshalben auf die Aussenränder und auf solche Plätze, auf welchen nicht wohl etwas edleres stehen kann. Werden dergleichen Plätze nur etwas aufgelockert und bedüngt, so wird der Hollunder daselbst gewiß vortreflich wachsen.

18) Hornkirschen.

Ein Beyname des Corneliuskirschbaums.

etliche Generationen hindurch, die Vermehrung durch die Wurzelsprossen zur Haupt- und gewöhnlichsten Vermehrungs- und Fortpflanzungsart macht.

19) Johannisbeerstrauch, Ribes rubrum.

Seine Vermehrung ist schon oben Octo-
ber 5 und 6 angegeben worden. Ich rathe hier nur noch, niemalen einen Zweig oder Ableger von schlechter, kleinbeeriger Art zur Fortpflanzung zu gebrauchen, denn solche Pflänzlinge geben, vornehmlich auf schlechtem Boden, keine andern, als kleinbeerige Stöcke, die immer schlechter werden. Je edler hingegen die Früchte eines einzelnen Johannisbeerstrauches sind, d. h. je größer die Beeren und je süsser sie vom Geschmacke sind, desto bessere junge Stöcke werden wir aus den Zweigen und Ablegern erlangen, vornehmlich wenn wir letztere auf einen recht tief rigolten und in Bau und Besserung erhaltenen Boden pflanzen. Solch eine gute Cultur treibt die Vollkommenheiten aller Pflanzen immer höher und höher, wogegen bey Vernachläßigung alles spärlich und dürftig wächst, vornehmlich die Früchte, die dann von Jahr zu Jahr kleiner und schlechter von Geschmack ausfallen. Auch durchs Oculiren und Copuliren pflegt man die ausserordentlich edeln Johannisbeersträucher, deren Beeren an Größe den Weinbeeren wenig nachgeben, fortzupflanzen und in ihrer ächten Art zu erhalten. Die Früchte, oder Johannisbeeren fangen nach Johannis zu reifen an. Gemeinig-

niglich eilt man dann, sie zu pflücken und zu consumiren, worüber sie lange vorher, bevor sie ihre volle Güte erhalten haben, von den Sträuchern wegkommen. Man sollte aber wissen, daß die Johannisbeeren die besondre Eigenschaft besitzen, äusserst lange am Strauche hängen zu können, ohne einzuwelken und ohne zu verderben. Man kann sie vornehmlich, wenn sie mehr im Schatten als an der Sonne stehn, bis gegen den September hängen lassen, und sie werden nicht allein keineswegs davon verderben, sondern sogar an Güte des Geschmacks durch das lange Verkochen merklich zunehmen. Mit allem Bedacht sagte ich, daß eine schattige Lage vorzüglich geschickt zu dieser langsamen Reifung sey. Pflanzen wir daher irgend eine Obstsorte, es sey welche es sey, die sonst sehr frühzeitig zu reifen pflegt, an einen solchen Gartenplatz, auf welchem wenig Sonnenschein ist, so werden wir das Vergnügen haben, diese Sorte merklich später (zu welcher Zeit die von der nehmlichen Sorte, die jedoch an einem sonnenreichen Orte stehen, bereits verspeist sind) reif und auf unsre Tafeln zu bekommen. Denn, für einen Handelsgärtner zumal, ist nicht allein das eine Kunst, daß er die Früchte allerley Art frühzeitig haben könne, sondern auch dies, daß er sie spät zu haben geschickt sey, zu welcher Zeit bey Andern nichts mehr von

vergleichen zu bekommen steht. Wer die Früchte eines einzelnen an sonnenreicher Lage stehenden Baumes oder Strauchs um einige Tage, oder nur ein paar Wochen langsamer reif haben will, der kann es dadurch bewerkstelligen, wenn er bey Zeiten, nemlich bevor die Frucht ins würkliche Reifwerden tritt, ein Wachstuch oder sonstiges Verdeck um diejenige Seite der Baum- oder Strauch-Crone spannt, von wannen der Sonnenschein auf sie fallen würde. Auf der entgegengesetzten Seite läßt man offene Luft, weil auf dieser kein Sonnenschein eindringt. Hierdurch macht man den Früchten einen Schatten, der ihre Reifung auf so lange verzögert, bis man das Verdeck wegzunehmen und die Reifung weiter nicht aufzuhalten für gut befindet.

Der Johannisbeerstrauch kann sowohl als ein kleiner Baum, hochstämmig mit einer Kugel oder Kerne, als auch wie ein eigentlicher Strauch gezogen werden. Auch kann man kleine Hecken von ihm anlegen. Man habe ihn nun in welcher von diesen Gestalten man wolle, so ist nur dahin zu sehen, daß seine Zweige nicht so gedräng in einander hinein wachsen, sondern fein aus einander hervortreiben, also daß es in der ganzen Crone recht luftig sey. Läßt man geschehen, daß die Zweige so der Creutz und Queere in einander hinein wachsen, so entsteht zwischen ihnen

in

in dem Innersten der Crone ein dumpfiges Wesen, durch welches die Blattläuse (Aphis) angelockt werden, sich, zum großen Schaden und Untergange der Sträucher, auf den Zweigen einzunisten. Je luftiger und unverworrener hingegen die Sträucher mit ihren Zweigen wachsen, (welches man ja durch gänzliche Hinwegschneidung der zu vielen oder vorzüglich unordentlich gewachsenen Reiser befördern kann) desto weniger wird man über diese Insecten zu klagen Ursache haben. — Man vertilge auch seine geilen Wasseräste.

Man muß auch dann und wann unten an den Stämmen dieser Sträucher nachsehen, ob sich nicht dicht über der Erde Schwämme (Pilze) angesetzt haben. Diese Schwämme *) ziehen ihre Nahrung nicht aus der Erde, sondern als Schmarozerpflanzen unmittelbar aus der Rinde desjenigen Baums oder Strauches, an dem sie sich ansetzen. Daß sie also diese Rinde gewaltig aussaugen, folglich den ganzen Strauch nach und nach umbringen, ist nicht schwer zu begreifen. Sobald man sie wahrnimmt, drückt man sie gleich von der Rinde herab, und sieht nach Verlauf einiger

*) Es ist Boletus igniarius, den wir im gemeinen Leben schlechtweg Schwamm nennen und bey welchem wir Feuer anschlagen, wenn wir im Freyen eine Tabakspfeife anzünden wollen.

Monathe abermals nach, ob nicht etwas Neues nachgewachsen sey.

20) **Kastanienbaum**, Fagus castanea.

Ich verstehe hier bloß den mit eßbarer, guter Frucht, denn der wilde Kastanienbaum (Aesculus Hippocastanum) geht mich hier nichts an.

Es wäre zu wünschen, daß man mit ungleich größerm Eifer, als bishero geschehen, alle mögliche Versuche machte um diesen vortreflichen Fruchtbaum bey uns einheimisch zu machen. Leider aber steht man in dem größten Theile des nördlichen Deutschlands in den irrigen Gedanken, es habe nun einmal die Angewöhnung des Kastanienbaums an unser Clima unüberwindliche Schwierigkeiten. Daß diese Meynung würklich irrig sey, beweise ich daher, weil doch in der That gerade in dem nördlichsten Winkel des nördlichen Deutschlands, nemlich bey Altona, dieser Baum vortreflich fortkommt, ja weil er sogar noch viel höher nach Norden, nemlich in Jütland im besten Wohlstande angetroffen wird. — Wenn bey uns etwa einmal einer einen Versuch mit Anpflanzung solch einer seltnen Baumart gemacht hat, wenn er dabey augenscheinliche Fehler begangen hat, um deren Willen der Versuch nothwendig mißglücken mußte, dann sagen die Nachbarn, und alle, denen etwas

von

von der fehlgeschlagenen Probe kund wird, sofort: Ja das dachten wir gleich; Es ist mit solchen Proben alles umsonst, dies Ding kommt nun einmal bey uns nicht fort. — O ihr Thoren, möchte man hier ausrufen, untersucht doch erst, bevor ihr richten wollt; untersucht das Verfahren dessen, welcher probirte, untersucht mit Unpartheylichkeit das gesamte Verfahren des Probirenden, so werdet ihr in diesem Verfahren sehr oft den allgemeinen Grund der Fruchtlosigkeit seines Unternehmens finden. Zudem hat man die richtige Bemerkung gemacht, welche der vortrefliche Herr Ehrhardt in einer von ihm abgefaßten Abhandlung in dem hanövrischen Magazin ebenfalls bekräftigt, daß, wenn man gleich nicht allemal zu erklären vermag, es doch wahr und richtig sey, daß Einerley Versuch an diesem Orte nicht anschlage, der doch in dem allernächsten Dorfe auf das beste anschlägt, wenn auch gleich beyde einerley Verfahren beobachteten. Sollte uns dies nicht endlich aufmerksam machen, daß wir doch einmal den Schlaf aus den Augen wischten, und durch ganze Provinzen an allen Orten häufige und, im Fall des Mißgerathens, wiederholte Versuche mit der Anpflanzung des guten Kastanienbaums machten.

Welcher Vorsichten und Hülfsmittel soll man sich aber bedienen, um den Kasta-

nien-

nienbaum bey uns dauerhaft und einheimisch zu machen. Ich habe diese schon im gegenwärtigen Anhange bey Gelegenheit des Apricosenbaums angeführt und da letzterer eben so zärtlich, wo nicht noch zärtlicher ist, als der Kastanienbaum, gleichwohl aber durch Anwendung derjenigen Vortheile, die ich an nur gedachtem Orte angegeben habe, vollkommen glücklich an alle Härte unsers Clima's zu gewöhnen ist, so wird man durch Anwendung sothaner Vortheile, auch den Kastanienbaum eben so glücklich fortbringen. Sonst kann man auch hierbey den unten befindlichen 6ten Anhang nachlesen, aus welchem ebenfalls vieles, das hieher gehört, zu schöpfen ist.

Der Kastanienbaum nimmt mit allerley Erdreich vorlieb, woferne es nur nicht dürr und sandig ist. Die Art ihn zu vermehren und fortzupflanzen ist zweyfach, nehmlich erstlich durch die Kerne, welche wir eigentlich Kastanien, oder wenn sie vorzüglich groß sind, Maronen nennen, und die man entweder im October oder im Merz in die Erde steckt, zweytens durch Veredlung auf wilde Kastanien- oder auch auf junge Eichenstämmgen, welche Veredlungen sehr gut anschlagen und geschickt sind die vorzüglich grossen und treflichen Maronen ächt und gewiß fortzubringen. Bey Erziehung des Kas-

stanienbaums aus gesteckter und zwar im Frühling gesteckter Frucht wäre zu wünschen, das sie bald möglichst hervorkeimten und nicht erst lange unnütz in der Erde lägen. Denn durch ein frühes Aufgehen gewinnt man ja an ihrem Wuchse mehrere Wochen Zeit, welche mehrere Wochen ja dem Wachsthum der jungen Bäumgen zukommen, letztern folglich, bevor der Winter eintritt, ein desto stärkeres, reifferes Holz verschaffen, das nicht so leicht erfrieren kann. Die Mittel, das Hervorkeimen der Kastanien zu beschleunigen, sind wohl hauptsächlich diese, wenn man ihre Schaale dünner schneidet, wo nicht gar abnimmt, und wenn man sie in Salpeterwasser (siehe oben März 8.) einweicht. Freylich aber müssen wir auch Sorge tragen, daß, wenn nun, unserm Wunsche gemäß, die Bäumgen annoch im März oder Anfang des Aprils hervorkeimten, und sich noch Spätfröste einstellten, letztere uns nicht die hervorgekeimten Bäumgen treffen und umbringen könnten. Man verhütet letzteres, indem man, sobald man Abends bey Sonnenuntergang merkt, es dürfte wohl Nachfrost bevorstehen, sogleich über jedes Bäumgen einen leeren Blumentopf stülpt, unter welchem das Bäumgen verdeckt und sicher gegen Reifschneidende Luft und Morgensonne stehet. Wenn man nun aber solcher Baumpflänzgen sehr viele hätte, wo sollte man über

jedes einen Blumentopf stülpen können? In solchem Falle thut man dies auch nicht, sondern man spannt über die Bäumgen weg ein Verdeck von Leinwand, das auf vier Seiten an Pflöcken, die man in die Erde treibt, vest gemacht ist. Unter solch einem Verdecke, stehen die Pflänzgen, wie in einem Zelte, vollkommen verdeckt, und leiden von keinem Nachtfroste nichts. Morgens darauf um 9 oder 10 Uhr, (auch, wenn das Beet die Morgensonne nicht hat, noch früher) nimmt man dergleichen Blumentöpfe, oder leinene Verdecke von den Bäumgen wiederum hinweg, weil den Tag über in solcher Jahrszeit vom Froste nichts zu besorgen ist. Diese Verwahrungsarten gegen Frühlingsnachtfröste sind nicht allein für die keimenden Kastanienpflanzen, sondern auch für alle andre weichliche Obstsämlige, z. B. für Hervorkeimende oder nur so eben aufgegangene Pfirsch- Apricosen- Kirsch- Mandel- und welsche Nußbäumgen von der größten Nutz- und Brauchbarkeit.

Kastanien, die man bereits im Herbste einsteckt, die folglich im nächsten Frühjahre ohnhin bey Zeiten aufgehen, muß man nicht durch beschneiden der Schaale und Einweichen in Salpeterwasser zu noch früherm Keimen bewegen wollen. Denn fiele nach dem Stecken laues Wetter ein, so würden diese

Kerne

Kerne noch vor Winter keimen wollen, und dann im Winter selbst erfrieren, oder verfaulen. Legt man sie aber im Herbst unbeschnitten und uneingeweicht, so keimen sie langsamer, und gehen zur rechten Zeit auf. Das Beschneiden und Einquellen ist also bloß ein Vortheil für die Frühlingsaussaat.

Die Kastanien werden bis zur Zeit ihrer Aussaat in Sande aufbewahrt, der beständig ein klein wenig feucht erhalten werden muß. Ein gleiches habe ich schon oben Junius 7. angegeben, doch mit dem Unterschiede, daß die Arten der Steine, von denen ich eigentlich daselbst sprach, feuchter liegen müssen, als die Kastanien, denn letztere haben keine dermaßen steinharte Schaale, sondern eine weichere, welche bey allzuvieler Nässe verfaulen würde. Man steckt die Kastanien so tief wie welsche Nüsse, nehmlich also, daß sie zwey gute Finger dick Erde über sich bekommen. Die Wildlinge bringen, sagt man, nicht allemal eben so gute Früchte, als ihre Mütter trugen, dewegen soll die Veredlung derselben, um mehrerer Sicherheit willen, rathsam seyn.

Daß dieser Baum zu denjenigen gehöre, welche weder an die Morgensonne, noch an die Mittagssonne gepflanzt werden sollten, ingleichen zu denen, welchen es wohl besser bekommen möchte, wenn wir sie niemals verpflanzten, sondern an Ort und Stelle, wo

sie

sie aufgegangen sind, stehen ließen, solches erhellet schon daraus, daß ich ihn oben mit dem Apricosenbaum in einerley Wartungsclasse setzte.

21) Kirschbaum, Prunus Cerasus.

Die Kirschbäume theilen sich in zwey Hauptclassen, nehmlich saure und süße. Beyde werden am allerbesten aus den Steinen, oder aus dem Saamen gezogen, denn wenn man sie gleich auch aus den Wurzelausläufern und aus gesteckten Zweigen fortpflanzen kann, so giebt doch das allemal schlechte, nichtsnutzige Bäume, indem die aus Zweigen gezognen zeitlebens schwach von Wurzeln bleiben, so daß jeder Sturm sie umwerfen kann, die durch Ausläufer hingegen gezogenen behalten die Unart, Ausläufer zu treiben beständig an sich, und wuchern zeitlebens, wie ein Unkraut, um sich, wodurch die Bäume selbst entkräftet werden, und der Erdboden ausgesogen, auch der ganze Garten zur Wildniß wird.

Wie die Steine zu sammeln und auszusäen sind, habe ich schon oben (Junius 7. October 1.) ausführlich dargethan. Niemals vermische man die Steine von sauern Sorten mit den Kernen der süßen Arten, denn eine, durch genugsame Erfahrung erprobte, Regel gebiethet, man solle, wenn man einst

die

die aus den Steinen gezognen Kirschstämmgen veredelt, die aus den Steinen der sauern Arten entsprungenen Bäumgen lediglich mit sauern, edeln Sorten bezweigen, die aus den Steinen der süßen Kirschen gezognen hingegen können sowohl mit süßen, als auch mit sauern, edeln Arten bezweigt oder gut gemacht (veredelt) werden. Hieraus sieht man, daß es, was die aus den Kernen der sauern Sorten abstammenden Kirschwildlinge betrifft, keineswegs gleichgültig sey, sie recht genau zu kennen, und vor der möglichen Verwechselung mit denen, die aus den Steinen der süßen Arten kommen, zu verwahren. Wer aber nun solche Kirschstämme besäße, die nun einmal bey der Aussaat verwechselt worden wären, und wo folglich, weil sie vermischt unter einander stünden, nicht mehr möglich wäre, zu erkennen, welche Wildlinge von den Steinen der süßen, und welche von denen der sauern Arten abstammten, der muß sich doch nichts destoweniger bemühen, diese untereinander stehenden Stämmgen zu unterscheiden, weil er außerdem bey der dereinstigen Veredlung gegen obgedachte Hauptregel verstoßen, folglich auf saure Wildlinge süße Sorte pfropfen könnte, welches verkehrt Verfahren machen würde, daß die Veredlung jämmerlich mißglückte. Dieses Unterscheiden zu bewürken, merke man, daß alle

sauern Kirschwildlinge (d. h. alle diejenigen Kirschbäumgen, welche aus solchen Steinen aufgegangen sind, die man aus sauern, edeln Kirschsorten genommen hatte) dunkelgraue Stämme oder Schäftgen, und an den Zweigen kleine, glatte, dicke, dunkle und wenig, aber sehr regelmäßig ausgezackte Blätter, dickeres Mark und Holz zeigen. Die süßen Kirschwildlinge hingegen (d. h. die, welche aus den Steinen, die in süßen, edeln Kirschsorten lagen) aufgegangen sind, haben weißgraue Stämmgen, hellgrünes, großes, dünnes, faltiges und sehr stark ausgezacktes laub, schwächere Zweige und dünneres Mark.

So dauerhaft und robust unsre erwachsenen Kirschbäume gegen unsre gewöhnliche Winterkälte zu seyn pflegen, so empfindlich sind sie gegen solche in den ersten Wochen ihres Lebens. Ein einziger Nachtfrost, der die so eben (oder auch nur seit etlichen Wochen) aufgegangenen Kirschbäumgen betrifft, ist im Stande sie über und über schwarz zu machen, und gänzlich zu verderben. Wie man sich hiergegen schützen könne, das habe ich in gegenwärtigem Anhange theils bey Abhandlung des Apricosenbaums, theils nur so eben bey dem Kastanienbaume sattsam angegeben. Haben die Kirschwildlinge nur erst den

ersten

ersten Frühling ihres Lebens überstanden, so hat es hierinnen weiter keine Noth mit ihnen, denn von da an brauchen sie nie eine Verdekkung gegen den Frost, und sind in den folgenden Jahren nicht mehr gegen die Kälte empfindlich, als es die Pflaumen- oder andre hartgeartete Obstbäume auch sind.

Die Veredlung aber thut allerdings allen Kirschwildlingen, den sauern sowohl als den süßen, Noth. Zwar fällt bey ihnen, wie bey allen Obstsorten, dann und wann unter den unveredelt gelassenen Wildlingen ein solcher, der ohne alle Veredlung eben so gute Frucht trägt, als derjenige Baum, aus dessen Frucht der Kern genommen worden, oft sogar noch bessre Frucht, nehmlich eine ganz neue Sorte. Weil aber das doch nur in seltnen Fällen geschieht, indem man bis jetzt noch nicht heraus gebracht hat, aus welchen zureichenden Gründen es erfolgt, und wodurch man es befördern könne, so bleibt das sicherste dies, daß man alle Wildlinge veredelt. Das Spaltpfropfen pflegt gut anzuschlagen. Eben so gut, wo nicht besser, das Copuliren und Oculiren. Da die Kirschbäume keine Pfahlwurzel zu treiben pflegen, deren Beträchtlichkeit den übrigen Wurzeln nachtheilig oder bedenklich wäre, so hat man keineswegs nöthig, diese Wildlinge vor ihrer Veredlung umzu-

pflanzen oder zu versetzen *), sondern man läßt sie stehen, damit sie gar nicht im Wuchse irre gemacht werden, und erst im 2ten Jahre nach der geschehenen Veredlung hebt man sie aus, um sie an Ort und Stelle, auf der sie stehen bleiben und tragen sollen, zu pflanzen. Man kann die Kirschbäume auf ein sehr mittelmäßiges Land pflanzen, sie schlagen daselbst gut an, nur darf es nicht zu naß oder sumpfig seyn. Sie können sogar an Hügel und Anhöhen gepflanzt werden, weil der Wind, (so sehr er auch auf Höhen hauset) dennoch nicht leicht vermag, ihre Früchte, die fast unter allen Obstarten am vestesten hängen, herabzuwerfen.

Zwischen den sauern und süßen (Herz-, Glas-, Knorpel-) Kirscharten herrscht, was die Art ihres Wuchses anbetrifft, ein eben so großer Unterschied, als zwischen dem Geschmack ihrer Früchte. Die Stämmgen von irgend einer süßen Sorte wachsen viel stärker ins Holz, und bringen ungleich mehrere Zweige, als die sauern Arten. Man muß deshalben die ersten wenigstens 15 Ellen aus einander pflanzen, worgegen die sauern weit genug

*) Zwar schon oben (Octob. 1.) habe ichs gesagt, daß man, um der Pfahlwurzel willen, lediglich Birnen- und Aepfelwildlinge vor der Veredlung umzupflanzen nöthig hat.

genug aus einander stehen, wenn zwischen zwey Stämmgen 10 Ellen Zwischenraum bleibt. Um eben dieses starken Wuchses willen, wollen sich süße Kirschbäume gar nicht wohl ans Spalier, als an welchem ihr vieles Holz unmöglich Platz hat, schicken, dagegen sich saure Sorten recht gut ans Spalier legen, vornehmlich geben die sauern Weichselkirschen, wie auch die Amarell- die von der Natt- die Dolger- und die Angeliquen-Kirschen feine Spalierbäume. Wer aber nichts destoweniger auch süße oder Herzkirschen am Spaliere haben will, der nehme solche, die auf Zwieselbeeren *) veredelt sind, diese pflegen ganz gemäßigt zu wachsen und nicht viel über das Spalier hinaus. Man pflanze sie nur niemals an die Mittagslage, denn an selbiger ist es ihnen zu heiß, und sie gehen zeitig ein.

Ich habe als ich oben (März 7.) den Baumschnitt abhandelte, ausdrücklich dieses gesagt, es wären zweyerley Baumarten, welche in Ansehung des Schnitts einige Eigenheiten hätten, d. h. welche **mehr und anders**,

*) Man nennt sie auch **Vogelkirschen**, (nach *Linné*, Prunus avium.) Sie wachsen in Wäldern wild. Besser aber ists sie zu erwähntem Endzwecke nicht aus den Wäldern zu holen, sondern aus den Steinen zu ziehen, oder auch, wie Quittenstämme, aus den Zweigen.

als die meisten Arten der Obstbäume beschnitten werden müßten. Diese beyden Baumarten sind Kirsch- und Pfirschbäume (auch müssen wir noch gewißermaßen die Pflaumenbäume beyzählen). Lasset uns das Eigne bey dem Schnitt der Kirschbäume allhier betrachten.

Die verschiednen, sehr mannichfaltigen Sorten der Kirschen haben nicht alle Einerley Wuchs, und eben deswegen auch nicht alle Einerley Schnitt. Man hat vielmehr dreyerley Methode: a) die Orangen- und Amorellen- samt allen denjenigen Sorten, an welchen man wahrnimmt, daß ihr junges Holz alle Jahre nach geschehener Reifung der Früchte absterbt, und daß sie im nächst drauf folgenden Jahre bloß an demjenigen Holze tragen, welches im vorherigen Sommer entsprang. Diese Sorten müssen (selbst wohl die hochstämmigen nicht ausgenommen) in allen Dingen wie die Pfirschbäume (von welchen ich unten reden werde) beschnitten werden. b) Die Pfälzischen- und Maykirschen, nebst allen Sorten, die ihnen in der Art zu tragen gleich kommen. Haben diese Arten ihre fertigen Cronen gebildet, so muß man sie, nach der Meynung sehr erfahrner Gärtner, dennoch jedes Jahr bis auf 3 oder 4 Augen (welche letztere vom jungen Holze stehen bleiben) am jungen Holze verstutzen.

Dies

Dies geschieht in der Absicht, damit sie starke Zweige machen mögen. Mehrentheils treibt dann jeder ihnen verstutzte Zweig in drey junge Aestgen aus, von welchen der vorderste oder oberste abermals stark, (doch also, daß von seinem jungen Holze 3 bis 4 Augen stehen bleiben) eingeschnitten, und jedes von den beyden rück- oder hinterwärts sitzenden Aestgen dergestalt scharf weggeschnitten wird, daß von jedem nur ein Sturzelgen eines Viertelzolls lang stehen bleibt. Dieses knappe Verschneiden nennen die Gärtner den Spornschnitt. Aus gedachtem Sturzelgen treiben sie dann einen Cranz von Blüthknospen, der verschiedne Jahre nach einander Früchte trägt, woferne man nur anders den gedachten vordersten oder Leit- und Hauptzweig immer gesund erhält, und ihn erwähntermaßen voraus laufen läßt *). Alle schwache Aestgen müssen hier stark eingestutzt werden, denn beschneidet man sie gar nicht, oder nur vorn an der Spitze, so bleiben diese Zweiglein schwach und klein, und werden von den größern und stärkern verdrängt und umgebracht, welches einzelne Absterben der Zweige die, in den Spalierbäumen zumal, so

*) Einen Zweig voraus laufen lassen, heißt ihn, gegen die übrigen rückwärts sitzenden Zweige gerechnet, wenig beschneiden, und ihn vielmehr größtentheils, oder gar nach ganzer Länge beybehalten.

widrig aussehenden Lücken erzeugt. „Viele „Gärtner, schreibt Rosencranz, bilden sich „ein *), daß kein Kirschbaum stark beschnit-

„ten

*) Ich selbst bin nicht vor das Beschneiden der Bäume, sobald es nehmlich von demjenigen abweicht, das ich oben März 7. schilderte. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß Pfirsch- und Kirschbäume noch einen eignen Schnitt, wie er hier vorgetragen wird, erfordern. Dieser Schnitt geziemt sich am meisten für die jungen Zweige und Sommerlatten, wie dieses auch oben angegeben wird. Aeltere, stärkere Zweige, die schon eines Fingers dick sind, beschneidet man niemals gern an irgend einer Art des Steinobsts, denn sie vertheilen, wie ich schon oft gesagt habe, solche beträchtliche Schnitte, selbst unter einem guten Baumwachspflaster, nicht leicht, lassen vielmehr aus selbigen den Saft ausfließen, der sogleich zu Harze eindickt, und unter sich dürres Holz macht. Dieses Austreten des Saftes zu verhindern, bestreichen manche solch einen Schnitt oder Wunde mit Baummörtel, welcher letztere sich äußerlich vest und schließend anlegt, steinhart wird, und die Wunde haltbar verschließt, ohne die Nässe der Luft und des Regens in sich einzunehmen. Der Baummörtel entsteht, wenn man ungelöschten Kalk in frischem Kuhfladen löschet, und unter diesen Teig Lehm knetet. Hat man einen Baum, (oder auch an einem Baume einen Ast) dessen innerstes, oft bis gegen über auf die äußere Rinde dürr und ausgefault ist, so scharre man nur alles dieses dürre Holz heraus, und sollte der Baum oder Ast darüber

so

„ten werden dürfe, wenn man Früchte davon „erndten wolle, und schneiden sie gar nicht „(setzen ihnen viel Holz auf). Wenn sie denn „einen Schuh lang Holz aufgesetzt haben, so „treibt das oberste Auge, oder auch mehrere „wiederum auf Holz, d. h. es treibt „Zweige, die bloße Laubzweige, aber keine „Fruchtreiser sind, und die andern Augen auf „Tragknospen. Die Tragknospen tragen 2 „oder 3 Jahre aufs höchste, und sterben als„dann sammt dem schwachen Holze ab. Auf „solche Art erhält man gleich frühe nichts als „unordentliche Sträucher, von unten kahl „und nackend; die Blüthen sitzen alle oben in „den Spitzen. Wahr ists, wenn man den „Baum so haben will, so braucht man ihn „nicht zu schneiden, weil man aber, nach „meiner angegebenen Manier die Bäume so

„klein so hohl, als ein Schilderhaus werden. Diese ganze entstandene Höhlung fülle man so lange mit dem hineingedruckten Baummörtel an, bis der Baum oder Ast dadurch seine vollkommene Runde von außen erlangt hat. Ein auf solche Weise von innen gleichsam steinern gemachter Baum hält sich vortreflich frisch, und kann, wenn nur seine Rinde noch gesund ist, (denn ist dieses nicht, so muß man ihn unter solchen Umständen dem Tode überlassen) noch verschiedne Jahre lang bestens Frucht tragen, wovon ich an Kern- und Steinobstbäumen viele Beyspiele gehabt habe.

„klein halten kann, als man nur will, und sie „doch dabey voller Früchte hangen, auch ihre „Cronen unten so grün als in den Spitzen „so erhellet der Nutzen dieser Methode.„ c) Spanische Kirschen mit ihren verschiednen Unterarten. Diese haben im Schnitte nichts eignes, sondern werden nach allgemeinen Grundsätzen, die der ganze siebende Artikel, im März oben, an die Hand giebt, im Schnitte unterhalten, daß heißt, man schneidet sie, sobald sie tragbar geworden, gar nicht, außer (wenn es Zwergbäume sind) an solchen Zweigen, die einen ungeschickten Wuchs haben, und die Figur schänden, ingleichen, wenn die Bäume sich ins Allzureichliche Frucht tragen einlassen, welches ihnen, vornehmlich, wenn sie entweder noch jung, oder auch, wenn sie schon sehr alt sind, gar leicht einen geschwinden voreiligen Tod zuzuziehen pflegt, und dahero durch Verstutzen vermieden werden muß. Siehe oben Merz 7. ziemlich im Anfange.

Noch muß ich alle, welche hochstämmige Kirschbäume anziehen, äußerst dringend verwarnen, daß sie diesen Stämmgen nur niemals nichts vom Mittelsten oder Haupt- und Gipfel- oder Schaftszweige wegschneiden; denn alle Kirschbäume leiden sehr, wenn man ihnen den jungen Herzstamm oder das öberste des Schaftes verstutzt. Sie

werden

werden dadurch im Wuchse zurückgeworfen, und treiben dann meistens lauter unordentliche, verworren herabhangende und in einander hinein wachsende Zweige, und man merkts ihnen gemeiniglich Zeit ihres Lebens an, daß sie ihrer Natur entgegen behandelt worden. Bloß an den Neben- oder Seitenzweigen, an dem eigentlichen Wald oder Crone also, darf man sie in den obengedachten Fällen verstutzen. Bey Spalierkirschbäumen bindet man sich freylich an diese Hauptregel, die wohl bey allen Obstbaumarten Hauptregel ist, nicht, allein dafür sieht man ja auch fast lauter krüpelhafte Spalierkirschbäume.

22) Kriekenbaum.

Siehe Schlehenbaum.

23) Lampertsnuß.

Die Lampertsnüsse sind eine bloße Abart der gemeinen Haselnüsse. Man sehe den Artikel: Haselnuß.

24) Lazarolbaum.

Siehe Azarol.

25) Mandelbaum, Amygdalus communis.

In unserm kältern Theile Deutschlands belohnt sichs nicht der Mühe, den Mandelbaum zu erziehn. Er ist sehr empfindlich gegen

die

die Kälte, und wenn man ihn vollends, wie leider aus Unkunde gar nicht selten geschieht, an die Morgen- oder Mittagssonne pflanzt, so bringen ihm die Spätfröste gemeiniglich die besten Zweige ums Leben. Ans Fruchttragen ist vollends nicht zu denken, denn die Blüthe erfolgt so zeitig, im Frühjahre, daß noch fast allemal böses Wetter einzutreten pflegt, wodurch die sämtlichen Blüthen herabgeworfen werden.

Wer aber demohngeachtet Lust hätte, den Mandelbaum zu erziehen, der stecke an einem Platze, der die gehörige Lage hat (s. oben bey dem Apricosenbaume) reife Steine von demselben in die Erde, und wenn die daraus erwachsenden Wildlinge groß genug sind, so veredle man sie durch Oculiren oder Copuliren mit Zweigen oder Augen von solchen Mandelbäumen, deren Frucht uns, als gut und edel, bekannt ist *). Auch dadurch kann man Mandelbäume erziehen, daß man, sie auf Damascener- oder Haberpflaumen, oder auch auf Pfirsch- und Apricosenwildlinge, die man aus den Steinen erzog, veredelt; denn sowohl auf Pflaumen- als auch auf Pfirsch- und Apri-

*) Liesse man die aus den Steinen gezognen Mandelstämmgen unveredelt, so würden sie einstens theils sehr spät und schlecht, theils nur bittre Mandeln tragen.

Apricosenwurzel steht der Mandelbaum recht gut.

Sonst hat der Mandelbaum die Pflege und Wartung der Pfirsch- und Apricosenbäume.

26) Marellenbaum.

Siehe Apricosenbaum, dessen Beynahme es ist.

27) Maulbeerbaum, Morus nigra.

Daß ich hier weder den zur Ernährung der Seidenwürmer so wichtigen, weissen Maulbeerbaum, (Morus alba) noch andre Maulbeersorten verstehe, sondern lediglich den schwarzen Maulbeerbaum, zeigt schon die lateinische Benennung. Er allein giebt uns eine nicht allein eßbare, sondern auch sehr delicate Frucht, nehmlich die sogenannten Maulbeeren.

Seine Erziehung und Fortpflanzung erfolgt hauptsächlich durch den Saamen. Letztern zu erhalten, nimmt man recht vollkommen reife Maulbeeren, zerdrückt sie in einem Gefäße, und gießt auf diese zerquetschten Maulbeeren frisches Wasser, sodann fährt man fort diese zerdrückten Früchte so lange im Wasser zu zerreiben, bis alles ihr Fleisch in einen Brey verwandelt ist. Hierauf gießt man das Wasser so viel mal ab, und darzwischen

schen so vieles frisches nach, bis der sich zu unterst setzende Saame ganz rein von allem Fleische geworden. Dann wird dieser Saame, nachdem alles Wasser abgegossen worden, an der Luft (doch wo ihn der Wind nicht verwehen kann) getrocknet, und entweder sogleich mit andern Obstsaamen im Herbste ausgesäet, oder, welches mir besser scheint, bis zum Frühjahre in einem Papiere in einer kühlen, ungeheitzten Kammer aufbewahrt. Die schicklichste Zeit zur Aussaat dünkt mir die zweyte Woche des Maymonaths zu seyn, das Land aber, auf welches man säen will, muß nicht im Frühlinge, sondern bereits im Herbste vorher umgegraben worden seyn, denn wollte man den Maulbeersaamen auf ein Land säen, das erst kurz vor der Besaamung umgegraben wäre, und sich folglich noch nicht wiederum gesetzt hätte, so würde es ihm gehen, wie es unter solchen Umständen allen kleinkörnigen Gesämen ergeht, d. h. es würden die Saamen so tief zwischen die Theile des zu hohl liegenden Landes hinab fallen, das die schwachen Keimgen (denn kleinkörnige Saamen machen ja auch nur kleine, schwache Keime) unmöglich durch so vieles, über ihnen liegende, Erdreich durchbohren und empor wachsen können. Eben dieses zu vermeiden, muß man (selbst auf dem vor Winters gegrabenen Lande) den auf diese Beete ausgestreuten Saamen

keineswegs unterhacken, denn hier kämen viele Körner schon viel zu tief hinab, sondern man streut ihn (möglichst dünne, welches zu befördern man den Saamen mit etwas Sand vermischt) über die Beete aus, und übersiebt ihn mit herbeygeführter leichter Erde dergestalt, daß er nur so eben eines Fingers dick mit dieser Erde bedeckt wird.

Da die Maulbeersaat zwey Hauptfeinde hat, nehmlich erstlich die nackenden Schnekken *), und zweytens die Frühlingstrockenheit, so glaube ich, man würde beyden dadurch begegnen können, daß man den Saamen in Salpeterwasser weichte, (wie solches oben März 8. ausführlich gelehrt worden ist) ihn

*) Der allen Oekonomen unschätzbare, practische Schriftsteller, Herr Amtsrath Riem empfiehlt gegen Schnecken, das besäete Land mit einem dicht auf die Erde gelegten stechenden Haarseile zu umgeben, weil die Schnecken, ihres nackten, empfindlichen Cörpers wegen, nicht über ein solches Seil weggehen, folglich keine Schnecken von den benachbarten Beeten her auf das Saamenbeet kommen. Dies ist sehr gegründet, aber es sichert nicht gegen diejenigen Schnecken, welche in der Erde des Saamenbeetes selbst stecken, und des Nachts aus selbiger heraus kommen, um zu genießen, was auf dem Beete wächst. Auch die Spreu vom Spelt (Triticum Spelta, Dinkel) empfiehlt man gegen diese Schnecken auf die Beete zu streuen, weil diese Spreu sehr rauch und stachlicht ist.

ihn sodann, nachdem er aus diesem Wasser herausgenommen, und nur auf einige Augenblicke abgetrocknet worden wäre, (d. h. nur in so weit abgetrocknet, daß er nicht an einander, noch an den Fingern des Säenden klebte, übrigens aber in sich selbst noch ganz durchquellt und durchweicht wäre) sofort auf die Beete streute; mit Erde (die ein wenig feucht seyn müßte) übersiebte, sofort ein wenig begöße *), und dann queer vor das besäete Beet ein Leinwandverdeck spannte, oder auch laden von Bretern vorsetzte, welche Dinge den Sonnenschein abhielten (die leinenen Verdecke gegen Sonne sind in jedem Falle besser, als die vor-

*) Dieses bewässern muß nur allemal äußerst leise geschehen, denn wenn es nach gemeiner Art, mit einer gewöhnlichen Gießkanne geschieht, so wäscht es, weil es zu stark schwemmt, den Saamen (der ja erwähntermaßen gar nicht tief liegt) aus der Erde heraus. Jeder Gärtner sollte daher zur Bewässerung aller ausgesäeten Arten kleinkörniger Gesäme einen äußerst feinen Gießer, d. h. eine Gießsprütze oder Brause haben, deren Löcher so eng und klein, als nur möglich seyn will, wären. Auf solche Art schwemmt es gar nicht. Will man aber ein Beet, selbst mit der gemeinen, weitlöchrigen, Brause, ohne den Saamen auszuschwemmen, begießen, so belege man es erst mit Stroh, und begieße auf das Stroh. Auf solche Art dringt das Wasser sehr gelind auf das Beet, und dann nimmt man das Stroh wieder weg.

vorgesetzten laden, denn sie lassen, indem sie das austrocknende, das die Sonnenstrahlen verursachen, abhalten, doch die wohlthätige Wärme dieser letztern hindurch auf das besäete Beet). Wie sollte nun aber, wie ich doch oben behauptet habe, dieses Verfahren gegen Schnecken und Trockenheit, als die beyden Hauptfeinde der Maulbeersaat, wahre Hülfe schaffen? Indem der Saame in jenes Wasser eingeweicht wird, bekommt er die Disposition, schon in wenig Tagen aufzugehen, und zwar recht dick und egal aufzugehen, dieses geschieht ohne dieses Hülfsmittel nicht leicht, denn, nach gemeiner Methode gesäet, geht er spät und höchst ungleich auf, so daß noch nach langer Zeit immer hier und da noch ein verspätigtes Pflänzgen hintennach aufgeht. Ein solches langsames Aufgehen befördert allemal die Schneckenplage, denn dieses Ungeziefer ist ja leichter im Stande das wenige, was so nach und nach von Tage zu Tage einzeln von irgend einer Saamenart aufgeht, umzubringen, als es zu thun vermögend seyn würde, wenn gleich auf der Stelle die gesammte Aussaat keimte. Zudem entwächst ihnen dergleichen Aussaat viel leichter, weil der Trieb in denjenigen Pflänzgen, die aus solchen (auf gedachte Art eingeweichten) Gesämen wachsen, merklich lebhafter und frischer zu seyn pflegt, als

er ohne dies ist. Solchemnach sichert uns das gedachte Verfahren gegen die Schnecken, und daß es uns auch gegen den andern Hauptfeind, nehmlich gegen die Trockenheit schütze, bedarf keines Beweises, indem die Bewässerung der Trockniß abhilft, und dies um so viel sichrer, da dem Beete Schatten gemacht ist. Sobald die Saat aufgegangen ist, nimmt man das schattengebende Verdeck hinweg. Ueber das besäete Beet etwas zerpülverte, dürre Pferdeäpfel (Pferdmist ohne Stroh, wie er den Pferden unmittelbar aus dem Darmkanal fällt) auszusäen, und zwar noch nicht ganz eines halben Fingers dick, ist gar gut gethan, denn es beschützt unsre Saat gegen die Regenwürmer *).

Im dritten Jahre nach der Aussaat können die jungen Stämmgen ausgehoben, und an diejenigen Plätze, woselbst sie stehen bleiben und tragen sollen, versetzt werden. Stehen sie inzwischen auf dem Saamenbeete nicht allzu dicke, so ist es, da man nicht nöthig hat, sie um der Pfahlwurzel willen auszuheben, recht gut gethan, sie (wenigstens aber verschiedne

*) Die Regenwürmer kommen des Nachts aus der Erde, und ziehen die aufgegangnen Pflänzgen zu ihrer Speise mit sich in ihre Erdlöcher hinab; liegt aber solche Mistspreu auf dem Beete, so nehmen sie dieselbe zu ihrer Nahrung mit sich, und lassen dafür die Pflänzgen ruhig stehen.

schiedne von ihnen, zwischen welchen man die zu dick stehenden einzeln heraushebt und verpflanzt) vor der Veredlung gar nicht auszuheben, sondern sie erst im 2ten Jahre nach derselben zu versetzen. Alles Versetzen der Maulbeerbäume sollte nicht im Herbste, sondern jedesmal im Frühjahre (und zwar nicht eher, als wenn gar keine Kälte mehr zu besorgen) geschehen, denn da sie aus ihren Wurzeln, wenn solche bey der Verpflanzung verschnitten, und so in die Erde auf die neue Stelle gepflanzt worden sind, sehr vielen Saft ausfließen lassen, so verursacht dieser Saft, zu welchem sich noch die viele Herbstnässe einfindet, eine übermäßige, den Wurzeln durch Stockung nachtheilige, Nässe. Bey der Frühlingsverpflanzung hat man dies nicht zu befürchten, denn die Schnitte an den Wurzeln verharrschen da gar geschwind, und die Erde hegt da nicht leicht zu viele Nässe, weil es schärfer trocknet, auch der Baum sehr vielen Saft in seinen Stamm und Crone hinauf schickt.

Die jungen Maulbeerbäume müssen allemal oculirt (oder auch wohl copulirt) werden, sie tragen dann ganz zuverläßig edle Frucht, und bringen letztere früher, als sie ohne Veredlung gethan haben würden. Wer keine Wildlinge vom schwarzen Maulbeerbaume hat, und ihn doch gern ziehen wollte, der

kann ihn dadurch erlangen, daß er ihn auf Wildlingen vom weissen Maulbeerbaume zieht, indem er letztere mit Reisern oder Augen vom schwarzen veredelt.

Man kann vortrefliche Spalierbäume aus dem schwarzen Maulbeerbaume ziehen, weil sie aber etwas empfindlich gegen unsre Winterkälte, vornehmlich gegen die Spätfröste, sind, so muß man bey ihnen eben diejenigen Erhaltungsvortheile anwenden, die ich oben bey den Apricosenbäumen angab. Auch diejenigen Maulbeerbäume, die man hochstämmig zieht, sollten niemals ohne Rücksicht auf richtige Lage gepflanzt werden, damit man sie niemals an einen Ort brächte, auf welchem sie des Winters oder im Frühlinge die Morgensonne treffen kann, noch auch an einen solchen, an welchen sie den Morgen- und Mitternachtswinden offen stehen. Gegen diese nur gedachten bösen schneidenden Winde müssen wilde Bäume, die man auswendig um dergleichen schwächlichere Gartenbäume pflanzt, oder auch Gebäude, die diesen Gartenbäumen auf der Ost- und Nordseite im Rücken liegen, den besten Schutz und Schirm gewähren. — Ein Boden, der mehr warm und leicht, als kalt und naß ist, bekommt diesen Bäumen am allerbesten.

Auch der Maulbeerbaum gehört wie die meisten Obstbaumarten zu denjenigen Bäumen,

men, deren Tragbarkeit man gänzlich zerstört und aufhält, sobald man ihnen die Zweige (an deren Spitze sie allemal zuerst tragbar werden) verstutzt. Sobald also ein Spalier-Maulbeer seine gehörige Größe und Figur hat, muß man ihn weiter gar nicht beschneiden (s. März 7.).

Wie der Maulbeerbaum durch seine Wurzelsprossen, ingleichen durch gesteckte Zweige zu vermehren sey, das habe ich schon oben (März 11. April 3.) ausführlich dargelegt. Die beste Fortpflanzungsmethode bleibt inzwischen doch auch hier (wie bey allen Baumarten) die Erziehung aus dem Saamen, als welche, obwohl sie etwas langweiliger ist, doch unstreitig die dauerhaftesten Bäume liefert.

28) **Mispelbaum**, Mespilus germanica.

Die große und ansehnliche Art, welche wir in Gärten zu unterhalten pflegen, ist von dem **wilden** Mispelstrauch, der von selbst wild wächst, lediglich darinnen verschieden, daß sie durch die Wartung, die man ihr hat zukommen lassen, gutsaftiger und den Früchten nach größer geworden, auch bey dieser Verbesserung durch Pfropfen oder Oculiren bishero fortgepflanzt und erhalten worden ist.

Gemeiniglich zieht man den Mispelbaum dadurch, daß man Zweige oder Augen von

recht großen, guten Mispelsorten durch Pfropfen oder Copuliren auf wilde Mispel-, Birn-, Quitten- und Weißdorn-Wildlinge bringt. Meistentheils zieht man diesen Baum am Spaliere. Auch ihn muß man, sobald seine Zweige das Spalier überkleidet haben, mit allem Verstutzen der Aeste gänzlich verschonen, denn auch er setzt seine ersten Blüthknospen an den Spitzen der Zweige an.

Er verlangt einen feuchten Boden und eine schattige Lage, deshalben setze man ihn auf die schlechtern Flecke des Gartens, die jedoch beständig mit Fleiß in Bau und Besserung erhalten werden müssen. Wenn man ihn auf Birnwildlinge, die bereits mit edeln Birnen bezweigt worden sind, und zwar in das Holz dieser letztern hineinimpft, oder einsetzt, so bekommen die Mispeln, die nachmals auf solch einem veredelten süßen Birnbaume wachsen, einen sehr süßen Geschmack; worgegen sie auf oberwähnten Arten der Wildlinge mehr herbe, als süßlich schmecken. Beyde Arten des Geschmacks finden ihre Liebhaber.

29) Pflaumenbaum, Prunus domestica.

Dieser allgemein bekannte Baum wird nicht allein durch seine Steine vermehrt, sondern auch durch seine, von neuem zu schönen Bäumen erwachsenden Wurzelsprossen. Diese letztere Vermehrungsmethode muß inzwischen

alles

allemal der erstern nachstehen, denn auch hier sind die aus Steinen gezognen Stämmgen ungleich dauerhafter und stärker, haben auch weniger die Unart an sich, durch austreibende Wurzelsprossen sich zu entkräften. Alle Pflaumenbäume sollten deshalben aus Steinen gezogen werden, gerade wie Kirsch- und andre Steinobstbäume; die aus diesen Steinen gezognen Stämmgen sollte man, wenn sie die gehörige Größe erlangt haben, mit Augen oder Reisern von solchen Pflaumenbäumen, deren Frucht uns als besonders groß und treflich bekannt wäre, durch Copuliren, Oculiren oder Pfropfen veredeln. Auf solche Weise würde man lauter ganz vorzüglich gute Pflaumenbäume erlangen, welche zuverläßig sehr große und gute Frucht zeitig und häufig tragen würden, worgegen nach jetziger sorgloser Art, wo man alle Pflaumenbäume von selbst und ohne alles Zuthun, theils aus den von selbst in die Erde fallenden Steinen, (deren aufgehende Stämmgen nicht einmal veredelt werden, sondern sich selbst überlassen aufwachsen) theils von den aufschießenden Wurzelsprossen entstehen läßt, sehr viele dieser selbstgewachsnen Bäume gar sehr spät und endlich doch nur schlechte und elende kleine Früchtgen tragen. Jemehr ein junger Pflaumenbaum ein Holz zeigt, das dornig und stachlich ist, desto elender wird es mit seiner dereinstigen

Frucht stehen, die glatt- und weichholzigen hingegen sind wohl unstreitig die besten.

Den Pflaumenbaum am Spaliere zu ziehen, will mir nicht gefallen. Ueberhaupt kommt mir bey allen Steinobstbäumen, sie seyn von welcher Art sie wollen, doch immer widersprechend vor, wennn man sie in irgend eine Zwergfigur legen will. Da alle Arten des Zwergzuges, in den ersten Jahren der Anlage, einen allerdings starken Schnitt erfordern, aus den beschnittnen Aesten aber bey den Steinobstbäumen sehr vieles Harz ausfließt, wobey die Zweige, anstatt ihre Schnitte und Wunden zu verheilen, vielmehr dürrholzig werden und absterben, so dünkt mir nichts offenbarer thörigt zu seyn, als ein Steinobstbaum in Zwergfigur. Wer nun aber schlechterdings dergleichen am Spaliere haben will, der erwähle nur wenigstens solche Pflaumsorten, die weniger ins Holz wachsen und noch am meisten niedrig bleiben, auch pflanze er sie nie an die Mittagssonne, als woselbst sie, weil ihnen diese Lage zu heiß ist, gar nicht gut wachsen.

Der Pflaumenbaum nimmt zwar allenfalls mit geringem Erdboden vorlieb, es muß aber doch solcher nicht kalt, noch lettig seyn. Man sollte auch, wenn man Pflaumenbäume pflanzt, auf die Lage des Platzes Rücksicht nehmen, denn die Pflaumen werden äußerst

leicht von den Stürmen abgeworfen, wofern nicht vorliegende Gebäude oder andre Bäume zum Schutze der Pflaumenbäume vorhanden sind. In hiesigen Gegenden kommen die stärksten Stürme von Abend her, auf der Abendseite also müssen die Pflaumenbäume durch solche vorgepflanzte Obstbaumarten, deren Frucht nicht so leicht abzuschütteln ist, oder auch durch wilde Bäume (z. B. Ulmen oder Rüster, mit welchen man die Abendseite der Pflaumenpflanzung umpflanzt) gesichert werden, woferne nicht ohnehin auf dieser Seite vorstehende hohe Gebäude den Pflaumenbäumen Sicherheit gewähren.

Schon oben, als ich des Schnitts der Kirschbäume erwähnte, gedachte ich, daß auch die Pflaumenbäume ihren eignen Schnitt hätten. Dieses gilt selbst von den hochstämmigen, an welchen es freylich, wenn sie zu hoch gezogen werden, nicht wohl auszuüben ist, weil man nicht hinauf kommen kann. Man muß aber lediglich die dünnen Zweiglein (Sommerlatten) durch diesen Schnitt besorgen, denn die dicken würden, wenn man sie beschnitte, Harz ausschwitzen, die Schnitte unterwachsen lassen, und endlich dürrholzig werden. „Der Pflaumenbaum, sagt unser unschätzbarer Herr Pastor Germershausen im 4ten Bande seines vortreflichen Hausvaters, wird beschnitten oder nicht, so wächset

im ersten Jahre ein Schößling, einige Augen treiben im 2ten Jahre Zacken, an welchen sich kleine Augen zum Tragen formiren. Diese blühen und tragen im dritten Jahre. Die Zacken formiren sich am Ende (an der Spitze) des Schößlings. Wird der Baum nicht beschnitten, so formiren nur die 3 bis 4 äußersten Augen Zacken und die übrigen ersterben, und ein großer Theil (nehmlich der hintere Theil) des Zweigs wird unnütz *). Hier verschneide man also jeden Fruchtzweig also, daß er nur 8 bis 9 Augen behält. Von letztern setzen die erstern 5 oder 6 Augen Zacken (an welchen dann die Fruchtaugen kommen) an; die übrigen 3 Augen erzeugen ein

paar

*) Sollte diese Unnützlichkeit würklich so ganz entschieden seyn? Kann es nicht, um nur ein Beyspiel zu geben, die Absicht der Natur seyn, die Tragknospen mit allem Fleiß besser auseinander zu stellen, damit die an ihnen erwachsenden Früchte geräumiger hängen, folglich Luft und Sonne besser und gedeyhlicher genieſſen, sich auch nicht zu geschwinde durch das allzustarke Tragen erschöpfen? Fortgesetzte genaue Beobachtungen und Versuche, vermöge deren man dieses jetzt so und zu gleicher Zeit an einem andern Baume gleicher Art gerade umgekehrt ausübt, müssen hierüber entscheiden. Denn alle diese Dinge muß man nur halb aus Büchern, zum größten Theile aber aus augenscheinlichen Uebungen, Versuchen und der Erfahrung erlernen.

paar neue Fruchtzweige und einen Holzweig, welches der äußerste und stärkste Schößling ist. Jene schneidet man jederzeit wie im vorherigen Jahre, (wie solches nur so eben angegeben worden, in der Absicht, diese Fruchtzweige nicht blos an der Spitze, sondern auch hinterwärts mit Tragknospen besetzt zu bekommen) diesen aber, nehmlich den äußersten Holzzweig, schneidet man kürzer, nehmlich daß er nur höchstens 4 Augen behält, aus denen er neue Fruchtzweige, welche abermals im folgenden Jahre auf 8 bis 9 Augen verstutzt werden, treiben muß. Durch dieses Beschneiden erlangt man, daß an dieser Baumart alle Zweige ihre Früchte bringen, und man immer junge Zweige hat, die aufs folgende Jahr Frucht versprechen.

Viele wundern sich, warum die Pflaumen, die auf ihren Bäumen wachsen, alle Jahre schlechter und alle Jahre kleinere Früchte tragen. Dies geht aber ganz natürlich zu, denn diese Bäume sind entweder in der Jugend ohne Veredlung geblieben, oder wenn es veredelte sind, so hat man etwa einige Jahre lang unterlassen die wichtigen Vorschriften zu üben, welche ich oben October 3. ertheilte. Unsinn ists, bey dieser und überhaupt bey jeder Baumart, wenn man deren Früchte Jahr aus Jahr ein in gleicher Güte erlangen will, ohne den sich jährlich entkräf-

tenden Boden mit Fleiß und Sorgfalt in Bau und reichlicher Besserung zu erhalten.

30) Pfirsch- oder Pfersichbaum, Amygdalus persica.

Von der Art, diese Bäume aus ihren Steinen zu ziehen, sie zu veredeln, zu pflanzen und zu pflegen, kann ich ohnmöglich hier ausführlich handeln. Da man alles, was ich oben von Pflege und Erziehung des Apricosenbaums angegeben habe, gleichergestalt auch auf die Pfirschbäume anwenden kann, denn alles, wodurch man die Gesundheit, Dauer und Tragbarkeit der Apricosenbäume befördert, desgleichen auch deren Wohlbefinden bey Spätfrösten, von welchen sie sonst erfrieren, das alles gilt auch bey den Pfirschbäumen. Desgleichen ist es selbst bey den Pfirschen gar nichts seltnes, daß die Wildlinge, die man aus den Steinen edler Sorten erzieht, selbst ohne alle Veredlung überaus große, köstliche, ja oft viel beßre Frucht tragen, als selbst der Baum trägt, aus dessen Früchten man die Steine zu diesen herrlichen Wildlingen nahm. Man sollte deshalben überall und aller Orten häufige Pfirschbäume aus den Steinen erziehen, und dieses um so viel mehr, da dergleichen Wildlinge schon in ihrem 4ten Lebensjahre, folglich ungleich früher, als beym Kernobste, gewöhnlich

lich ihre Früchte zu tragen anfangen. Und gesetzt, es fänden sich auch unter solchen unveredelt gelassenen Bäumgen viele, welche schlechte Frucht, nehmlich solche trügen, die der Frucht des Baums, der zu diesen Wildlingen die Steine gab, keineswegs an Größe und Güte beykämen, so sind doch selbst diese mindern Pfirschen, die man wilde oder Weinbergspfirschen *) zu benennen pflegt, im geringsten

*) Diese Benennung kommt daher, weil mancher Orten die Weinbergsbesitzer dergleichen Steine hier und da hin in die Weinberge stecken, und so die Stämmgen von selbst unverpflanzt und unveredelt aufwachsen lassen. Zwischen die Weinstöcke gesteckt taugt dieses Verfahren nicht, denn die Wurzeln der Pfirschbäumgen entziehen den Weinstöcken zu viele Kraft. Auswendig aber um die Reene der Weinberge herum würden sie, da sie mit ihren Cronen, die nur klein werden, gar keinen großen Schatten auf die Weinstöcke werfen, gar gut gepflanzt werden können. Allein wenig, nicht alle und jede Weinberge oder Weingärten liegen gerade so, daß die, des Winters so schädliche, Morgensonne nicht auf sie fiele, folglich erfrieren, unter solchen Umständen, die Bäumgen fast jeden Winter. Zudem leidet auch fast keine Fruchtart so gewaltig durch den Sturm, als die Pfirschen, als welche auf einer so freyen Lage, dergleichen die meisten Weinberge haben, wo kein an der Windseite vorliegender Schutz von Gebäuden oder hohen Bäumen die Pfirschbäumgen deckt, fast jedes Jahr noch vor ihrer Reife elendiglich herabgeschleudert werden würden.

ringsten nicht ohne Nutzen; denn sie dienen zum Schmoren (Backen) und Einmachen eben so gut und treflich als die wilden Apricosen. Zudem kann man ja auch dergleichen Bäumgen, deren Erstlinge uns nicht edel genug vorkommen, auch dann noch veredeln, man copulirt nehmlich die **Cronenreiser**, oder äugelt in diese Reiser.

Blos in dem einzigen Stück weicht die Erziehung der Pfirschbäume von der, die man dem Apricosenbaume zu geben hat, ab, daß der Pfirschbaum **alljährlich** und zwar ziemlich stark **beschnitten** werden muß, mit welchem Verstutzen man, wie ich oben zeigte, den Apricosenbäumen eine verzweifelt schlechte Güte erzeigen würde. Die Ursache, um deren willen der Pfirschbaum alle Jahre verstutzt werden muß, ist diese: Er trägt seine Frucht niemals am ältern Holze, sondern lediglich an solchem, welches allererst im nächstvorherigen Sommer entstanden ist, d. h. an **Sommerlättgen**. Hieraus erhellt sofort, daß, wenn diese Baumart jedes Jahr genugsame Frucht tragen solle, sie auch in jedem Jahre genugsame Sommerlättgen, als an denen sie im nächsten Jahre Frucht trägt, hervortreiben müsse. Nun aber giebts ja, laut der schon oben (März 7.) angegebenen Grundsätze, kein würksameres Mittel einem Baume jedes Jahr recht viele neue Zweiglein aufzus

aufzusetzen, als ein jährliches Verstutzen seiner Aeste; folglich sehen wir, daß wir bey dieser Baumart (und überhaupt bey jeder Baum-, Strauch- oder Gewächsart, die einzig und allein, oder doch wenigstens am allerliebsten, an den Sommerlatten blüht oder trägt; hierinnen müssen wir nun eben die Natur und das irgend eigenthümliche des Pflanzenwuchses beobachten) von der, sonst äußerst gegründeten, Hauptregel (vermöge deren man keinen Obst-, selbst keinen Zwergbaum, der bereits die Gestalt, die er haben soll, erhalten hat, und nun schon in tragbarem Alter stehet, an seinen Aesten verstutzen soll) eine starke und nothwendige Ausnahme machen müsse. An Pfirschbäumen also beschneide man jedwedes Jahr, und zwar sehr langen Zweiglein, so viel, daß sie noch die größere Hälfte der vorigen Länge behalten, schwächere Zweiglein werden bis auf die Hälfte, folglich etwas stärker, beschnitten. Wie das Beschneiden einzurichten, damit man auch beständig über den Früchten einen Leitzweig (Leitreis) bekomme, solches ist schon oben (März 7.) angezeigt. Starke, d. h. zwey- oder mehrjährige Aeste, werden nicht beschnitten, wenigstens nur in denjenigen Nothfällen, die bey allen Arten der Bäume im Allgemeinen am angeführten Orte angegeben sind; je stärker und dicker die Zweige sind,

desto

desto schlechter, ja fast gar nicht, verheilen bey dieser Baumart ihre Wunden und Schnitte.

Durch nur gemeldete Art den Pfirschbaum alljährlich und jedesmal fast an allen seinen Sommerlatten zu verstutzen, erlangt man den wichtigen Vortheil, Fruchtholz fürs künftige Jahr zu bekommen, ohne jedoch die Frucht in dem gegenwärtigen Jahre zu vereiteln, denn da man, wie gedacht, jeder Sommerlatte das untere Theil stehen läßt, so daß jede Sommerlatte (ausgenommen an Stellen in dem Baume, die etwa lückigt sind, und die deswegen noch tiefer, als bis auf die Hälfte der Zweige, eingestutzt werden müssen, wogegen man die wohlbekleideten Stellen nicht einmal bis auf die Hälfte einstutzt, weil sonst an ihnen, da sie ohnehin schon mit vielen Zweiglein bekleidet sind, das Gewirre dieser letztern durch Entstehung noch mehrerer Zweige zu groß werden müßte) die Hälfte ihrer Länge behält, und an dieser Hälfte fast immer einige Blüthknospen sitzen, so wächst an diesen letztern die Frucht; ließe man solch ein Reis ohnbeschnitten, so trüge es ohnmässig stark, nehmlich auch an den obern Blüthknospen, die durchs Beschneiden hinwegkommen. Hat man doch zuweilen selbst bey allen diesen Beschneiden noch immer zu viele Früchte an manchen Zweigen, so daß man mit unter genöthigt ist (wie schon bey den

Apri-

Apricosen angezeigt ward) die Früchtgen zu verdünnen, indem man hier und da zwischen zweyen eins hinwegstößt. Bey gewöhnlicher Frucht- und Tragbarkeit hat man dieses Verdünnen der Früchte niemals vorzunehmen Ursache, nur bey außerordentlich häufiger Frucht wird es nöthig, weil sich die Bäume dadurch gewaltig erschöpfen, auch unterlassen würden, zu gleicher Zeit neben diesen Früchten auch schon die Fruchtlatten vors nächste Jahr auszutreiben, welches also einen Fruchtmangel im nächsten Jahre nach sich zöge.

Manche Pfirschbaumarten treiben sehr in Wasseräste, welches zum Schaden der bessern Aeste, auch, bey Zwergbäumen, nicht selten zur Schändung der Zwergfigur gereicht. Diese bösen Aeste muß der Sommerschnitt gleich in ihrer Entstehung hinwegräumen, sowohl an hochstämmigen, als an Zwergpfirschbäumen. Haben aber dergleichen Aeste schon eine beträchtliche Dicke erlangt, so schneide man sie (weil solche starke Schnitte nicht gut verheilen) nunmehro nicht ab, sondern bezähme sie, auf die schon oben, bey dem Hanbuttenstrauche angezeigte Manier.

Der Pfirschbaum schickt sich zwar sehr gut an das Spalier, und seine Zweige lassen

sich ganz gelenk ziehen *), nichts desto weniger wünschte ich, daß man alle Arten der schwächlichen und gegen unsre Kälte empfindlichern Bäume niemals in Lagen und Figuren, die ihnen zum Zwange gereichen, auferziehen mögte. Man lasse diese Baumarten ohne allen Zwang ganz und gar, wie sie nur wollen, nehmlich als Sträucher, wachsen, nehme ihnen aber dabey alle Wasseräste gleich in der ersten Entstehung derselben, so werden sie, durch diese ihnen verstattete Freyheit von allem Zwange, an Dauer und Gesundheit, ingleichen an Härte durch den Winter zu dauern, immer mehr und mehr in sich selbst gewinnen.

Man

*) So ziehen einige Pyramiden von Pfirschbäumen, die sehr schön in die Augen fallen, wenn ein Meister sie zieht. Man macht rings um das Pfirschbäumgen, welches als Pyramide gezogen werden soll, einen reichlich 4 Fuß weiten Zirkel auf der Erde, schlägt in diesem Zirkel rings herum Pfählgen ein, jedes einen Fuß weit vom andern. Diese Pfählgen bindet man oben zusammen, heftet darauf, von der Erde an nach der Spitze zu, schmale Reife mit Drath auswendig an die Pfählgen an, so daß ein Reif einen Fuß hoch über dem andern steht. An diese Reifgen und Pfähle werden die Aestgen angeheftet, und dadurch sowohl, als durch zweckmäßigen Schnitt, in der gesuchten Figur erhalten. Im Winter wird über die ganze Pyramide eine leichte Bastdecke, die man vest macht, gedeckt.

Man werfe mir nicht etwa hiergegen ein, es werde solch ein Strauch ein häßliches Ansehn geben, denn zu geschweigen, daß ein gesunder, gut tragender und lange lebender Strauch doch allemal besser gefällt, als ein kränkelnder, schmachtender und fast alle Jahre lückig werdender Baum, der seine Stelle nicht, oder doch wenigstens nicht lange genug bezahlt, so sind wir ja auch jetzt überhaupt, dank sey es dem Himmel! über diejenigen Zeiten hinweg, wo das Schöne in der Gärtnerey nach tausend Schnörkeleyen, nach dem Zwange und der Gewalt beurtheilt ward, die man der sich selbst nicht überlassenen Natur gethan oder nicht gethan hatte. Man wende mir eben so wenig ein, wir hätten ja dann unsre Spaliere und Rabatten zu Spalieren vergeblich. Es giebt noch immer genug Baumarten, die selbst bey allem Zwange, wodurch wir sie plagen und entkräften, noch immer hart und dauerhaft, selbst gegen alle Winterkälte sind. Dahin gehören die Aepfel-, Birn-, Quitten-, Mispel- und andre Bäume; laßt uns diese an die Spaliere oder in die Zwergfiguren legen, so werden wir da jede dieser Baumarten, so viele Sorten unter sich begreift, gewißlich kein Spalier ledig zu lassen brauchen, zumal die ausländischen Weinstöcke ja auch ans Spalier kommen. Man mache mir auch nicht den Einwurf, es lasse sich solch

ein Strauch nicht gut gegen die Winterkälte und gegen Spätfröste bedecken. Denn erstlich ist er, da er in dieser Art zu wachsen in sich selbst viel robuster und dauerhafter wird, der Verdeckung nicht so sehr benöthigt, zweytens kann er, wenn er an der unschicklichen Lage stehen, folglich der Verdeckung dennoch bedürftig seyn sollte, oder wenn ein außerordentlicher Grad von Kälte diese Verdeckung nöthig machte, recht sehr gut auch als Strauch verdeckt werden, man hänge nur die (oben Febr. 1. beschriebenen) Vorhänge an Säulen oder Pfähle, die man vor dem Baume in die Erde setzt, und an welchen ja die Vorhänge eben also angebracht werden können, wie man solche an den Spaliermauern anbringt.

Man sollte die Pfirsch- und überhaupt alle schwächere, zärtliche Baumarten nicht verpflanzen, (ausgenommen die, welche man auf **Süßpflaumenwildlinge** veredelt hat, als welche das Versetzen, wie alle Pflaumenwurzeln, ohne Schaden ertragen) sondern die Steine (wie ich schon oben bey Erziehung der Apricosenbäumgen aus dem Steine empfahl) gleich auf derjenigen Stelle in die Erde legen, auf der die aus diesen Steinen aufgehenden Stämmgen **vor immer** seyn, folglich leben und sterben sollen. Das Versetzen der Pfirschbäume fällt der Pfirschwurzel allerdings

auf, behindert den Fortwuchs des Bäumgens und die gesunde Dauer desselben.

Wenn man edle Pfirschsorten auf solche Apricosenstämmgen, die man aus dem Steine zog, veredelt, so tragen dergleichen Pfirschbäumgen nach einigen Jahren ganz außerordentlich delicate und vortrefliche Pfirschen. Dergleichen Bäumgen sind freylich eben nicht dauerhaft, sondern um so viel schwächlicher, da sich in ihnen zwey schwächliche Baumarten in Eins vereinigen, oder gatten, wenn man sie inzwischen nur mit der Verpflanzung, ingleichen mit allem gezwungenen Zuge verschont, auch die Steine gleich an der rechten Lage gesteckt hat, wenigstens, wenn solches nicht geschehen, doch jedes Jahr durch Verdeckung hilft, so wird man ihrer doch gar sehr genießen können.

31) **Quittenbaum**, Pyrus Cydonia.

Die Art diesen Baum — von dem wir 3 Hauptsorten haben, nehmlich die **Aepfelquitten**, deren Frucht mehr rund, als länglich, die **Birnquitten**, deren Frucht mehr länglich, als rund, und die **Portugiesischen Quitten**, deren Frucht die edelste, größte und schmackhafteste ist — fortzupflanzen und zu vermehren ist dreyfach. 1) **Durch die Kerne.** Man läßt im Herbste einige Quitten so lange am Baume hangen, bis sie überreif sind und

von selbst abfallen, oder bis es frieren will (denn Fröste sind diesen Früchten schädlich); die aus dergleichen Früchten herausgenommenen Kerne hebt man, wenn man sie nicht noch gleich vor Eintritt der Zuwinterung steckt, am sichersten bis zum März auf, und dann werden sie, wie Aepfel- oder Birnenkerne, der Erde anvertraut. In dem ersten Anfange ihres Lebens scheinen mir die Quittenwildlinge nicht weniger empfindlich gegen die Spätfröste zu seyn, als dies (wie ich schon oben bey dem Kirschbaume erinnerte) die jungen Kirschstämmgen sind. Man schütze also in selbigem ersten Frühjahre gleich letztern auch die jungen Quittenwildlinge. Ueberhaupt habe ich angemerkt, und vor mir schon haben es einige Practiker gezeigt, daß der Quittenbaum, selbst in den folgenden und erwachsnen Lebensjahren leicht genug erfrieret. Dies hat mich veranlaßt, ihn bisher immer so gut zu pflanzen, daß die Morgensonne ihn, den Winter und das Frühjahr hindurch, unmöglich treffen konnte. Hievon erlangte ich aufs glücklichste, daß nicht allein kein Reisgen, trotz aller der schrecklichen Winter, die vor einigen Jahren auf einander folgten, bey mir erfroren ist, sondern daß ich auch jedes Jahr schöne Frucht bekam, weil die Quitten weit später ausschlugen, als sie würden ausgeschlagen seyn, woferne man ihnen auch noch die

Morgensonne gegeben hätte. Die aus den Kernen gezognen Quittenbäume würden zwar, glaube ich *), auch ohne veredelt zu werden, eßbare Früchte tragen, zumal ja ohnehin keine Quitte roh gegessen werden kann, bey dem Kochen aber selbst wilde Früchte eßbar werden, nichts desto weniger ist es rathsam, daß man sämtliche Wildlinge (bis irgend auf etliche, die man Versuchs halben unveredelt tragen läßt) veredle. Man bedient sich hiezu des Pfropfens, Oculirens und Copulirens, und ich glaube, es schicke sich zu den Quittenbäumgen dasjenige **Pfropfen** oder **Oculiren unter der Erde** (welches ich oben März 4. ausführlich beschrieb) ganz vorzüglich gut, weil es uns in den Stand setzt, die, gegen die Kälte empfindlichen, Stämmgen gegen Fröste zu beschützen. Eben dieser Empfindlichkeit

*) Zumal es scheint, als sey der Quittenbaum vorzüglich geneigt Spiel- oder neue Abarten hervorzubringen, wenn man ihn aus seinem Saamen erzieht. So oft ich Kerne aus einerley Frucht in einerley Erdreich an einerley Tage steckte, so zeigten doch die daraus aufgehenden Stämmgen in ihrem Aeußerlichen eine sehr verschiedne Gestalt, indem einige außerordentlich fette, breite, ausgezackte (welches letztere sonst gar nicht Quittenart ist) Blätter, andre aber (und diese hätten vermuthlich einstens schlechte Frucht gegeben) kleines, dünnes, wollichtes Laub, auch wohl gar Zweiglein trugen, die nicht viel besser, als Stacheln waren.

halben muß man sich sehr hüten, die im Frühjahre vorzunehmenden Arten der Veredlung nie zu früh, sondern (wie ich auch schon oben bey Beschreibung des Pfropfens und Copulirens weitläuftig gerathen habe) dann erst vorzunehmen, wenn die Zeit vorhanden ist, wo die zu bezweigende Baumart ihrer Natur gemäß, nunmehro würklich ausschlagen und grün werden will. Man veredelt die Quittenstämmgen mit Reisern oder Augen von der portugiesischen großen Quitte, oder auch von andern uns bekannten Aepfel- oder Birnquittenbäumen, von welchen wir wissen, daß sie gern und gute Frucht tragen; diese Veredlung schafft uns den Vortheil, daß die Bäumgen, denen wir sie wiederfahren lassen, ganz gewiß keine andre, als eßbare Frucht liefern, ingleichen daß sie in frühern Jahren schon tragen, in welchen sie, wenn man sie unveredelt ließe, noch nicht zum Tragen schreiten würden. 2) Durch die **Wurzelausläufer.** Erwachsne Quittenstämme treiben deren gemeiniglich mehr, als uns lieb ist, treiben sie aber ja keine, und wir wollten doch schlechterdings dergleichen haben, so darf man es nur so machen, wie es oben März 11. gezeigt ward. Sehr viele Gärtner sind gewaltige Liebhaber dieser Quittenausläufer, weil solche, ihrer Meynung nach, höchst bequem sind, um edle **Birnsorten,** durch die Veredlung,

auf

auf selbige zu bringen. Ich läugne nicht, daß man sich dieser Quittenausläufer zur Fortpflanzung der Birnensorten mit großem Nutzen bedienen könne, nur ist dabey einiges zu bemerken: a) Der Quittenbaum liebt einen mehr feuchten, als saftlosen Boden; auf trocknem Lande kommt er erbärmlich fort. Wer also Birnbäume auf eine trockne Erdart pflanzen will, der darf ja niemals solche nehmen, die auf Quittenwurzel stehen, denn wie sehr würde letztere, auf einem saftlosen Erdreiche, schmachten, und wie schlecht treibt ein Baum, wenn seine Wurzel schmachtet. Solche Personen also müssen lauter solche Birnstämmgen pflanzen, die nicht auf Quittenwildlinge, sondern auf Birnwildlinge veredelt sind, folglich auf Birnwurzel stehen. b) Die Früchte von Birnstämmen, die auf Quittenwurzel stehen, werden trockner und griesigter, als sie auszufallen pflegen, wenn sie auf Birnwurzel stehen. Hieraus sieht man, daß man keine andern, als solche Birnensorten auf Quitten impfen sollte, die überflüßig saftig sind. Birnensorten, welche schon an und vor sich selbst etwas vest, grtesigt und trocken sind, würden also auf Quittenwurzel noch trockner und vester, folglich sehr schlecht und unschmackhaft werden. 3) Durch die Zweige. Man schneide im Frühjahr, bevor die Zweige ausschlagen, (vielleicht auch noch, wenn sie be-

reits so eben ausgeschlagen sind) Quittenäste, die irgend eine Elle lang, und wenigstens eines starken Fingers dick sind, ab, (die, welche dünner sind, sollen nicht gut anschlagen, wormit meine bisherigen Erfahrungen übereinstimmen) stelle sie auf 24 Stunden lang in frisches Wasser, und setze dann selbige auf ein rigoltes, recht lockres Land dergestalt ein, daß nicht mehr, als das dritte Theil ihrer Länge über der Erde zu sehen sey. Das obere Ende muß mit Baumwachs beklebt werden, und an dem untern muß man sich in Acht nehmen, daß nicht im Einsetzen von selbigem die Rinde losgehe. Am besten ists sie einzuschlämmen, weil sie da nicht hohl in der Erde zu stehen kommen, sondern Gegentheils das Land recht an sie anschließt, auch gleich diejenige Fruchtung bekommt, die das Anwurzeln befördern soll, und die, so lange bis letzteres erfolgt ist, ununterbrochen unterhalten werden muß, der Platz, auf welchem man diese Zweige steckt, darf die Morgensonne nicht haben. Ein einziger Spätfrost ist im Stande, ganze Hunderte von Schnittlingen ums Leben zu bringen. Geht alles glücklich, so wird man nach wenig Wochen die Schnittlinge über und über ausschlagen sehen. Sobald sie ausgeschlagen sind, muß man oben das Baumwachs visitiren, damit man sehe, ob die mit diesem Wachse bedeckte Stelle auch würklich

verwachsen und zuheilen wolle, oder nicht. Will sie es, so hält man sie noch länger verklebt, will sie es aber nicht, und das Holz wird vielmehr oben saftlos und trocken, so geduldet man sich, bis unten die ausschlagenden Augen im vollen Austriebe sind. Sobald würkliche Zweige aus diesen Augen entstehen, so schneidet man dann das ganze Obertheil solch eines Schnittlings bis dicht über einem solchen jungen Zweige hinweg, hierdurch kommt das ganze Obertheil (dessen Ende nicht zuheilen wollte, weil noch nicht Saft genug in den Schnittlingen war, als welche damals noch zu wenig Wurzeln hatten, um vielen Saft herbey ziehen zu können) vollkommen hinweg und nun verwächst der neue, tieffere Schnitt, wenn er mit Baumwachse verklebt gehalten wird, in gar kurzer Zeit. Um die Erde, um solche Schnittlinge herum, bey guter Fruchtung zu erhalten, muß man sie mit reiner Spreu (die keinen Unkrautssaamen in sich hält) oder mit zerpülverten Pferdäpfeln belegen oder überstreuen. Solch ein Beet kann da, weder von der Sonne ausgesogen, noch auch, wenn es von rauher Luft von einander springt oder aufreißt, durch die Winde ausgezehrt werden, folglich erhält sich die Feuchtung.

Der Quittenbaum kommt, obgedachtermaßen, bloß in einem sehr feuchten Bo-

den fort. Wer ihn aber dennoch auf trocknen, sandigen, und hitzigen Lande pflanzen und erziehen wollte, der veredle ihn auf Birnstämmgen, die man aus den Kernen gezogen hat; dann steht der Quittenbaum auf Birnwurzel und letztere verträgt sich schon eher mit einem dürren Boden.

32) Rosenapfelstrauch.

Siehe Hanbutten oder Hanbuttenrose.

33) Schlehenbaum, Prunus insititia.

Die Früchte, welche auch Krieken, ingleichen Haberschlehen, nicht weniger zahme Schlehen genannt werden, sind reichlich noch einmal so groß als die gemeinen wilden Schlehen, die der Schlee- oder Schwarzdorn (Prunus spinosa) trägt. Sie sind den Pflaumen als deren Abart sie sind, höchst ähnlich, so wie auch überhaupt der Schlehenbaum in allen Dingen einerley Erziehung und Pflege mit dem Pflaumenbaume gemein hat. Der Geschmack der Früchte ist nicht so angenehm, als bey den eigentlichen Pflaumen, doch sind diese Schlehen um deswillen geachtet, weil sie zeitiger, als die Pflaumen, reif werden. Eben um dieser frühern Reife willen heißen die Schlehen an manchen Orten Augustpflaumen.

Die

Die Blätter dieses Baums sind ovaler, als die von unserm gemeinen Pflaumenbaum, unten wollig anzufühlen. An den Zweigen stehen einige einzelne Stacheln, die Früchte sind nicht länglich, wie unsre Pflaumen, sondern kugelförmig, wie unsre Roßpflaumen und Spillinge *). Man hat von diesen Schlehen zwey Abarten, eine mit rothblauer Frucht, die andre aber mit weißgelber.

Man kann die Schlehenbäume auf ihre eignen Kernstämme ingleichen auf junge Pflaumenwildlinge veredeln und solchergestalt fortpflanzen.

34) Stachelbeerstrauch, Ribes groſſularia.

Von seiner Erziehung und Pflege habe ich nichts weiter zu erinnern, weil er in allen Dingen wie der Johannisbeerstrauch gehalten wird.

35) Der Weinstock, Vitis vinifera.

Er muß, (zumal wenn es ausländische Sorte, die schwer und langsam zu reifen pflegt **), wäre) an diejenige Gartenstelle

*) Die Roßpflaumen und Spillinge sind beydes Pflaumenabarten von kugelförmiger Gestalt und früher Reife, die erstern sehen in der Reifung blau wie unsre Pflaumen, die Spillinge hingegen sehen dann wachsgelb aus.

**) Der würdige Verfasser des Oekonomischen Portefeuille, sagt auf der 101sten Seite des er:

stelle gepflanzt werden, die wo möglich den ganzen Tag über des Sonnenscheins genießt, folglich an die allerwärmste Lage. Was seine Cultur und Behandlung anbetrifft, so ist sie bereits oben, im Werke selbst, in verschiedenen einzelnen Artikeln ausführlich abgehandelt worden.

36) Welscher Nußbaum, Juglans regia.

Dieser treffliche Baum wird eigentlich bloß durch seine Früchte fortgepflanzt. Man steckt nehmlich solche welsche Nüsse, welche recht lange am Baume gesessen, folglich alle mögliche Vollkommenheit erlangt haben. Die Zeit zu diesem Stecken ist der October oder November, bis daß es zuwintert. Man muß sie so tief stecken, daß sie, wenn das Löchlein wieder zugefüllt worden, gerade zwey gute Querfinger dick Erdreich über sich haben.

Auch ersten Bandes, daß wenn man Weinstöcke mit Salpeter düngte (welches entweder dadurch geschehen kann, daß man jährlich einige Hände voll Salpeter statt Mistes untergräbt, oder auch dadurch, daß man einen Guß macht, indem man den Salpeter in Wasser zerfließen läßt und dieses Wasser als Mistguß gebraucht) so reiffen die Weintrauben viel williger und wohl 3 Wochen früher, als sie ausserdem thun würden. Der ganze Aufsatz, in welchem dieser Rath mit vorkommt, ist sehr practisch. Der Faule aber überschlägt dergleichen Lehren.

Auch im Frühjahre kann man Nüsse stecken; welches aber eigentlich nur zur Probe und Curiosität dient; man macht da (nehmlich wenn man im Frühlinge stecken will) alle Schaalen, selbst die 2te hölzerne, herab, also, daß mittelst aller Behutsamkeit der bloße eigentliche Kern nach seiner ganzen Grösse und in sein weißgelbes Häutgen gehüllt, heraus kommt, welchen Kern man einige Stunden lang einweicht und hierauf steckt, da er denn sehr bald aufgeht *).

Niemals sollte man die welschen Nüsse in die Baumschulen stecken, denn 1) pflegen die jungen Nußbäume mit ihren Wurzeln stark

*) Schon oben (März 8.) habe ich von den Nutzen der Einweichung (in Salpeterwasser zumal) ausführlich gesprochen. Hier erinnere ich davon aber noch dies. Nie stecke man einen gequellten Saamen zeitig im Jahre in den kalten, freyen Erdboden. Er kann ohne Wärme ohnmöglich aufgehen, sondern geräth durch das Einweichen, so lange der Erdboden noch nicht von der Wärme der Jahrszeit belebt ist, um so viel gewisser in Fäulniß und Verderben. Das Säen solcher gequellter Saamen ist demnach in hiesigen kältern Gegenden bloß vom April an oder noch besser im May mit Nutzen zu gebrauchen. Hier verschafft es uns, da sich nun Nässe und Wärme, als die beyden Hauptmittel zur Beförderung des Hervorkeimens, aufs glücklichste gatten, ein verwunderungswürdig beschleunigtes Aufgehen der Gesäme.

stark um sich zu greiffen, zugleich auch mit ihrem breiten Laube die benachbarten Stämmgen von andrer Baumart zu überschatten, also daß sie letztern von oben und untenher schädlich sind, und dieselben verdämpfen.

2) Würde uns auch dies Stecken nöthigen, die jungen Nußstämmgen, da sie doch nicht in der Baumschule stehen bleiben können, nach Verlauf einiger Jahre auszuheben und an solche Orte hinzupflanzen, auf welchen sie leben, tragen und sterben sollen. Nun aber kenne ich kaum eine Art der Obstbäume, der alle Verpflanzung so gewaltig schlecht bekommt, als dem welschen Nußbaume. Nicht allein dasjenige, bey allen Baumarten verwerfliche, Versetzen, bey welchen man diejenigen Regeln ausser Augen setzt, die ich oben Octob. 2. gesammelt habe, gedeyht den Nußbäumen zum Tode, sondern sie schmachten auch selbst bey einem vollkommen regelmäßigen Versetzen ganz augenscheinlich. Schon mehrmalen habe ich in gegenwärtigem Anhange angemerkt, daß freylich allen in unserm Himmelsstriche gegen die Kälte empfindlichen Baum- und Gewächsarten durch die Verpflanzung in der That sehr wehe geschieht, bey dem Nußbaume aber insonderheit giebt vielleicht die sehr seltsame, innwendige Bildung seines Holz- und Markgewebes in den jungen Zweigen, den Grund zu seiner vorzüglich hef-

tigen

tigen Abneigung gegen alles Versetzen. Man nutze diesen Erfahrungsmäßigen Rath und stecke alle Nüsse, aus welchen man welsche Nußbäume erziehen will, gleich auf denjenigen Stellen in die Erde, auf welchen diese Bäume vom ersten Jahre ihres Lebens an, bis zu dem letzten stehen bleiben sollen. Wie dieses zu machen, davon ist bereits beym Apricosenbaume gehandelt. Es sollten aber diese dem Nußbaume bestimmte Stellen nicht in den Baumgärten befindlich seyn (denn, wie ich schon zu Eingang sagte, der Nußbaum verdämpft alle Obstbäume) sondern auswendig herum, ingleichen vor den Höfen, an den Feldgraben, auf den Reenen zwischen den Aeckern und an den Feldwegen und Strassen. Auf solche Plätze schickt sich dieser Baum um so viel eher, da ihn die Haasen nicht anzufressen pflegen, weil seine Rinde herb und bitter ist. Auch von Raupen leidet er nicht leicht, weil nur wenige, und seltne Raupenarten sind, die von ihm sich ernähren. Da der Nußbaum auf einem guten Boden gewaltig groß zu werden pflegt, so dürfen sie nie zu nahe beysammen stehen; zum wenigsten zwanzig Ellen Zwischenraum muß allemal zwischen zweyen Stämmen gefunden werden.

Einige, welche es recht gut einsehen, daß alles Versetztwerden dem Nußbaume gar elend bekommt, behaupten, es sey gleichwohl

nicht zu vermeiden; man müsse ihn nichts desto weniger versetzen, um ihm die Pfahlwurzel zu nehmen, welche man bekanntlich gerne den Obstbaumarten benimmt. Allein zu geschweigen, daß es nicht einmal so schlechterdings nothwendig ist, zur Unterdrückung einer Pfahlwurzel den Baum ausheben zu müssen *), so glaube ich doch auch noch überdies, daß allen gegen unsre Winterkälte empfind-

*) Man kann ja so gar einem solchen Baume, der gar nicht ausgehoben noch verpflanzt wird, die Pfahlwurzel vertreiben, wenn man, um Beyspiels halben bey den Nußbaume stehen zu bleiben, auf derjenigen Stelle, auf die man eine welsche Nuß stecken will, ein zwey Fuß (1 Elle) tiefes auch hübsch weites Loch macht, solches unten mit Schutt und Steinen bis irgend zur Hälfte heran ausfüllt, zu oberst aber durch gute Erde vollends voll macht, in welche Erde dann die welsche Nuß gesteckt wird. Wächst nun einst der aus letzterer aufgehende Baum mit seiner Pfahlwurzel hinab, so trifft er auf den Schutt, und dieses nöthiget seine Pfahlwurzel von dem senkrechten Wuchse, nach der Tieffe hinab, abzugehen und sich seitwärts oder horizontal zu ziehen. Hier haben wir ja also die Pfahlwurzel geändert, ohne den Baum auszuheben und ohne diese Wurzel selbst zu verschneiden. Freylich hat man das bey Apfel- und Birnbäumen kürzer, denn diesen schadet die Verpflanzung nicht, und bey selbiger können wir die Pfahlwurzel kürzen, wie es oben October 1 gelehrt ward.

pfindlichen Baumarten die Pfahlwurzel nöthig ist, weil sie sehr tief geht, folglich am wenigsten erfrieren kann. Ich würde deshalben nie rathen, an dergleichen empfindlichen Baumarten die Pfahlwurzel wegzunehmen.

Die aus den Kernen gezognen Bäumgen, tragen selbst unveredelt, eben so gut Früchte, als der Baum, von dem sie abstammen, trug, nur muß man die Nüsse nicht auf ein hungriges Land gesteckt haben, denn auf einem solchen arten sie aus und bringen dann einst kleinere, schlechte Frucht. Nichts desto weniger kann man, um aufs vollkommenste versichert zu seyn, daß die aus den Nüssen gezognen Bäumgen zuverläßig edle Frucht tragen, dieselben durch irgend eine Veredlungsart bezweigen. Vornehmlich ist es jedem zu rathen, daß wenn er unter mehrern erwachsnen Nußbäumen auch einen solchen bemerkt, welcher etwas später, als die übrigem austreibt, oder grün wird, er von selbigen viele seiner jungen Kernstämmgen bezweige, folglich selbigen so häufig, als er kann, fortpflanze. Hierdurch bekommt er nehmlich lauter spättreibende Nußbäume, welche deswegen viel vorzügliches haben, weil ihnen nicht leicht in ihren, so spät eintretenden Trieb kalte Witterung oder Spätfröste einzufallen

pflegen, folglich viel wahrscheinlicher ist, daß man alljährlich Frucht erhalten werde. Je früher aber alle gegen die Kälte empfindliche Bäume im Frühjahre austreiben, um desto heftiger erfrieren sie, wenn ihnen dann noch Spätfröste über den Hals kommen.

Eben dieses Erfrieren der welschen Nußbäume, über welches so viele klagen, zu verhüten, wäre wahrhaftig so schwer nicht. Man dürfte nur Sorge tragen, daß keiner dieser Bäume in einer warmen, dumpfigen Lage stünde. Die Gärtner nennen solch einen Stand: das **Liegen in der Geduld**; es bewürkt aber solch eine Lage dies, daß der Baum früher austreibt, als er, wenn er auf einer freyen, uneingesperrten offnen Lage stünde, thun würde. Wie gefährlich solch ein früher Austrieb sey, ist nur so eben erklärt worden. Lediglich die Morgensonne muß von diesen Bäumen ausgeschlossen seyn, (weil selbige das Erfrieren so gewaltig befördert) im übrigen aber mag Sonne, Luft und Wind sie auf allen Seiten treffen, es wird den Bäumen keinen Schaden thun.

37) **Wiepenstrauch, wilder Rosenstrauch.**

Sind Beynamen der Hanbutten.

38)

38) Zellernußstrauch.

Eine vorzügliche Abart der Haselnüsse.

39) Zieserlein.

Ein Beyname des Corneliuskirschbaums.

40) Zwetschgenbaum.

Ein Beyname des Pflaumenbaumes.

Vierter Anhang.

Ueber die Behandlung des Obstes.

Man erlaube mir, daß ich hier bloß bey dem bleibe, was eigentlich dem Obstgärtner zu wissen nöthig ist, und daß ich alles vermeiden darf, was mich über die Grenzen meines eigentlichen Endzwecks hinaus führen mögte. Wollte ich die gewaltig vielen nützlichen Dinge, die man über Anwendung und Gebrauch der Obstarten, ingleichen über die so mannigfaltigen Zubereitungen vortragen kann, durch welche man alles Obst auf hundertfache Weise zu benutzen im Stande ist, abhandeln, so würde ich wahrhaftig von meinem eigentlichen Zwecke abweichen, und ein Koch- Conditor- oder Haushaltungs- und Tischbuch schreiben *); demnach bleibe ich lediglich dabey stehen, zu zeigen, wie muß der Baumgärtner das Obst, das er erbauet, behandeln, damit es

*) Wer über Benutzung und mannigfaltige Anwendung der Obstarten etwas recht practisches und zugleich sehr vollständiges lesen will, der nutze des so verdienstvollen Schriftstellers, Herrn Pastor Germershausens, herausgegebene Hausmutter, von welchem herrlichen Buche bereits die 3te Auflage ans Licht getreten ist.

es delicat, auch, wenn es Dauerobst wäre, vollkommen haltbar sey. Hat ein Gärtner hievon keine Einsicht, so wird er lange nicht den Nutzen von seinem erzielten Obste ziehen, den er sonst nothwendig erlangen müßte.

Alles Obst reift entweder vor dem Eintritte Septembers, oder nach dessen Ankunft. Im ersten Falle wird es Sommer- im zweyten aber Winterobst genannt.

Erst ein paar Worte vom Sommerobste: Wenn eine solche Obstart reif werden will, und es herrscht gerade eine gar zu dürre und schmachtende Witterung, so überspritze man die Cronen der mit diesem Sommerobste besetzten Bäume mit frischem Wasser. Diese Durchfeuchtung der Crone ist unglaublich würksam zur Stärkung und Erfrischung des ganzen Baumes, und wenn man, so lange solch eine Witterung anhält, jeden Abend nach Sonnenuntergang gedachtes Ueberspritzen vornimmt, so erfrischen sich die Bäume davon noch besser und lebendiger, als wenn man den Erdboden, in welchem ihre Wurzeln stehen, begossen hätte. Dieses Ueberspritzen kann an Zwergbäumen sehr leicht, mittelst eines Sprengwisches oder Strohpinsels, den man in Wasser taucht, vorgenommen werden; an hochstämmigen Bäumen würde es schon ungleich mehr Bemühung verursachen, wiewohl auch dazu anjetzo in Engelland eigene Hand-

sprützen gefertiget werden, welche die Sache gewaltig erleichtern, und die ja wohl in Zukunft auch in Teutschland werden bekannter werden. — Alles Sommerobst muß gleich am frühen Morgen, wenn so eben erst der Thau weggetrocknet ist, von den Bäumen gepflückt, und so ins kühle hingestellt, oder sogleich zum Verspeisen aufgetragen werden. Bricht man es später, nehmlich am Tage, bey währender Sonnenhitze, so hat dann das Obst nicht halb den geistigen, kühlen und delicaten Geschmack, den es, wenn es in der Frühe gepflückt wird, zu zeigen pflegt.

Unter dem Winterobste versteht man diejenigen Apfel- und Birnsorten, welche in unserm Himmelsstriche unmöglich so lange auf den Bäumen gelassen werden können, bis sie reif geworden sind, und welche man vielmehr, weil die einbrechenden Fröste ihren Untergang verursachen würden, schon dann abnimmt, wenn die herbstliche Witterung winterhaft werden will. Das zu dieser Zeit abgenommene Obst kann keineswegs reif genannt werden, weil es noch hart ist, man nennt es dahero: zeitig.

Bey dem Winterobste haben wir Rücksicht zu nehmen, 1) auf die Zeit des Abpflückens. Man lasse dies Obst so lange, als es, nach der jedesmaligen Jahreswitterung erlaubt seyn will, an dem Baume hängen.

Fröste

Fröste dürfen nicht einbrechen, denn diese verderben uns das Obst; so lange aber diese noch nicht eintreten, kann das Obst ruhig hängen bleiben, und sollte auch darüber der Ausgang des Octobers herbeykommen. 2) Auf die Abpflückung selbst. Sie muß jedesmal an einem trocknen, gelinden Tage, am liebsten um Mittagszeit, wo das Wetter am trockensten und gelindesten ist, geschehen. Jede Frucht muß mit ihrem ganzen Stiele sauber abgebrochen werden, dieses Abpflücken muß mit der Hand geschehen. An Zwergbäumen ist es sehr leicht auszuführen, auf hochstämmigen hingegen macht es mehr Mühe, weil man mit einem Korbe hinaufklettern und in der Crone herumkriechen muß. Es wäre sehr zu wünschen, daß man eine bequeme Maschiene erfinden mögte, mittelst deren man, ohne auf den Baum steigen zu müssen, dessen Früchte herablangen könnte, wie man die Raupennester herablangt. Man hat zwar schon dergleichen Werkzeuge, die man Obstbrecher nennt, allein diese elenden Dinger müßten gewaltig verbessert werden, denn gemeiniglich zerbrechen sie den Ast, von welchem sie doch nur die Früchte herabholen sollten; auch stürzt gemeiniglich das Obst, welches gebrochen wird, aus der Cronenhöhe herab auf die Erde, welches den nächsten Grund zu seinem Verderben giebt. Einige schütteln das

Winterobst von den Bäumen herab. Auch dieses Verfahren ist schlechterdings verwerflich, denn im Fallen verletzt es sich gewaltig. Die Erfahrung bestätigt es jedem, der es nur einigermaßen beobachten will, ganz augenscheinlich, daß kein Obst durch den Winter zu dauern und vor der Fäulniß gesichert zu seyn vermag, woferne es nicht mit der äußersten Vorsicht vor allem Herabfallen und vor allen Stößen verwahrt wird. Auf derjenigen Stelle, auf welcher eine vom Baume (oder auch vom Tische, aus dem Korbe, oder aus der Hand) fallende Frucht die Erde berührt, auf eben dieser Stelle entsteht nach wenig Wochen ein Faulfleck; diese Fäulniß frißt, wenn auch gleich die Frucht noch nicht einmal reif ist, wie der Krebs um sich herum, und dann sind wir genöthigt um solcher Flecke willen die schönsten Früchte vor die Schweine zu werfen, da sie doch, wenn wir sie nur nie hätten auf die Erde fallen lassen, auf das glücklichste gedauert, und allmählig die glücklichste Reifung erlangt haben würden. 3) Auf die Art der Aufbewahrung. Sobald das Obst gepflückt ist, legt man es ganz sauber, und ohne alles Stoßen und Drücken in Körbe, und schafft es in eine ungeheitzte Stube oder Kammer. In selbiger setzt man es auf Haufen, (der Fußboden kann mit Sande überstreut seyn, damit die untersten Früchte weich liegen)

liegen) indem man immer ein Stück neben und über das andre stellt, bis ein breiter und hoher Haufen, oder mehrere solcher Haufen daraus entstehn. Vierzehn Tage bis drey Wochen lang bleibt dies so liegen, alsdann aber haben sie genug auf einander geschwitzt, deshalben nimmt man nun jede Frucht einzeln von dem Haufen weg, wischt sie mit einem reinen Tuche rings herum ab, läßt sie zwey Tage lang aus einander gestellt vollends ganz abtrocknen, wickelt drauf jede Frucht in reines Maculaturpapier ein, und füllt damit eine Kiste, welche also gemacht seyn muß, daß, wenn man sie durch ihren Deckel verschließt, nicht die mindeste Luft von außen in den Kasten eindringen könne. Denn je weniger Luft zu dem eingepackten Obste gelangen kann, desto länger hält es sich, also daß man es ohne Bedenken bis in den nächsten Sommer conserviren kann. Eine solche Obstkiste muß den ganzen Winter hindurch an einem solchen Orte erhalten werden, an welchem es niemals friert, an welchem aber auch gleichwohl keine mehrere Wärme herrscht, als nur so viel, als so eben nöthig ist, das Gefrieren abzuhalten. Sonst pflegen auch viele, wenn sie das Obst in Kisten einpacken, selbiges mit Werg (vom Flachse) mit Stroh, mit Kleyen, oder mit auf dem Ofen ausgedorrten Moose einzufuttern und zu umgeben. Die Kleyen und das

Moos

Moos sind hierzu sehr brauchbar, das Werg und Stroh hingegen verdienen keine Empfehlung, denn beyde geben einen eigenthümlichen Geruch von sich, der sich ins Obst zieht, und der dann sehr unangenehm ist. Rathsam ist es, eine solche Obstkiste vom December an aller vier Wochen einmal zu eröffnen, jede Frucht anzusehen, und dabey in neues Papier einzuschlagen. Diese monathliche Eröffnung (nach welcher aber jedesmal die Kiste wiederum aufs vesteste zu verschließen ist) hat die Absicht, nachzusehen, ob nicht etwa unter so vielen Früchten irgend eine anbrüchig oder faul geworden sey. Findet man letzteres, so muß solch eine Frucht so fort weggeworfen werden, damit sie die übrigen nicht auch anstecke.

Hier muß ich noch beyläufig eine Warnung anbringen, diese nehmlich. Man halte sich niemalen wohnhaft in solchen Kammern auf, in welchen zu selbiger Zeit gerade der Vorrath des aufgeschütteten Winterobsts befindlich ist, am allerwenigsten wähle man solch eine Kammer zur Schlafstelle. Denn wir wissen es heut zu Tage mit voller Zuverläßigkeit, daß die Ausdünstungen aller aus dem Pflanzenreiche genommenen Dinge (z. B. Blumen, Wurzeln, Früchte, große Zweige, dergleichen man leider noch an vielen Orten zu Pfingsten von den Birken (Mayen) abhaut,

und

und so in die Stuben setzt) in einem eingesperrten Raum, dergleichen ja doch eine Kammer ist, der Gesundheit äußerst nachtheilig seyn, ja den Tod erregen können. Man sollte dahero nichts von Pflanzen in seinem Wohnzimmer, am wenigsten aber in seinem Schlafgemache dulden, es wäre denn den Tag über, wo die Luft, durch unterweilige Eröffnung der Thüren oder Fenster dann und wann gereinigt wird. Wer hierüber ein mehreres nachlesen, und zugleich untersuchen will, wie dieses nur gesagte mit der Behauptung, daß die Pflanzen doch auch ganz ausnehmend viel zur Reinigung und Verbesserung der Luft beytragen, übereinstimme, der lese des vortreflichen D. Ingenhouß Versuche mit Pflanzen. Leipzig 1780.

Wie aus den Aepfeln der Apfelwein oder Cyder zu machen sey, würde hier sehr weitläuftig zu erzählen fallen, und die Materie gehört auch nicht hieher, sondern in die Haushaltungsbücher. Wer die beste Kenntniß davon erlangen will, der lese darüber den 4ten Theil der Germershausischen Hausmutter, und den 3ten Jahrgang des Hirschfeldischen Gartencalenders, welcher aufs Jahr 1784 gerichtet war. —

Bey allen nun folgenden Obstbaumgeschlechtern will ich nun bloß solcher Benutzungen der Früchte oder auch der andern Baumtheile.

theile gedenken, die den meisten Wirthschaftenden insgemein zu wenig bekannt sind, gleichwohl aber merklich zur höhern Benutzung der Obstbäume führen. Vom Roh verspeisen, Kochen, Backen, und Einmachen der Früchte sage ich hier also nichts. Der schädlichen Würkungen aber werde ich, soweit selbige minder bekannt sind, ebenfalls gedenken.

Apricosen.

Die Kerne in den Früchten sind theils bitter, theils süße. Die süßen werden wie Mandeln gespeist, die bittern werden zur Bereitung eines geistigen Getränks genutzt, welches unter dem Nahmen *Ratafia* allen Freunden guter Liqueurs rühmlichst bekannt ist. Aus den äußern harten Schaalen der Apricosen läßt sich, wenn man sie calcinirt oder brennt, eine trefliche schwarze Mahlerfarbe gewinnen. Vermischt man letztere mit etwas fein geschabter Kreide, so hat man daran eine sehr gute graue Farbe.

Corneliuskirsche.

Die unreifen grünen Früchte können, wenn sie mit gewürzhaften Kräutern (vornehmlich mit Lorbeerblättern und Fenchel) in Salzwasser eingelegt worden, wie Oliven gegessen werden. Die reifen macht man mit Zucker oder Honig ein, oder gebraucht sie zu Gallerten, und bereitet auch durch Gährung einen Wein aus denselben. Wie die jungen

Blät-

Blätter dieses Strauches zu nützen, ist schon im vorigen Anhange gezeigt. Reif und frisch genossen sind die Früchte verstopfend. Legt man sie obgedachtermaßen grün und unreif als Oliven ein, so geschehe solches nur nie in einem metallnen, noch auch innwendig verglasurten Gefäße *).

Feigen.

Unreife Feigen sind (wie die meisten aus Stengeln oder Blättern Milch gebende Pflanzentheile und Pflanzen) für die menschliche Gesundheit ein wahres Gift, dessen Würkung noch viel offenbarer und heftiger ist, als die schädliche Würkung alles sonstigen unreifen Obstes.

Flieder oder gemeiner Hollunder.

Von seinen Beeren sterben die Hühner. Der Gebrauch der jungen Sprossen und Blätter

*) Nie sollten wir eine einzige Art von Speise oder Getränk in einem Gefässe bereiten, geschweige denn stehen lassen und aufheben, welches von Metall, oder zwar von Thon, aber doch innwendig verglasurt wäre. Das Kupfer hegt wahre Gifttheile, das Zinn ebenfalls, weil zu allem Zinne Bley gemischt wird, welches letztere Gifttheile bey sich führt. Die Glasur in allen unsern Koch- und Küchentöpfen ist eben so schädlich, denn sie besteht aus Bleykalk und Kieselerde. Ersterer ist ein Gift. — Die Policey jeden Orts sollte diese wichtigen Materien durch öffentliche Anschläge gemeinnützig machen.

ter dieses Strauches, da man sie als ein purgierendes Mittel wie Spinat gekocht ißt, erfordert Vorsicht, und für schwache Naturen würkt das Mittel viel zu heftig.

Hanbutten.

Man pflückt sie zu Anfang Octobers, theils auch schon im September, wirft sie in einen Sack und schüttelt sie in letzterm einige Zeitlang tüchtig herum. Hierdurch geht das Haarige der Früchte herab. Sind sie hierauf aufgeschnitten und von Kernen gesäubert, so werden sie bey gelinder Ofenwärme getrocknet, worauf sie sich Jahrelang aufheben lassen. — Die Benutzung der Blätter des Strauchs ist bereits im vorigen Anhange angegeben.

Haselnuß.

Die Hasel- lamperts- Zeller- und Bartnüsse nehme man ja nicht früher, als bis man am Stiele merkt, daß sie die völlige Reife erlangt haben, ab. Geschiehet es früher, so schrumpfen innwendig die eigentlichen Nüsse oder Kerne gewaltig ein, und das öligte in ihnen wird ranzig (übelschmeckend). Nimmt man sie aber allererst dann ab, wenn sie vollkommen reif sind, so kann man sie Jahre lang aufheben, ohne daß sie viel am Geschmacke verloren. In Menge genossen verstopfen sie.

Jo-

Johannisbeeren.

Wie gut und lange sich die an den Sträuchern hängenden Beeren frisch halten, habe ich schon in dem vorigen Anhange gezeigt. Diesen Umstand kann der Baumgärtner nutzen, und sonach diese Früchte zu einer Zeit, wo die meisten andern dieses Obst bereits verthan haben, merklich theurer verkaufen.

Mispeln.

Diese Früchte können unmöglich roh oder frisch vom Baume genossen werden, sondern man läßt sie erst etwas faulig oder teig werden, in welchem Zustande sie, gerade wie die Wilden- oder Holzbirnen allenfalls schmackhaft sind. So lange bis sich die Nachtfröste einstellen wollen, oder bis zu Ausgang Octobers läßt man sie an den Bäumen hängen, dann aber werden sie abgepflückt und in eine Kammer auf untergelegtes reines Stroh hingebreitet, auf welchem sie sich, wenn man sie zumal auch von oben mit Stroh dick überdeckt, binnen etlichen Wochen erliegen: will man, daß sie allererst einige Wochen später hinaus teig werden sollen, so schliesse man nur die äussere Luft, so viel nur immer möglich seyn will, gänzlich von ihnen aus. Hierzu ist es denn besonders dienlich, wenn man sie in einer Kiste schichtweis mit ungestampften

Hirsen einfüttert. Die Körner dieses letztern legen sich dermassen dicht und schliessend übereinander her, daß alsdann die unter und zwischen ihnen liegenden Früchte gar nichts von der äussern Luft empfinden, zumal wenn die Kiste selbst diejenigen Eigenschaften hat, die ich in gegenwärtigem Anhange zur Aufbewahrung des Winterobstes forderte. — In naße Kleyen gelegt, werden die Mispeln schon binnen 14 Tagen teig und eßbar. — Mit Butter, Wein und Zucker gedämpft und so warm angerichtet, schmecken die Mispeln am besten sind auch so am zuträglichsten.

Pflaumen.

Der blaue Dunst, mit welchem gemeiniglich die Früchte überzogen sind, muß vor dem Genuße von selbigen weggewischt werden, weil er der Gesundheit Schaden bringen soll.

Pfirschen.

Aus den Kernen (nicht weniger aus denen von Kirschen und Pflaumen) werden gebrannte Wasser, vorzüglich aber derjenige Liqueur gemacht, der unter den Namen Persico berühmt ist. Die Blätter des Pfirschbaums hat man als Thee gebrauchen wollen. Da sie aber ein solches Dekoct geben, als man auch von dem Kirschlorbeerbaum erhält, letzteres

teres aber etwas giftiges hat, so ist das immer ein gefährliches Theegetränk. Eben so stelle ichs noch dahin, ob derjenige Gebrauch der **Blätter des Mandelbaums**, vermöge dessen man die Milch der Kühe ꝛc. über solchen Blättern abkocht und dadurch der Milch einen angenehmen Geschmack mittheilt, der Gesundheit vollkommen angemessen sey.

Quitten.

Sie müssen zu Ausgang Octobers, oder überhaupt bevor sich die Fröste einstellen von den Bäumen abgenommen werden. Will man sie recht lange aufbewahren, so muß man sie noch ein wenig früher abnehmen und vollkommen eben so behandeln, wie es zu Anfang dieses Anhanges von den Winteräpfeln und Winterbirnen gelehrt ward. Auch im Hirsen (wovon ich nur so eben bey den Mispeln sprach) halten sie sich vortreflich. Geschälte und zerschnittne Quittenscheibgen in das Pflaumenmus $\frac{1}{4}$ Stunde zuvor, ehe man solches vom Feuer nimmt, geworfen, giebt einen auserlesenen Geschmack. — Alle Quitten können nie roh, sondern allein gekocht genossen werden. Sie den Sommer über ebenfalls zu geniessen, muß man sie backen (welken) dann halten sie sich so lange, als alles gebackne Obst. Wo man Verstopfung zu meiden Ursache hat, da meide man die Quitten,

denn sie pflegen selbige zu befördern. — In die Wäsche gelegt, theilen die reifenden Quitten letzterer einen treflichen Geruch mit.

Welsche Nüsse.

Zu Anfang! Octobers wenn die äussere grüne Schaale aufspringt, ists gerade Zeit, die welschen Nüsse, als nunmehro reif, von den Bäumen zu nehmen. Man schüttet sie auf Haufen, wodurch sie ins Schwitzen kommen, und dann die auswendige grüne Schaale viel williger abwerfen, mit welcher, weil sie so gewaltig schwarz färbt, ohnhin Niemand gern zu thun hat. Sobald nun diese äussern weichen Schaalen hinweg genommen sind, packt man alsbald die eigentlichen reinen Nüsse schichtweis mit reinem Sande in einen alten, weitläuftiggeflochtnen und besonders am Boden löchrigen Korb. Dann wird dieser Korb unter freyem Himmel in den Garten hingestellt. Diese Nüsse halten sich in ihrem Sande durch den immer auf sie fallenden Regen und Schnee so herrlich und frisch, daß man den ganzen Winter hindurch und bis zu Ende Merzes (wo selbst sie zu keimen anfangen, oder auswachsen) davon geniessen und sie, wenn man sie aufgemacht, so gut schälen kann, als wären sie frisch vom Baume gebrochen. Nüsse, welche dadurch, daß man sie nicht einschlug, sondern trocken in eine

Kam-

Kammer hinschüttete, bereits innwendig, so sehr ausgedorrt sind, daß man sie nicht mehr schälen kann (in welchem Falle es ein elendes und undienliches Essen ist) behandle man eben so, so werden sie sich aufs neue vortreflich anfrischen. In Halskrankheiten darf man keine Nüsse essen, weil sie solche verschlimmern.

Fünfter Anhang.

Von Anlegung lebendiger Zäune.

Die lebendigen Zäune — welche nach den verschiednen deutschen Provinzen, in welchen man sie anlegt, verschiedentlich benennt werden, nehmlich grüne Hecke, Knick, grüner Hag, Paatwerk, Gehagezaun, lebendige Einbefriedigung — gehören zu den nützlichsten, ökonomischen Erfindungen. Je mehr wir sie anlegen, desto besser vermehrt sich die Menge des im Lande vorhandenen, lebenden Nutzholzes, wogegen das Anlegen todter Zäune zur **Verminderung** des im Lande befindlichen Holzes gereicht.

Nichts desto weniger schicken sich die lebendigen Zäune nicht an **alle und jede** nur denkbare Orte, vielmehr haben zu manchen Behufsarten die todten Zäune würkliche Vorzüge. Wenn man z. B. ein nur kleines Reviergen einzäunen wollte, so wäre ein lebendiger Zaun nicht wohl angewandt, denn eben weil er lebt und wächst, so saugt er das kleine Land, welches er nur umgeben soll, selbst gar merklich aus, und es ist dann nicht viel besser, als hielte man das Land **um des Zaunes willen.** Zudem werden auch lebendige Zäune alljährlich breiter, und so wie sie un-

ter

ter sich, (nehmlich mit den Wurzeln) immer ärger saugen *), eben so nehmen sie auch über der Erde, (nehmlich an den Zweigen) immer mehr an Breite zu, fangen also an immer ärger den Platz dieses ohnehin engen Gärtgens oder Feldstücks zu schmälern und zu überschatten. Um die Gärten herum taugen überhaupt die lebendigen Zäune eigentlich gar nicht, weil sie doch nicht leicht so gewaltig dicht werden, daß nicht Haasen, Hunde, Schweine, Federvieh ꝛc. gar häufig hindurch zu kriechen Gelegenheit fänden, welches ja allemal zum Schaden dessen geschieht, was man in den Gärten gesäet und gepflanzt hat **). Nach meinem Urtheile schicken sich

*) Es gemahnt mich bald, als wenn ein Liebhaber der Blumen, der nur ein ganz kleines Gartenreviergen besitzt, auf selbigem zehnerley Figuren von Buchsbaum anpflanzt. Ists da nicht gerade so, als hätte man zur Absicht, das Land solle ganz und gar nichts weiter, als nur Buchsbaum (der doch hier nur Nebenabsicht seyn soll) tragen. Bleibt wohl auf solchen schmalen Beetgen, die auf allen Seiten mit dem aussaugenden Buxe umpflanzt sind, noch für die angepflanzten Blumen einige Nahrung übrig? Ich sage nein.

**) Auch das ist richtig, daß Gärten, die mit lebendigen Hecken umpflanzt sind, dem Raupenfraße ärger unterworfen sind. Denn in diese Hecken legen ja gewaltige viele Schmetterlinge ihre

um Gärten herum lediglich Mauern, oder, wo diese zu kostbar sind, Erdwände, oder auch gut gemachte todte Zäune. Die lebendigen Hecken hingegen gebühren sich zur Einzäunung solcher Felder, Wiesen, Gehölze und Weinberge, die zu groß sind, als daß man sie, ohne Verschwendung gewaltig vielen Holzes, mit einem todten Zaune einbefriedigen könnte, und welche gerade eine solche Einzäunung haben müssen, die nicht eben undurchdringlich zu seyn braucht, wohl aber gegen den ersten Anlauf des vorbey getriebenen Viehes ꝛc. vollkommen sichert. Auf solchen Plätzen sollte man würklich nichts, als lebendige

ihre Eyer, und diese Eyer lassen sich nirgends schwerer entdecken und finden als eben in den Hecken, in welchen die vielen sich kreuzenden Zweige so viele Verhinderung machen. Die Raupennester kann man zwar, auch aus den Hecken, gar wohl ablesen, aber legen denn alle Schmetterlingsarten ihre Eyer in solche zusammengewickelte Baumblätter, die wir Raupennester nennen? Legen nicht die meisten sie unmittelbar an Zweige und Spalten der Bäume, so daß man ihrer nur mit größter Mühe ansichtig werden kann? Auch die Mäuse pflegen in Gärten, um welche lebendige Zäune gehen, viel ärger zu schaden. Denn unter der Hecke und zwischen ihren Stämmen wird das Land nie umgegraben, folglich legen auch jene Ungeziefer ihre Gänge und Farthen, aus denen sie hier nie gestört werden, daselbst am liebsten an.

dige Zäune pflanzen. Auch an Heerstraßen könnten sie sehr wohl stehen. In Holstein und Mecklenburg, woselbst die sogenannte Koppelwirthschaft *) üblich ist, hat man eine gar bequeme Art mit diesen lebendigen Zäunen zu verfahren. Indem sie z. B. heuer im Herbste das bis dahin als Wiese gelegene Feld mit Wintersaat bestellen, umpflanzen sie es zugleich mit einem lebendigen Zaun. Dieser hat, da das also umpflanzte Land sieben bis neun Jahre lang nach einander als Ackerland behandelt wird, auch eben so lange Zeit heran zu wachsen und groß zu werden, ohne daß ihm das Vieh daran verhinderlich seyn könnte, denn das Vieh würde man ja, um der bestellten Feldfrucht willen, niemalen auf solch einen Acker gehen lassen, wenn er auch gleich nicht eingezäunt und dieser Zaun zu schonen wäre. Auf der auswendigen Seite kann auch kein Vieh heran kommen, denn daselbst zieht man rings um den Zaun einen Graben, der eine starke Elle tief ist. Solchergestalt ist ein solcher neu angepflanzter, junger, lebendiger Zaun auf 7 bis 9

*) Koppelwirthschaft ist diejenige abwechselnde Benutzung der Felder und Aecker, da man sie einige Jahre zum Getreydebau gebraucht, darauf etliche Jahre als Wiese zur Hutung liegen läßt, und dann wiederum zum Getreyde, und so immer von vorn.

Jahre vor allen Beschädigungen durchs Vieh gänzlich sicher, von außen nehmlich schützt ihn der Graben, der zwischen dem Zaune und dem Viehe innen steht, von innen aber schützen die Feldfrüchte oder das Getreyde, denn um dessen willen wird man ja nicht zulassen, daß das Vieh drauf getrieben würde. Sind nun gedachte 7 oder 9 Jahre vorbey, so bringts zwar nunmehro die Idee der Koppelwirthschaft mit sich, daß dasselbe Feld nun nicht länger zum Getreydebau genutzt wird, sondern als Hutungsplatz; folglich wird nunmehro das Vieh nicht länger zurück gehalten, weil aber die Hecke seit ihrer ersten Anpflanzung sieben oder gar neun volle Jahre gehabt hat, und binnen dieser schönen Zeit vollkommen erwachsen ist, so schadet ihrs nunmehro nicht, wenn das auf dieses Grundstück getriebene Vieh sich ihr nähert, und hat man deshalben ganz und gar nicht Ursache besorgt zu seyn *). Ist nun das Land etliche Jahre hindurch als Grasplatz benutzt, so wird es von neuem zum Getreydebau bestimmt, und in eben dem Jahre, in welchem man es nun zu letzterm Endzwecke stürzt und besäet, holzt man

*) Was bedeutets wohl, wenn an einer großen, dicken, vollwüchsigen Hecke das Vieh etwa hie und da ein Reiß abbeißt. Freylich müssen die Hirten ordentliche Leute seyn und größere Beschädigungen nicht zulassen.

man auch gleich die ganze Hecke, oder den ganzen lebendigen Zaun, bis fast auf die Erde herunter völlig ab. Dies verschafft einen excellenten Vorrath von Nutz- und Brennholz, und da der lebendige Zaun nach dieser Abholzung abermals 7 bis 9 Jahre lang völlige Ruhe und Schonung vor dem Viehe genießt, (denn während dieser Zeit wird ja das Feld abermals ganz mit Auftreibung des Viehes verschont, um des Getreydes willen) so kann er binnen dieser Zeit von neuem ausschlagen, und abermals zu derjenigen vollen Größe gelangen, in der er sich befinden muß, woferne nach Verlauf sothaner Jahre dasselbige Koppelstück wiederum als Wiese gebraucht, folglich nun obgedachtermaßen mit dem Viehe betrieben werden soll. So fährt man beständig abwechselnd fort, und ein jeder begreift, daß dies ein vortreffliches Verfahren sey, bey welchem sich immer eins ungemein glücklich ins andre schicken muß, und bey welchem wir im Stande sind uns aller zehn oder zwölf Jahre einmal das ganze Holz des lebendigen Zaunes zur Nutzung zuzueignen.

Bevor ich aber nunmehro zur einzelnen Angabe derjenigen Holzarten, die sich vorzüglich zu lebendigen Zäunen schicken, schreite, will ich erst noch einige allgemeine Regeln voranschicken, die bey allen Hecken, man habe

sie

sie angelegt, aus welchem Holze man wolle, angewendet werden müssen.

Die Stämmgen, welche man zur Hecke pflanzen will, dürfen nicht bereits vorhin einmal von dem Viehe abgebrochen, noch auch mit Fleiß beschneidelt, vielweniger gar schon einmal abgestutzt gewesen seyn, denn solche haben nicht leicht einen guten, gehörigen Unterwuchs. Indem man sie aber so eben zur Hecke einpflanzen will, ist es nothwendig ihnen die Stämmgen selbst dergestalt abzuwerfen, daß sie nicht länger als höchstens einer mäßigen Elle hoch *) über der Erde behalten. Dies Beschneiden muß fein glatt, und mehr platt, als schräg geschehen, damit es zeitig verwachse und zuheile. Auch deswegen schicken sich junge Stämmgen am besten, weil sie hiebey nicht so breite Wunden bekommen, folglich eher verheilen.

Die beste Zeit zur Anpflanzung dieser Zäune ist der October, es geht inzwischen auch in den Frühlingsmonathen an, nur darf da der Boden nicht zu den trocknen und leicht aus-

*) Nähme man Stämmgen, die bereits sehr dick sind, (welches aber eigentlich nicht zu rathen, denn die jungen sind vielmehr hierzu besser) so kann man sie etwas länger lassen, je schwächer und dünner sie hingegen sind, destoweniger braucht man sich ein Bedenken daraus zu machen, sie so tief, als es oben angegeben ist, abzuwerfen.

auszuzehrenden gehören, denn in dergleichen Land muß man schlechterdings im October pflanzen, um dem Gepflanzten die volle Winterfeuchtung zuzuwenden. Nun könnte man aber fragen: Soll denn nur gedachtes Abwerfen der Stämmgen gleich bey der Pflanzung im Herbste geschehen, oder soll man damit bis ins nächste Frühjahr warten, sintemal ich ja oben (März 7.) geäußert habe, daß alles Baumbeschneiden im Herbst mir (wenn die Schnitte zumal so merklich werden, wie hier) schlechterdings naturwidrig scheine, indem nicht eher, als nach mehrern Monathen, nehmlich beym würklichen Ausschlagen und Grünwerden der Bäume, an ein anfangendes Verwachsen dieser Schnitte zu denken ist, weil ja die Säfte im Herbste zurück treten, folglich den Baum verlassen, und darüber seine Wunden auf ihrer Oberfläche dürrholzig werden, welches allemal, wenn es gleich noch gemeiniglich überwächst, zum grossen Schaden und dereinstigem allzufrühen Tode der Bäume oder Stäucher gereicht. Was soll man also thun? Erst im Frühjahre beschneiden, wie ich oben (März 7.) ins Allgemeine bey allem Baumschnitte rieth? Dies würde, so gewiß ich auch sonst noch jetzt dabey bleibe, doch in diesem einzigen Falle, den wir hier vor uns haben, nicht so recht zu rathen seyn. Denn was ist unsre Absicht beym

starken und tiefen Verstutzen der zu Hecken bestimmten Stämmgen? Unmöglich eine andre, als diese, damit selbige **recht tief an der Erde** die ersten Zweige austreiben sollen; denn würde es nicht den größten Uebelstand verursachen und ganz zweckwidrig herauskommen, woferne unsre Hecke **blos oben** Zweige triebe, unten aber, nehmlich zunächst über der Erde, kahl und zweiglos, folglich offen da stünde. Diejenigen Augen nun, welche nach obigem starken und tiefen Verstutzen auf den Stämmgen übrig gelassen sind, und aus welchen nun eben die tiefen Zweige zunächst an der Erde hervorkommen sollen, würden, woferne man nicht so kurz verstutzt hätte, keineswegs ausgeschlagen seyn, noch ausgetrieben haben, denn die meisten Bäume und Sträucher wachsen immer aus dem **jüngsten** Holze fort, nicht aber aus dem **mehrjährigen** Stammholze. Um nun eben diese mehrjährigen, so zu sagen verschlossenen und zum Austreiben an sich selbst ungeneigten Augen in dem Stamme zu dem Ausschlagen geschickt zu machen, ist es, glaube ich, allerdings nöthig, ihnen mehr Zeit dazu einzuräumen; ich glaube deshalben, daß solche, wenn die Stämme allererst im Frühjahre verstutzt würden, nicht gehörig vorbereitet würden, daß folglich wenigstens einige Augen in jedem verkürzten Stamme im Austriebe zurückbleiben wür-

würden, weil die den Frühjahrsschnitt sofort begleitende Wärme den Baumsaft übereilt, also daß er sich geschwind in einige Augen, die ihm allenfalls den wenigsten Widerstand thun und noch am wenigsten verschlossen, folglich nach oben hinaus stehend sind, ergießt. Beschnitte man dergleichen Stämme hingegen im Herbste, so hätte der Baumsaft ungleich längere Zeit, um durch seinen ganz allmähligen Herbenfluß alle in dem Stamme vorhandene Augen zu eröffnen und aus ihnen zu treiben, folglich selbst die Tiefe dieser Stämmgen mit recht häufigen Zweigen zu besetzen. Wenn demnach bey diesen Heckenstämmgen das Verstutzen im Herbste rathsam scheint, so fragt sichs nur noch: Kann man denn den Nachtheil, welchen es oberwähntermassen bringt, indem es die Oberfläche der Wunden oder Schnitte dürrholzig macht, nicht abwenden und verhüten? Ich antworte, Ja; man darf nur Herbst- und Frühjahrsschnitt mit einander vereinigen, das heist, beym Herbstschnitte an jedem zu verstutzenden Stamme über jedem Auge, über welchem verstutzt werden soll, ungefähr eines Viertelzolls dick Holz stehen lassen. Dies ist eigentlich gegen alle Regel, denn letzterer nach muß ja (siehe März 7.) allemal **dicht über** einem Auge beschnitten, folglich über demselben **ganz und gar** kein Holzsturzel stehen gelassen werden, allein

wir

wir wollen auch keinen solchen Sturzel länger, als bis zum Frühjahrsschnitte stehen lassen; kommt nun zu letzterm die Zeit, dann müssen wir uns wieder zu unsrer im vorigen Herbste gepflanzten und verstutzten Hecke verfügen, und an jedem Stämmgen $\frac{1}{4}$ Zoll, oder kurz um so viel tiefer herab stutzen, daß der Schnitt regelmäßig wird, folglich mit seiner Fläche das öberste stehen bleibende Auge dicht, wie es seyn soll, über ihm liegend berührt. Hierdurch kommt ja die den Winter hindurch dürrholzig gewordne Oberfläche jedes im Herbste gemachten Schnittes hinweg, eine saftige grüne Oberfläche kommt hingegen empor und verwächst (woferne man zumal stärkere Schnitte mit Baumwachs verklebt) gar bald und glücklich, ohne im Verwachsen dürres Holz mit in sich hinein zu nehmen.

Eine andre Haupt- und allgemeine Regel bey allen Heckenpflanzungen ist diese: man pflanze lauter Stämmgen, die eine möglichst egale Dicke haben. Nichts kann thörigter seyn, als wenn man dicke Stämmgen, und auch wieder solche, die noch dünn, und mehr Ruthen, als Stämmgen, zu nennen sind, durch einander anpflanzt. Letztere werden fast allemal von erstern unterdrückt und überwachsen, behelfen sich daher jämmerlich und gehen gar balde ganz ein, worüber die besten Hecken in kurzem lückig und unbrauchbar werden. Wie

kann

kann es auch anders seyn? Rauben nicht die derben, dicken Wurzeln stärkerer Stämmgen den kleinern Wurzeln der schwächern alle Nahrung vor dem Maule hinweg? —

Ein andrer Hauptfehler bey Anpflanzung aller Hecken ist der; man pflanzt gewöhnlich die Stämmgen allzu dicht an einander. Gemeiniglich glaubt man, je dichter man pflanze, desto dichter werde auch die Hecke. Dies ist aber nicht andem, denn das allzu dichte Pflanzen macht, daß immer ein Stämmgen das andre zu tode drängt, folglich entstehen dann Lücken, welches ja das Gegentheil einer dichten Hecke dargiebt. Wie weit sollen denn nun also die Stämmgen auseinander stehen? Eine Elle weit aus einander, ist meine Antwort, ausgenommen wenn die Hecke von solchen Baum- und Sträucherarten gepflanzt ist, die niemals sehr hoch und stark wachsen, z. B. Schwarzdorn und andre dornigte Heckensträucher. Von solchen setzt man die Stämmgen nicht weiter, als $\frac{1}{2}$ Elle auseinander. Sind dann nur alle Stämmgen an sich selbst recht gesund und frisch, so werden sie nicht allein glücklich anschlagen, sondern auch gar bald so frisch und freudig austreiben, daß man in Kurzem eine wohlbestandne, dichte Hecke ohne Lücken erlangt haben wird. Ueberhaupt kommt zum Wohlstande einer Hecke alles darauf an, daß die Stämmgen recht

gesund und unverletzt (ohne dürres Holz, ohne Brand- und andre dergleichen Schandflecke) sind, und daß vornehmlich ihre Wurzeln sich unter solchen Umständen befinden, in welchen es ihnen wohl geht. Zu diesem Endzweck gehört denn 1) daß sie ganz unbeschädigt und unverkürzt aus der Erde ihrer vorigen Stelle ausgehoben und auf der neuen eingepflanzt werden. (Wie viel auf ganze Wurzeln ankomme, ist schon oben, October, gezeigt worden.) 2) Daß die Erde, auf welche man die Heckenstämmgen pflanzt, gehörig locker sey. Man stecke einen Erdstreif ab, der so lang ist, als lang die Hecke laufen soll, und der längsthin in der Breite drey volle Elle hält. Diesen Erdstreif rigole oder wende man so tief als möglich, und dann wird längsthin auf seiner Mitte die Hecke eingepflanzt. Noch mehrere lockere Erde kann man den Hecken verschaffen, wenn man — da doch gemeiniglich auf Einer, wo nicht auf beyden Seiten längst der Hecke ein Graben gezogen wird, der eine gute Elle tief ist, und durch welchen die Hecke obgedachtermaßen gegen den Anlauf der Menschen sowohl als auch des Viehes gesichert wird. — diejenige Erde, durch deren Aushebung solch ein Graben entstand, auf den zur Anpflanzung der Hecke abgesteckten, erwähnten Erdstreif wirft. Diese Aufwerfung geschieht gemeiniglich

schräg,

schräg, nehmlich wie ein Damm oder Wall, oben aber wird die Erde plan und eben gemacht, damit man eine Linie zur Einpflanzung ziehen könne, nicht weniger damit auch das zunächst an den Stämmgen liegende Erdreich (welches, wenn der Wall bis dicht an die Stämmgen hinauf schräg liefe, gar bald vom Regen weggeschwemmt, und folglich die Wurzeln der Hecke entblöst werden würden) vest und ruhig an ihnen liegen bleibe. Die auf solche Weise erhöht nehmlich auf Wällen gepflanzten Hecken geben ein herrliches Ansehn und wachsen vortrefflich. Je feuchter der Boden ist, auf dem wir die Hecke anpflanzen, desto rathsamer ist es, auf nur gedachte Weise zu pflanzen, denn die Erhöhung macht ja, daß die Stämmgen und deren Wurzeln besser ins Trocknere kommen. Auf leichtem, trocknen Lande hingegen ist wohl die flache Pflanzung besser. Die Gräben müssen von Zeit zu Zeit neu gehoben (von neuem ausgeworfen) werden, damit sie stets einerley Tiefe behalten — denn Trotz des Verrasens der Dämme oder Wälle schwemmt doch immer die Regennässe das Erdreich der Wälle in die Gräben herab, wodurch letztere flacher oder mindertief gemacht, folglich unnütz werden, weil dann Menschen und Vieh sich nicht länger vor dem Graben scheuen.

Ein beträchtlicher Fehler bey allen gepflanzten Hecken ist auch dies, wenn man duldet, daß einige unter den Stämmgen hochstämmig in die Höhe wachsen. Manche begehen sogar die Thorheit und pflanzen ausdrücklich hochstämmige Bäume hie und da zwischen die Heckenstämmgen hinein. Die schädliche Folge hievon ist die, daß solche Hochstämme die kleinen Heckenstämme überwachsen und unterdrücken, woraus denn Lücken in der Hecke entstehn. Es muß dahero nicht allein dieser Fehler gänzlich vermieden werden, sondern es muß auch, vornehmlich in den ersten Jahren nach der Anpflanzung, sogar unter den sämtlichen Heckenstämmgen selbst, mit aller Sorgfalt dahin gesehen werden, daß, so viel nur immer möglich, kein Stämmgen das andre zu merklich überwachse oder verdämpfe. Allein wie sollte man denn dieses Ueberwachsen, wenn man es nun hier und da in der Hecke bemerkte, aufzuhalten und zu vermindern im Stande seyn? Ich antwortete: durch mehrere Verflechtung, Krümmung und Niederbeugung der hauptsächlichsten Aeste des überwachsenden Stämmgens. Schon oben (nehmlich März 7.) zeigte ich, wie bald die hierdurch eingeschränkten Aeste in ihrem vorigen frechen Wuchse aufhören, und wie sehr gewinnen folglich dargegen die Zweige des benachbarten Stämmgens,

gens, die nun, da ihr unterdrückender Nachbar gedemüthiget ist, auf einmal frey fortwachsen können.

Fragt man nun: Wie oft kann man eine Hecke abholzen? so ist die schon oben bey der Kuppelwirthschaft berührte Antwort: Aller 8 Jahre einmal. Die Abholzung geschieht bis so tief an die Erde herab, daß nur noch die eines schwachen Fußes ($\frac{1}{2}$ Elle) langen Sturzel über der Erde stehen bleiben. Hiebey muß ich aber noch dies erinnern, daß dieses ganz allein von den Laubheckenhölzern gilt, denn die immergrünen oder Nadelheckenhölzer dürfen gar nicht so abgeholzt werden, weil sie nicht gern von unten neu ausschlagen, auch viel Zeit und längere Jahre erfordern, bevor sie wiederum recht groß werden können. Solche Hecken werden also bloß mit der Gartenscheere beschoren, nicht aber ordentlich abgeholzt. Auch die Obsthecken werden nicht abgeholzt, weil man von ihnen Früchte verlangen kann.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, müssen wir nun auch zu den besondern übergehn, und zuerst fragen: Welche Bäume und Sträucher schicken sich am besten zu Hecken? Diese Frage ist sehr erheblich; denn nicht selten sieht man Hecken von solchen Holzarten anlegen, in deren Wesen es liegt, daß sie dazu gar nicht taugen. Wie kann man

folglich von solchen Pflanzungen etwas erwünschtes erwarten?

Alle Holzarten, welche die Art an sich haben, daß sie lieber niedrig und strauchartig wachsen, als sich in hohen Stämmen nach den Wolken zu erheben, taugen sehr gut zu den Hecken, nur müssen sie noch darbey 3 Haupteigenschaften besitzen. **Vors erste** diese, daß sie unsern Himmelsstrich und die Art unsrer Winter glücklich auszuhalten vermögen, folglich nicht weichlich sind. Verschiedne ausländische Hölzer würden köstliche Hecken geben, allein sie sind zu empfindlich gegen unsre Winterkälte, folglich gehen leicht einzelne Stämme, die etwa gerade in der gemachten Pflanzung die schlimmste Lage und Wintermorgensonne haben, oder auch an sich selbst schon kränkeln, zurück, und das giebt uns ja die elendesten, lückigten Hecken. **Vors zweyte**, daß ihr Holz sich beschneiden oder stutzen läßt, ohne davon zurück zu trocknen, das heist, ohne daß dann das stehen gelassene Theil eines verstutzten Zweigs nach der Verstutzung nicht mehr gut wachsen will, sondern dürr wird. Das Verstutzen kann bey den Hecken nicht wohl vermieden werden, denn nicht allein beym Einbinden oder Verflechten der Zweige, welches bey den lebenden Zäunen gewöhnlich ist, fällt es hier und da vor, sondern es ist ja auch das Verstutzen der Hecke

mit

mit der Scheere ein Mittel, sie dichter und zweigigter zu machen, weil, (nach der schon oben März 7. gegebnen Regel) je mehr man schneidet, desto mehr Holz hervortreibt. Vors dritte, daß sie die Art hat, nach dem Abholzen, gern aus den gelassenen Sturzeln wiederum empor zu treiben, und sonach eine neue Hecke zu geben. Diejenigen Holzarten aber, welche nicht allein nach der Abholzung aus dem Stocke selbst neu ausschlagen, sondern gar aus der Wurzel wuchern, taugen eigentlich nicht zu Hecken, denn da keineswegs ihr ganzer Wuchs in die eigentlichen Stämmgen, die man in die Heckenreihe pflanzte, geht, sondern sie auch darneben die vielen Wurzelausläufer zu ernähren haben, so wird solch eine Hecke nicht leicht eine regulaire Dichtigkeit erhalten; auch ist es ärgerlich, wenn, wie doch bey solchen Holzarten gewöhnlich geschieht, noch außer der Heckenreihe und an ihren beyden Seiten die Ausläufer der Wurzeln, so weit sich leztere unter der Erde fortziehn und ausbreiten, über der Erde hervorschießen.

Untauglich, oder doch wenigstens minder gut, sind demnach zu Heckenpflanzungen folgende Holzarten:

Alle Weiden, (Salix).
Pappeln und Espen, (Populus).
wilde saure Kirschbäume, (Prunus Cerasus).

Vogelkirschen, Twieselbeer, (Prun. Padus).
gemeiner Hollunder, (Sambucus nigra).
Schneeballen, Kalinkbeer, (Viburnum Opalus).
Haselnußstrauch, (Corylus Avellana).
Faulbaum, (Rhamnus frangula).
Johannisbeeren, (Ribes rubra).
Spierstaude, auch spanische Weide, (Spiraea Salicifolia).
türkischer Hollunder, (Syringa).
weisser Jesmin, (Philadelphus coronarius).
Hanbutten, (Rosa canina).
Hartriegel, wilder Corneliuskirschbaum, (Cornus sanguinea).
laufende Waldrebe, (Clematis Vitalba).
Geißblatt, (Lonicera Caprifolium).
großer Brombeer, (Rubur fruticosus).

Eingeführt werden jetzt, obwohl nicht alle mit glücklichem Erfolg, die Heckenpflanzungen von folgenden ausländischen Hölzern: Gleditschia triacanthos. Robinia Caragana. Cytisus alpinus. Juniperus virginiana. Cytisus sessilifolius. Barberis canadensis. Ulex europaeus. Cornus foemina, ingleichen einige Arten des Rhamnus.

Die allertauglichsten Heckenhölzer sind bis jetzt folgende: Einige Obstbaumarten. Ferner nachstehende, von welchen diejenigen,

jenigen, welche immergrün sind, mit größerer Schrift gedruckt stehen.

Rothbuche, (Fagus sylvatica).
Hayn- oder Weißbuche, (Carpinus betulus).
Rüster, Ulme, Yper, (Ulmus campestris).
Eiche, (Quercus robur).
Linden, (Tiliae).
Maulbeer, (Mori).
Taxus, (Taxus baccata *).
Wacholder, (Juniperus communis).

Stechpalm, (Ilex aquifolium). Reinweide oder Beinholz, (Liguſtrum vulgare). Weißdorn, (Crataegus Oxyacantha). Spindelbaum, (Eronymus europaeus **). Sauer-

*) Der Saft in den Blättern und Früchten dieses Baums ist für Menschen und für die meisten Arten der Thiere wohl allerdings ein tödliches Gift, wenn gleich andre es noch bestreiten. Sogar der Geruch des Taxus verursacht manchen Personen Kopfweh und Ueblichkeit. Sonst ist das auch häßlich an dem Taxus, daß, vermuthlich um seiner giftigen Eigenschaft willen, die größten und abscheulichsten Arten von Spinnen sehr häufig zwischen seinen Zweigen anspinnen.

**) Der Saft dieses hübschen Strauches und seiner Früchte wird für Menschen schädlich gehalten. Wenn man von solchen Sträuchern

dorn, (Berberis vulgar.). Sadebaum, (Juniperus sabina). Ahorn, (Acer pseudoplatanus). Eller, (Betula alnus). Kiefer, (Pinus sylvestris). wilde Kastanien, (Aesculus hippocastanum). wilder Oelbaum oder Oleaster, (Elaeagnus angustifolia). Birke, (Betula alba). Creutzdorn, (Rhamnus catharcticus). Ferner noch Carpinus virginiana, Carpinus orientalis, Lonicera Xylosteum, Lonicera tatarica, und Lonicera coerulea.

Es würde unnöthig seyn, wenn ich nun von jeder dieser vielen Holzarten ausführlich und einzeln angeben wollte, wie man sie zu Hecken anpflanzen müsse. Zeige ich es dahero nur von einigen der erheblichsten Arten, so kann dann ein denkender Leser schon gar leicht von dannen auf die übrigen Arten schließen.

1) Obst-

oder Bäumen, die in diesem Stücke verdächtig oder gar entschieden schädlich sind, das Holz verbrennen will, so geschehe es nur niemals neben denen an diesem Feuer stehenden Kochtöpfen; die Erfahrung lehrt, daß sich die giftigen Dämpfe, die sich im Brennen aus solchen Hölzern ziehen, den Speisen in den Töpfen mittheilen. Eben so wurden Speisen vergiftet, als man sie bey einem, an sich ganz unschädlichen, allein vorhin mit einer giftigen Mahlerfarbe (z. B. Grünspan) angestrichen gewesenen Holze (von einer zerfallnen Kutsche z. B.) kochte.

1) **Obsthecken.** Daß so viele glauben, es taugten gar keine Arten der Obstbäume zu Hecken, hat wohl hauptsächlich den Grund, daß man Stämmgen von solchen Obstarten zu Hecken pflanzte, die eigentlich gar nicht dazu taugen, ingleichen darinnen, daß man sie ungeschickt, d. h. mit Hintansetzung der vorhin gegebnen allgemeinen Regeln, pflanzte, und daß man sie auch wohl zu Schanden schnitt.

Diese 3 Fehler zu verbessern darf man nur, was nehmlich den ersten betrift, folgendes beobachten. Die allerwenigsten Obstarten schicken sich zu Hecken. Blos einige Aepfelsorten und dann auch die Pflaumen- und Quittenstämme verschaffen uns gute Hecken. Welches sind aber diese Sorten des Apfels? Es sind nachstehende: Taubenapfel oder Pigeon, (gesprochen: Pischong, der Ton auf der letzten Sylbe) Goldpepin, (gespr. Goldpeppäng, Ton auf der letzten) Reinette, (gesprochen: Ränett), rothe Sommercalville, Augustapfel, Passe pomme rouge, (gesprochen: Paß pomm ruhsch). Wenn diese gedachten Aepfelarten, ingleichen die aus den Steinen gezognen Pflaumen-, nicht weniger die Quittenbäumgen zu einer Hecke eingepflanzt werden sollen, so müssen die Stämmgen einer schwachen Elle hoch über der Erde abgestutzt werden; übrigens muß man bey

der

der Pflanzung alles das beobachten, was schon vorhin im Allgemeinen ausführlich anempfohlen worden ist. Was aber den richtigen Schnitt der Obsthecken anbetrifft, so habe ich ihn weiter oben (März 7.) aufs ausführlichste beschrieben.

Beobachtet man alles das, was ich hier von den Obsthecken angegeben habe, so wird man wahrhaftig seine Freude an ihnen erleben. Ich selbst bin verschiedne Jahre lang, bevor ich mich von selbigem Orte wegbegab, in dem Besitze verschiedner Obsthecken gewesen, welche vortreflich dicht waren und einen außerordentlich herrlichen Anblick gewährten. Sie trugen mir, jemehr ich sie, als sie nun schon groß genug waren, mit allem Verschneiden fast ganz und gar verschonte, sehr häufige und trefliche Früchte. Ich versäumte aber auch in keinem einzigen Herbste die Erde längst an ihnen weg umstürzen zu lassen, (damit sie die schätzbare Winterfeuchtung in sich bekäme) auch diese Erde, wenigstens aller zwey Jahre einmal, wacker zu bedüngen.

Wer aber freylich auch von andern Obstbaumarten Hecken anlegen wollte, der dürfte sich nicht wundern, woferne sie sehr schlecht geriethen, und weder Nutzen, noch auch einen schönen Anblick gewährten.

2) **Birkenhecken** *), und zwar auf Dämme oder Wälle gepflanzt, dergleichen in Westphalen zu sehen sind. Die ganze Breite des Wallfußes bis am Graben stecke man den Arbeitern mit Linien zu 6 Schuh, und die untere Breite des Walles selbst von 5 Schuhen ab; ferner die obere Breite des Walles von 4 Schuh, und stecke die Höhe des Walles in einer Höhe von 4 Schuhen mit Stäben ab. Der Wall muß oben 4 Schuh und unten 5 Schuh Breite haben, weil er unten auf jeder Seite ½ Schuh zur Böschung herausgerückt wird, und müssen die Arbeiter nach dieser Böschung die Wasen (Rasentafeln, Soden) aufsetzen, damit sie vester zusammenschließen, hernach wird mit einer Linie die obere Breite des Grabens von 4 Schuh und die untere Breite desselben von 3 Schuh

*) Nachfolgendes ist aus derjenigen Anweisung genommen, welche im verwichnen Jahre von der Königl. Churfürstl. Cammer zu Hannover bekannt gemacht ward, und welche von Anlegung guter Hecken und Feldsteinmauern handelt. Ich finde diese Anweisung ungemein practisch und zweckmäßig, sie stimmt mit den schriftlichen Aufzeichnungen, welche ich mir, lange vorhero schon, über diesen Gegenstand gemacht hatte, beynahe in allen Stücken überein, und es ist Pflicht, die menschenfreundliche Absicht des preiswürdigen Collegii, welches selbige bekannt gemacht hat, so viel man vermag, zu befördern.

3 Schuh, weil der Graben von oben schräg nach unten zu laufen muß, abgestochen. Die perpendiculaire Tiefe des Grabens ist 2 Schuh. Wenn der Graben abgestochen ist, sticht man die Wasen 1 Schuh (ins Gevierte) breit und ¾ Schuh tief nach der Reihe aus dem Graben, oder wo sie sonst zu finden. Diese Rasen werden verkehrt (die Grasseite nach unten) an die Linie, welche den Abstand des Grabens vom Walle 1 Schuh breit bezeichnet, dicht an einander auf beyden Seiten zugleich gelegt, mit der Fläche des Spatens gleich und eben geschlagen, und der Zwischenraum der beyden Reihen Wäsen mit Erde aus dem Graben angefüllt und von zwey tüchtigen Arbeitern festgetreten. Ist diese Lage fertig, so fährt man mit der zweyten Lage auf gleiche Weise fort, jedoch so, daß ein Wasen zwey andre, der vorherigen Reihe, verbindet. Sechs Lagen werden die Höhe des Walles von 4 Schuhen ausmachen. Hat man in der Nähe etwas bessere Erde, als den bloßen Sand, so bringt man solche gern auf die Höhe des Walles, um den jungen Birken gute Nahrung zu geben. Die Wasen legt man etwas höher, als die darzwischen liegende Erde, damit bey einem Regen das Wasser nicht so leicht abfließe und mehr Feuchtigkeit zurückbleibe. Ist der Wall so weit fertig, so schlägt man die Wasen auf beyden Seiten

mit

mit dem Spaten nochmals veste und macht sie damit gänzlich eben. Die Wasen, die man aus dem Graben sticht, wie auch die lose Erde aus dem Graben, reicht nicht zu zum Walle, es muß also das noch erforderliche anderwärts, wo man es nehmen kann, genommen werden. Am besten setzt man einen solchen Wall vom Herbste an, durch den Winter über bis zum Frühjahre, und bepflanzt ihn sofort mit dreyjährigen Birken, weil alsdann die Erde oder der Sand noch Feuchtigkeit hat und die Birken folglich williger anschlagen. Die Birken pflanzt man darauf, ehe der Saft eintritt und sich beweget, sonst bluten sie leicht von der geringsten Verletzung, und da es zu kostbar fiele, bey so vielen Stämmgen Baumwachs gebrauchen zu wollen, so erschöpfen sie ihren Saft.

Man pflanzt die Birkensetzlinge auf dem Walle in zwey Reihen, jeden Setzling nicht näher als anderthalb Fuß, besser aber eine volle Elle von dem nächsten abstehend. Die Setzlinge der einen Reihe müssen, gegen die von der andern, ins quincunx stehen, nehmlich also:

a) o o o o (a
b) o o o o (b

aa ist die erste Reihe, bb die zweyte, und ein Setzling in bb steht allemal zwischen zwey Setzlingen von aa. Jede Reihe muß 1 Fuß

von

von der Kante oder äußersten Seite des Walles abstehen, und auch völlig eben so weit von der nächsten oder zweyten Reihe. Die Birkensetzlinge müssen, so viel möglich, glatt und von geradem Schusse seyn, keine Sturzeln von verbrochenen oder verschnittenen Aesten, dagegen aber gute Wurzeln und ein frisches Aussehen haben. Man muß sie ohnverweilt einpflanzen, und nicht erst eine Zeitlang ausser der Erde an der Luft liegen lassen; hierauf kommt sehr viel an. Der Fuß des Walles wird, auf dem Abstande desselben vom Graben, mit trocknem oder grünem Schwarzdorn besteckt, und dadurch der Anlauf der Schaafe verhütet. In der Grafschaft Hoya giebt man 9 gute Groschen (nach Kreutzergelde 27 Kreutzer) für jede Ruthe eines solchen zu verfertigenden Walles, ferner 1 Gr. 4 Pf. (oder 4 Kreutzer) für das Bepflanzen jeder solchen Ruthe mit den Birkensetzlingen. Müssen letztere sehr weit hergetragen werden, so giebt man verhältnißmäßig mehr. Sechs Pfennige werden dann noch gegeben für jede Ruthe, selbige mit Dornen, die herbey geführt werden müssen, und die in einer Entfernung von 1 Fuß längst neben einander eingestochen werden, zu bestecken. Haben die Birken ein oder zwey Jahre lang gestanden und einen starken Anwuchs erreicht, so knickt man sie ein, d. h. man hauet die stärksten Stämme

unten

unten über der Wurzel ab, hauet aber die übrigen Loden zum Theil bis an der Mitte mit einem Beile ein, biegt sie sodann zur Erde, bevestigt sie auch wohl mit einem darzu geschnittenen Haken, oder bedeckt sie nur in der Mitte mit einem Erdschollen, daß sie über der Erde nach der Länge des Grabens liegen bleiben und die Spitzen hervorragen. Wo der Schnitt geschieht, wird eine umgekehrte Erdscholle übergedeckt, damit die Sonne nicht in die Wunde scheint. Dieses Knicken muß geschehen wenn das Laub anfängt auszuschlagen, geschieht es früher, so verbluten sich die jungen Birken. Die an den niedergebogenen Stämmen befindlichen Reiser, wie auch die neu austreibenden gehn gerade über sich, so daß der ganze Wall mit einer vesten grünen Hecke bekleidet wird. Die niedergebognen Stämme hindern, daß kein Vieh überspringen kann. Wenn in einem solchen einmal angelegten Walle eine Ecke nachzupflanzen wäre, so gräbt man die innwendige Erde ein bis zwey Schuhe tief aus, und füllt sie mit frischer Erde an, außerdem pflegen sie durchaus nicht zu wurzeln, wenn sie gleich sonst selbst im trockensten Sande recht leicht fortkommen. Ein guter Haushalter kann solch einen Birkenwall in vier- bis sechsjährige Gehaue theilen, jedes Jahr einen Theil im Frühlinge abholzen, (abtreiben) und als-

dann, wo es fehlen sollte, wieder Stangen einknicken. Ein mit Birken bepflanzter solcher Erdwall ist eine standhafte und wehrhafte Befriedigung um Gärten, Wiesen, Felder und Gehölze, sie giebt den Besitzern ein Jahr ums andre gutes Besenreisig, ums vierte Jahr gar schon brauchbare Faschinen, (Wellen, Reißbündel) und ums 6te Jahr (d. h. wenn man das Holz sechs Jahre nach einander mit der Abholzung verschont) Brennholz zur Feuerung, wenigstens in den Backofen.

3) **Weiß- oder Mehldornhecken.** Man zieht die jungen Pflanzen selbst, indem man nehmlich die völlig reifen und bereits schwärzlich gewordnen Beeren sammelt, diese vergräbt man, mit Holzasche vermischt, zwey Schuh tief in die Erde, bedeckt, wie einige wollen, den Ort wider den Frost im Winter mit Stroh und Miste, und läßt sie ungestört so bis auf das zweyte Frühjahr liegen, da man sie denn herausholt und ordentlich aussäet. Oder noch besser reinigt man die gesammelten Kerne durch Reiben und Abwaschen von den Früchten, vermischt sie hernach auf der Stelle mit nassem Sande, thut sie in einen irrdenen Topf, verwahrt diesen den folgenden Winter hindurch bey einem warmen Ofen, besprengt, um die Kerne feucht zu erhalten, den Sand von Zeit zu Zeit mit Wasser und säet sie im nächsten Frühjahre. Man

säet

säet die Kerne 2 Zoll tief, entweder gleich an die Stelle, wo die Hecke stehen soll, oder auf besondere Felder. Im ersten Falle muß die Heckenlinie zwey Schuh breit, und wenigstens eben so tief umgegraben oder rajolt, und in gar magern Boden mit etwas besserer Erde oder vermoderten Miste verbessert werden. Zur Ersparung der vieljährigen Befriedigung dieser gesäeten Hecken und deren mühsamer Ausgätung säet man lieber die Kerne auf besondre Felder in Reihen, und versetzt hernach die daselbst gezognen Pflanzen, wenn sie etwa so dick als ein Finger sind, anders wohin. Das Jäten dieser Felder zu erleichtern oder zu ersparen, schüttet man, sobald die Pflanzen einige Zoll lang aus der Erde gewachsen sind, an dieselbe und auf den übrigen leeren Raum ein paar Zoll hoch vermodertes Laub aus den Wäldern, alte Holzerde, Sägespähne oder Gerberlohe, wodurch das Unkraut unterdrückt und das Wachsthum der Pflanzen beträchtlich befördert wird. Sind die Pflanzen so dick, als ein Finger, so versetzt man sie im Herbste oder auch allenfalls im März (im mittelmäßigen Boden 1 Schuh weit, in gar magern Lande etwas näher) an die Heckenstelle in gerader Linie nach der Schnur, und schneidet sie dabey also ab, daß nur höchstens 5 Zoll hoch über der Erde stehen bleiben, damit sie stark von unten aus-

treiben. Die Erde an der Heckenstelle muß man vorhero durch ein recht tiefes Umgraben, und, in einem hungrigen Lande, durch vorherige Verbesserung desselben mittelst alten vermoderten Mistes, beschicken. Die ohnverweilt gesetzten, und, in Ermangelung des Regens, eingeschlämmten Pflanzen muß man auch vor dem Vieh befriedigen und von Zeit zu Zeit ausjäten, welche letztere Arbeit sehr erleichtert wird, wenn man sie auf beyden Seiten mit einem der vorbenannten Mittel (die das Unkraut unterdrücken, den Boden aber zugleich bedüngen) beschüttet. Wenn die Pflanzen (bey deren Einpflanzung alle diejenigen Vortheile und Regeln beobachtet werden müssen, von denen ich oben, October 2., gezeigt habe, daß sie, bey Verpflanzung aller Baum- und Sträucherarten, höchst nützlich und würksam sind) in den folgenden zwey Jahren junge Schossen von anderthalb oder zwey Ellen lang treiben, so flicht man diese creutzweis durch einander, und verbinder sie in solcher Verflechtung mit Weidenruthen, oder alten Hopfenranken, oder auch mit nassen Strohbändern *). Wo sie, wegen ihrer Schwä-

*) Ein Strohband heißt eine Zahl von 4, 6 bis ohngefähr 20 zu gleicher Zeit in die Hand gefaßten Strohhalmen, die man in Wasser einweicht, um daraus etwas ähnliches von einem Stricke

Schwäche und Kürze nicht gut zu verbinden sind, steckt man einen Stock ein, und hefftet beydes an einander mittelst Weidenruthen ꝛc. Ein darneben zur mehrern Beschützung laufender Gatterzaun von todtem Holze ist wohl zu entbehren. Die übrigen bey der Durchbindung der Hecke erforderlichen Handgriffe lernt man sehr leicht von geschickten Zaunbindern (Hagemachern, Heckenbindern). Beym Binden und fernern Warten der Hecke beobachtet man folgende Regeln: Ehe die Hecke ihre völlige Höhe erreicht hat, stutze man die Spitzen der Reiser keineswegs ab. Die zur Seite der Hecke gerade herauswachsenden Reiser schneide man, dicht am Stamme, weg. Die gerade aufschiessenden Schossen, die den übrigen den Saft entziehen, biegt man zur Seite, oder nimmt sie gar weg, wenn an der Stelle Reiser genug vorhanden sind. Es schadet nicht, wenn auch die Reiser beym Durchflechten etwas einknicken. Ehe die Hecke völlig im Stande ist, brauche man niemals an ihr die Hag- oder Heckenscheere. Nach dem ersten Durchflechten bleibt die Hecke ein Jahr lang ungerührt, und wird mit Nachflechtung unterhalten. Hat sie dann noch nicht die erforderliche Höhe, in der man

Stricke zu drehen. Je dicker das ist, was man anbinden will, desto mehrere Strohhalme nimmt man in solch ein Band.

sie doch zu haben wünschte, so wiederhole man die Arbeit nach 2 Jahren. Es ist besser, die Spitzen der Reiser auch alsdann noch, wenn die Hecke schon hoch genug (d. h. 2 volle Ellen hoch) ist, keineswegs wegzuschneiden, sondern sie unter sich gebogen einzuflechten, oder unterzustecken. Wollte man die Reiser an ihren Spitzen verstutzen, so würden sie desto schärfer wachsen, folglich würde dann die Hecke oben gewaltig dick und waldig, unten aber bliebe sie dünner, da dies doch lieber umgekehrt stehen sollte. Hat aber die Hecke nun schon die volle Höhe erreicht, und hat man bis dahin alle Reiserspitzen untergesteckt, und alle Lücken durch Herüberflechten der nächststehenden Reiser gestopft, so gebrauche man von da die Heckenscheere, und halte mittelst ihrer die Hecke in Gestalt und Ordnung. Ein Graben oder ein todter Zaun neben dem lebendigen laufend müssen letztern gegen das Vieh beschützen. Ists ein todter Zaun, so darf er nur nicht zu hoch seyn, sonst raubt er der Hecke, die er beschützen soll, Luft und Sonne. Die wohlfeilste todte Bezäunung macht man mit Schwarzdornreisig, welche man anderthalb Fuß, oder auch 1 Elle vor der Hecke heraus, 1 Fuß weit aus einander, schräg in die Erde steckt, durchflicht, und mit Banden von Weidenruthen oder nassem Stroh an einander bindet, auch, zur mehrern

Beve-

Bevestigung, aller 4 Ellen einmal, einen Pfahl einschlägt und den Schwarzdorn dran bindet. Hat man kein Schwarzdornreisig, so kann man Weißdorn nehmen, oder man setzt, in vorbemerkter Weite vor der Hecke heraus, dünne Pfähle oder Zaunstecken so weit aus einander, daß kein Schaaf oder Schwein durchkriechen kann, und flicht sie schichtweis mit Weiden oder andern Reisig durch, damit sie nicht aus einander weichen können.

Die von Weißdorn gezognen Hecken sind wohl ohnstreitig für unsre Fluren die allervortreflichsten, sie erwachsen geschwind und sehr dicht, nur muß der Boden nicht zu den allzunassen gehören, wenigstens muß man vor der Pflanzung der zu vielen Nässe einen Abzug gemacht, und hierdurch das Land in mehrere Güte versetzet haben.

4) **Haselhecken.** Der Haselnußstrauch kommt leichtlich in jedem Erdreiche fort, er wächst schnell und stark, giebt alsobald eine Befriedigung, und nach wenig Jahren einen guten Vorrath von Brennholz. Hat man keine jungen aus Saamen gezogene Pflanzen, (welches doch, bey allen zu Hecken bestimmten Holzarten, das allerbeste ist) so nimmt man Ausläufer von den alten Stöcken *),

*) Solche Ausläufer muß man, wenn man sie ja aus den Wäldern zu holen genöthigt wäre, nur

wenig:

schneidet die Wurzel an der Stelle, wo sie vom Mutterstamme abgestoßen ist, mit einem Messer eben, pflanzt sie in der zur Hecke gezeichneten oder abgesteckten Linie, nach Beschaffenheit der Stämme und des Erdreichs, einen halben bis höchstens einen ganzen Schuh weit von einander, und schneidet sie zwey bis drey Zoll weit über der Erde ab, da denn sie schon im ersten Jahre mehrere junge Schüsse austreiben. Die so gepflanzte Hecke hat viele Vorzüge vor einer aus ganzen alten Stücken gepflanzten, welche nie gleich fortwachsen. Uebrigens gilt auch hier, was die Zubereitung des Landes, Wartung und äußere Einbefriedigung der neugepflanzten Hecke anbetrifft, alles, was davon vorhin bey den Weißdornhecken geäußert worden ist, nur ist zu merken, daß man die Haselhecken weder einflechten, noch beschneiden kann, denn zum Einflechten ist das Holz zu sperrig, spröd und zerbrechlich, zum Verschneiden aber wäre deswegen nicht zu rathen, weil man hier die Absicht, in welcher man Hecken verstutzt, nicht recht erreicht, diese Absicht besteht nehmlich darinnen,

wenigstens von solchen Flecken nehmen wo sie nicht zu gedränge gestanden, sondern etwas Freyheit gehabt haben; denn die, welche gedrängt standen, sind schon halb verdämpft, und treiben immer lieber in die Höhe, als in die Breite.

nen, daß der beschnittene Zweig hinterwärts Zweige austreiben, folglich einen grössern Raum durch diese Seitenäste in der Breite einnehmen soll, beschneidet man aber Haselzweige, so erfolgt dies nicht leicht, sondern der beschnittene Stock schlägt neue Schossen aus der Wurzel; man lasse daher die Ruthen wachsen wie sie wollen; freylich giebt das bey weiten keinen so dichten und trefflichen Zaun, als man durch Schnitt und Verflechtung derjenigen Holzarten, welche beydes vertragen, zu erlangen im Stande ist. Fängt eine Haselhecke unten alt und dürr zu werden an, so hauet man sie mit einem scharfen Instrumente nahe an der Erde rein und ohne Spaltung der Stämme und dicken Ruthen ab, da denn die neu aus der Wurzel treibenden Schossen schon im 2ten Jahre hoch in die Höhe sind, und eine wieder hergestellte Einbefriedigung geben. Findet man dabey, daß einige Stämme in der Reihe ausgegangen, so legt man von dem zunächst dran stehenden einen Zweig mit in die Erde, und befestigt solchen mit einem Haken, da er denn leicht wurzelt und die Lücke füllt. Die Haselhecken wuchern mächtig um sich, pflanzt man sie aber auf Gräben, Aufwürfe oder schmale Wälle, so verhütet man hierdurch dieses Auslaufen gewaltig.

5) Buchen= (Hayn= Hage= Weiß= Rauch= oder Zwergbuchen) Hecken. Diese halten das Vieh nicht leicht vom Eindringen ab, wenn sie nicht (wie oben bey den Birken) auf gute Erdwälle gesetzt und die Zweige durchflochten, oder die Stämme so nahe an einander gepflanzt werden, daß keine Gattung von Vieh durchdringen kann; nur in sehr gutem Erdreiche kann man ohnmöglich so enge pflanzen, im sandigen, magern Boden hingegen (welcher jedoch den Buchen nicht recht wohl bekommt, und lieber mit Birken oder Haseln bepflanzt werden sollte) ist es gar gut auszuführen, weil auf ihm alle Stämmgen schwächer treiben, folglich minder Platz brauchen. Die Stämmgen zur Pflanzung sind entweder aus dem Saamen (den Bucheckern) gezogen, oder es sind Wurzelsprossen. In beyden Fällen muß man sie sehr tief abstutzen, so daß, wenn sie schwach und dünn sind, nichts als etwa 4 Zoll hoch (sind sie hingegen dicker und länger, einige Zolle mehr) über der Erde stehen bleiben, wornach ein tiefer Austrieb vieler Zweiglein und jungen Gereises, das sich dann sehr gut einflechten läßt, zu entstehen pflegt. Die Einpflanzung muß also geschehen, daß kein Stämmgen tiefer gepflanzt wird, als es vorhero gestanden. Die Hainbuchen erheischen einen feuchten, leimigten Boden, daher setzt man in einem trock=

trocknen und sandigen Lande gewöhnlich nur die jungen Stämmgen unabgeschnitten in die Heckenlinie, und beschneidet sie erst vom zweyten Jahre an, auf beyden Seiten etwa 2 Zoll von den Stämmen abstehend, mit der Heckenscheere, da sie denn bald eine grüne Hecke oder Wand bilden; doch ist dabey zu rathen, daß man die jungen Stämme vor deren Einsetzung von allen Seitenzweigen reinige, und die oberste, dünne Spitze wegschneide, damit sie überall gleich ausschlagen und die Zwischenräume ausfüllen. In trocknem Lande setze man die Pflanzen in einige Vertiefung oder Gräbgen, damit die Feuchtigkeit, wenn es regnet, besser zu den Wurzeln geleitet werde. Gut ist es, wenn überhaupt auf solch einem trocknen, und sich deshalben eigentlich gar nicht für die Buchen schickenden Boden der Graben (auf welchem die Heckenlinie laufen und der lebendige Zaun gepflanzet werden soll), ausgehoben und in seiner Tieffe mit feuchten Lehm unterlegt, oben drüber aber die magre Erde, so man aus dem Graben heraus hob, aufgeworfen wird. Dann pflanzt man (wie ich schon oben May 4., wo ich von Pflanzung auf ein dürres Land sprach, zeigte) gewiß weit glücklicher und besser, als außerdem erfolgt.

Die Pflanzung dieser Buchen, die man auch Steinbuchen nennt, geschieht am besten

im Herbst, wie bey fast allen Hölzern, vornehmlich auf einem trocknen Boden, der bey der Frühlingspflanzung von der dabey vorzunehmenden Umarbeitung und Eröffnung nachtheilig austrocknen würde.

Der Schnitt der Buchenhecken geschiehet im Frühjahre, auch wohl noch einmal um Johannis, und wird mit der Gartenscheere vollbracht. Hauptvortheil ist es bey diesen und überhaupt bey allen Heckenhölzern, daß man nie einen Zweig gerade empor treiben läßt, sondern sie insgesamt niederbiegt oder verflicht. Nichts, als der Stamm allein, darf gerade empor wachsen, alle aus ihm treibende Seitenzweige aber müssen gebogen geleitet werden.

6) **Ulmenhecken.** Dieser Baum wird auch Yper, Rüster, ingleichen Ilme genannt. Diese Hecken sehen den Buchenhecken ähnlich. Die Stämmgen werden sowohl aus dem Saamen, (diese sind auch hier die besten, denn die aus der Wildniß geholten sind daselbst mehrentheils in den jungen Jahren an ihren tiefsitzenden Zweigen vom Viehe befressen und zerbrochen worden, oder haben sich selbst gedrängt, welches alles den Nachtheil bringt, daß hernach an allen solchen Hecken der Unterwuchs nichts taugt) als auch durch die Nebensprossen gezogen; letztere häufig zu erziehen pflanze man Ypern krumm in die Erde,

als

als wenn man sie eingeschlagen hätte, doch etwas höher oder seichter. Dann stutze man sie über die Hälfte ab, da sie denn in Menge ausschlagen. Wenn nun dieser junge Wuchs ein Jahr alt ist, so schlägt man diese Sprossen ein, (biegt sie in die Erde ein) worauf sie häufige Wurzeln gewinnen und im folgenden Jahre abgenommen und versetzt werden können. Mist darf nicht in dem Lande seyn, auf welches man sie pflanzt. Der Saame reift im Junius, fällt leicht aus, und wird am besten, gleich sobald er reif worden, gesäet, da denn die Pflänzgen noch im nehmlichen Sommer aufgehen. Stämmgen, welche zwey schwache Ellen hoch sind, lassen sich am besten versetzen, wobey nur ja die Wurzeln verschont werden müssen. Die schmalblättrigen und die nordamericanischen Ulmen sind zu Hecken noch die tauglichsten.

7) **Maulbeerbaum.** Vornehmlich der **weiße.** Er giebt sehr gute Hecken. Die Erziehung aus dem Saamen ist schon oben **im dritten Anhange** bey dem schwarzen Maulbeerbaume ausführlich beschrieben. Daß die Vermehrung auch durch Wurzelausläufer vor sich gehe, ist schon anderwärts zur Gnüge beschrieben. Als Hecke gepflanzt ist das Verfahren eben das, wie bey aller bisher geschilderter vernünftiger Heckenpflanzung.

8) **Lin-**

8) **Lindenbaum.** Er gäbe leidliche Hecken, und man kann gar sehr leicht zu den Stämmgen aus dem Saamen kommen, allein die Stämme werden so dick und knüppelhaft, daß davon die Hecken sehr unscheinbar werden.

9) **Taxus.** Eibenbaum. Man muß die Stämmgen aus denen im Auguste und September reifenden Beeren, die den Saamen enthalten, ziehn. Diese Beeren steckt man gleich in die zur Hecke abgesteckte und gezogene Rille oder Linie, bedeckt sie ein wenig mit Erde, und hat dann Gedult mit ihnen, bis sie aufgehen, welches manchmal im ersten Jahre gar nicht vor sich geht, sondern erst im zweyten erfolgt. Der wilde Taxus, der hin und her in Deutschlands Waldungen wächst, ist der dauerhafteste und beste, denn der in Gärten gewöhnliche italiänische ist empfindlicher und schwächer. Auch durch Zweige, die man abschneidet und einpflanzt, soll sich der Taxus gut fortpflanzen lassen. Von der Vermehrung der Bäume und Sträucher aus Zweigen habe ich sowohl im Werke selbst, (März 12. 16. April 3.) als auch insonderheit noch im dritten Anhange bey dem Corneliusbaume genugsam gehandelt. Der Taxus will sehr vorsichtig versetzt seyn, und pflegt, wenn man nicht alle diejenigen Regeln zu Hülfe nimmt, durch deren Anwendung man

bewür-

bewürken kann, daß ein Baum fast gar nichts von der Versetzung fühlt, (diese Regeln sind im Werke selbst, October 2. angegeben) nach der Umsetzung zurück zu gehen. Beschneiden sollte man ihn weder bey, noch auch zunächst nach der Verpflanzung. Erst nach Verlauf eines seit der Umsetzung verflossenen Jahres kann man ohne Bedenken mit Beschneiden anfangen, denn von da an, wo sie nun schon wieder mit den Wurzeln vest sitzen, ist ihnen das Verstutzen mit der Scheere weiter nicht entgegen. Man hüte sich auch äußerst, keinen Stamm tiefer zu setzen, als er vorhero gestanden, denn auch dieses würde ihm seine Verpflanzung fühlbar und nachtheilig machen. In trockner Zeit muß man es den neu gepflanzten Stämmgen ja nicht am Begießen fehlen lassen; im folgenden Jahre ist dies aber weiter nicht nöthig, weil da die Einwurzelung schon zu Stande ist.

10) Auch von Fichten oder Rothtannen (Pinus Abies) kann man Hecken ziehen. Sie sind immer grün, wie der Taxus; da sie aber nicht dicht genug gegen das Vieh werden, so müssen Graben, die man neben den Hecken laufen läßt, hiebey das beste thun. Bey der Verpflanzung erfordern sie ein eben so sorgfältiges Verfahren, wie der Tax. Man muß Pflanzen erwählen, welche höchstens 2 Ellen hoch und mit schönen tief sitzen-

den

den Nebenzweigen bewachsen, nicht aber schlank in die Höhe gedrängt sind. Ein schlankes Stämmgen taugt vortreflich zum Hochstamme, aber desto schlechter zur Hecke, als zu welcher die tiefen Nebenäste höchst nothwendig sind. Ein Jahr nach der Umpflanzung fängt man mit dem Verschneiden an, welches aber allemal im Herbste geschehen muß, weil, wenn es im Frühjahre, wo der Saft bereits im Gange ist, geschähe, selbiger häufig herausdringen und zu Harze werden würde, wobey sich die Bäume erschöpfen (verbluten). Kein Stamm darf, wenn es eine Hecke geben soll, näher als zwey bis drey gute Fuß an dem nächsten stehen. Die Wurzeln wuchern stark im Lande herum. Das Beschneiden soll, wie andre wollen, um Johannis geschehen.

11) **Sadebaum.** Sevenbaum. Ebenfalls immer grün, sehr tauglich zu Hecken, und durch Saamen sowohl, als durch gesteckte Zweige recht gut fortzupflanzen. Er verträgt den Schnitt, nur muß man die eigentlichen Leiber oder Gipfel der Stämmgen damit verschonen und lediglich die Nebenäste beschneiden, denn die verstutzten Gipfel würden im Wuchse zurückgeworfen werden. Der Baum steht lieber im Schatten, als an der Sonne.

12) Stech-

12) **Stechpalm.** Hülse. Ilex Aquifolium. Er giebt vortrefliche, wehrhafte, immer grüne Hecken, die aber, vornehmlich auf hohen, sehr freyen Lagen in manchen Wintern über und über erfrieren. Dieses Erfrieren bringt inzwischen nicht leicht die Wurzeln ins Verderben, sondern es pflegen vielmehr aus letztern gar bald wieder die schönsten neuen Loden auszutreiben. Man zieht die Stämmgen am besten aus den Beeren. Das schlimmste ist die nachmalige Verpflanzung, denn wenn man diese nicht also einrichtet, daß die Stämmgen davon nicht das allergeringste empfinden, so schlagen sie nicht leicht an. Die Verpflanzung wird, nach der Meinung Einiger Lehrer, am allerbesten im Auguste unternommen, man muß es aber da den gepflanzten Bäumgen weder an Schatten gegen die heisse Sonne, noch auch an steter Befeuchtung ermangeln lassen; letztere zu erhalten, kann man den Erdboden über den Wurzeln auf seiner Oberfläche mit nassem Moos oder reiner Spreu überdecken, und dann die Bedeckung gegen den Sonnenschein allmählig hinwegnehmen, denn wenn sie nur Feuchtung genug haben, so überwältigt die Sonne sie nicht leicht. Unterdessen ists doch gewiß, daß der Stechpalm überhaupt lieber im Schatten und gedeckt, als an der Sonne steht.

13) **Weidenhecken.** Fast alle Weidenarten wachsen an feuchten, niedrigen Stellen, und jedes zur rechten Zeit in die Erde gesteckte Reis wurzelt sehr leicht. Man steckt, um diese Fortpflanzung vorzunehmen, solche junge Weidenstangen, die einen Zoll im Durchmesser halten, sie müssen so tief gesetzt werden, daß von ihrer Länge eines Fußes tief unter die Erde kommt; höchstens zwey Fuß Länge kann über die Erde heraus stehen. Es schicken sich aber die Weiden gar schlecht zu Hecken, denn sie treiben blos schlanke, gerade Gerten, aber keine hinterwärts wachsende oder Seitenäste, auch will ihnen das Durchflechten nicht gut bekommen, indem davon manche Aeste verderben und ausgehn. Am leidlichsten schicken sich noch Salix helix, (Busch- oder Bachweide,) und Salix viminalis, (Korbweide).

14) **Ellern- oder Erlenhecken.** Auf nassem Boden schicken sie sich vortreflich und besser als Weiden. Sie treiben in kurzer Zeit starke Stangen, welche das Vieh abhalten, liefern bald Vorrath von Brenn- und Stangenholz. Das Vieh beißt nicht leicht das Laub an, läßt folglich die jungen Zweige verschont. So oft solch eine Hecke unten kahl wird, (und dies geschieht auf nassem Lande aller 3 oder 4 Jahre, indem da allemal

mal die tiefsten Zweiglein, an denen doch bey einer Hecke so vieles gelegen, zurückgehn und ableben,) muß sie tief an der Erde, doch ohne die Stöcke zu spalten, gänzlich abgeholzet oder abgetrieben werden. Werden die Stöcke zu alt und stockig, so radet man sie aus, und pflanzt aus den häufigen Wurzelausläufern der alten Hecke eine neue an.

15) **Vermischte Hecken.** Diese taugen nicht viel, man legt sie deshalben blos in Ermanglung beßrer an. Zu den verschiednen Holzarten, deren man sich dabey bedienen kann, gehören: Evonymus europaeus, (Spindelbaum, Pfaffenpfötgen, dessen Saft und Beeren giftig sind). Cornus sanguinea, (Hartriegel). Cornus mas, (Cornelbaum). Acer campestre, (kleiner Ahorn, Masholder). Lonicera Xylosteum, (Heckenkirsche). Rhamnus catharcticus, (Creutzdorn). Sorbus aucuparia, (Vogelbeer, Ebischbeer). Ulmus campestris, (obige Ulmen). Viburnum Opulus, (Wasserholder). Rhamnus frangula, (Faulbaum). Prunus padus, (Vogelkirsch). Die 7 ersten kommen in trocknem, die 4 letztern in feuchtem Boden gut fort. Bey solchen Hecken, wo man alle diese, wenigstens mehrere der jetzt gedachten, Holzarten durch einander pflanzt, beobachte man die schon bis hieher gegebenen Anlags-

regeln und verstutze besonders alles gepflanzte, bis fast an die Erde herab. Der Hauptfehler dieser gemischten Hecken ist der, daß, da verschiedne Holzarten auch verschiedne Art zu wachsen haben, es nicht selten geschieht, daß die Stämmgen der einen Art die von der andern verdrängen und verdämpfen. Eine kluge Pflanzung, da man vorher die Art zu wachsen genau beobachtet, und hiernach die Stämmgen neben einander setzt, ingleichen ein kluger Schnitt, da man nicht alle nach Einerley Maaße verstutzt, sondern sich weislich nach der Art des Holzwuchses richtet und selbige studiert, ist im Stande diesem Uebel ziemlich zu begegnen.

Sechs-

Sechster Anhang.

Cultur solcher Baumarten, die aus fernen Gegenden der Erde kommen und nun erst an unser Clima gewöhnt werden sollen.

Da unter ihnen auch einige Arten sind, die dem Obstgärtner wichtig werden können, so halte ich mich für verpflichtet, die Regeln, welche hieher gehören, allhier beyzufügen. Ich habe diese Regeln bereits in meiner, in letzter Ostermesse herausgegebenen neuesten Sammlung der wichtigsten Gärtnerregeln mitgetheilt. Weil aber dieses Buch vielleicht nur wenigen Liebhabern der Baumzucht zu Augen gekommen, mein gegenwärtiges Werk aber von dieser Sammlung unabhängig gemacht werden muß, auch die ganze Materie nur ein paar Seiten beträgt, so sey es mir erlaubt, es hier nochmals beyzufügen.

Alle und jede ausländische Bäume, die noch nicht bey uns gewöhnlich sind, sondern von nun an erst an unsern Himmelsstrich, vornehmlich an unsre Winter, gewöhnt werden sollen, müssen:

1) aus Saamen gezogen seyn. Denn alle aus Saamen gezogene Bäume sind gleich

von Natur ungleich härter und dauerhafter als die, welche man aus Wurzelausläufern, gesteckten Zweigen, oder aus Oculation auf innländische Wildlinge von ähnlicher Baumart erzog.

2) Ins freye Erdreich gesäet worden seyn. Die, welche man in Kasten, oder Töpfe, oder wohl gar aufs Mistbeet säet, werden von Jugend auf viel zu weichlich, ihre Wurzeln werden nicht gegen die Kälte des freyen Erdbodens abgehärtet und wollen letztere hernach lieber gar sehr übel empfinden.

3) Gleich an die nehmliche Stelle hingesäet worden seyn, auf welcher sie überhaupt und vor beständig stehen bleiben sollen. Alles Verpflanzen hält den Wuchs auf und setzt solche Ausländer, die ohnhin bey uns sich in allerley Ungewohntes zu schicken haben, merklich zurück. Auch sieht man sich, wenn man sie verpflanzen will, nicht selten genöthigt ihre Pfahl- oder Herzwurzel abzuhacken, weil sie meistens so tief in die Erde hinab dringt, daß man sie gar nicht wohl unverletzt heraushohlen kan. Dies Verkürzen der Hauptwurzel aber ist solchen Bäumen höchst gefährlich, denn die am tiefsten in die Erde gehenden Wurzeln sind gerade diejenigen, welche (eben um ihrer tiefen Lage willen, als zu welcher der Frost nicht dringt) noch am ersten verhindern helfen müssen, daß der Ausländer nicht erfriere.

4) nicht

4) nicht erst im Anfange ihres Lebens in Töpfen oder Kasten gestanden haben; denn deren Wurzeln taugen gar nicht, weil sie, schon gedachtermaßen, kein kaltes Land gewohnt sind, ingleichen weil sie einen gar ungeschickten Wuchs haben. Es pflegen nehmlich die Wurzeln aller in Töpfen oder Kasten stehenden Bäume, so bald sie bis auf den Boden der Gefäße hinabgewachsen sind, eine gebogene oder gekrümmte Gestalt anzunehmen, und sich (weil dieser Gefäßboden sie hindert, bey ihrem fernern Wachsthume senkrecht in die Tiefe fortzuwachsen) wagerecht oder in die Breite zu strecken, worauf sie zuletzt jämmerlich durch einander herwachsen und sich völlig in einander zu verwikkeln. Pflanzt man nun Bäume, die solche verkrüpelte und verfitzte Wurzeln haben, aus den Gefäßen ins Land, so bleiben diese Wurzeln doch mehrentheils krumm und verschlungen, sie haben den vorigen angebohrnen Trieb, sich mehr senkrecht in die Tiefe zu strecken, nun einmal verlohren, sind auch dazu nunmehro viel zu schwach, bleiben dahero oben in der Oberfläche des Erdbodens und erfrieren, weil der Frost des Winters mit diesen Wurzeln in einerley Tiefe der Erde eindringt *).

*) Manchmal kan man noch dadurch helfen, daß man diese elende Wurzeln von da an, wo sie krumm

5) auf schicklichem Erdreiche stehen; wollte man zu solchen Pflanzungen hartes, steinigtes Land erwählen, so würden hier die Wurzeln nicht tief genug eindringen können, wollte man einen ungeschlachten nassen Boden nehmen, so würden Hunger und Kälte (letztere ist auf nassem Boden allemal am empfindlichsten) den Baum umbringen.

6) Zwar auf keinem solchen Platze angepflanzt werden, der höher als das übrige Feld liegt (denn je höher die Lage, desto schneidender die Winterkälte, ausgenommen, wenn auf denjenigen beyden Seiten nehmlich Morgen und Mitternacht, von wannen die aller kältesten Winde wehen noch höhere vorliegende Gebäude, Hölzer ꝛc. den Platz beschirmen) aber auch eben so wenig an einen versteckten oder gar dumpfen Platze *), denn an einem

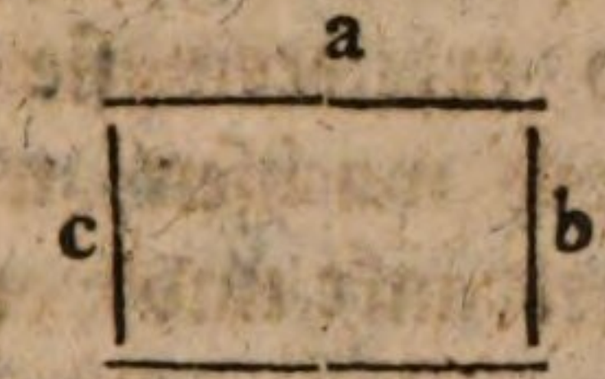
sol-

krumm gewachsen sind, gänzlich wegschneidet, und ihnen nichts als gerade, oder senkrechte Wurzeln oder Wurzelobertheile stehen läßt. Da bleibt denn freylich manchmal fast gar nichts von Wurzeln übrig, auch wird man in solchem Falle genöthigt, die Crone solch eines Baums eben so stark zu verstutzen, denn Wurzeln und Zweige müssen Verhältniß zu einander haben. Alles das sind harte Hülfen, die den Baum sehr verwunden.

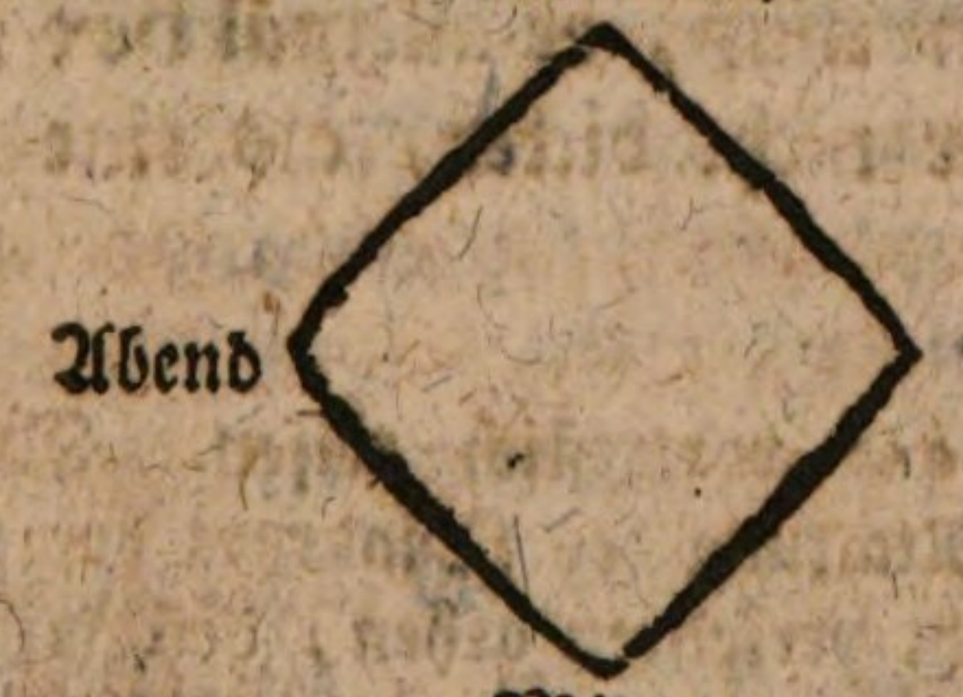
*) Weil wir hier abermals auf richtige Lage zu sprechen kommen, so wünschte ich gar sehr, daß

solchen ist es zu warm und zu sehr in der Gedult, wodurch den ein voreiliger Frühjahrstrieb, der bey nachmaliger Spätkälte total

daß man bey aller Anlage der Baum- Küchen- und Blumgärten auf Westons trefliche Vorschrift achtete. Gemeiniglich legt man einen Garten, indem man den Platz dazu absteckt in folgende Quadrat gestalt



da den a den Nord oder Mitternacht, d den Mittag oder Süden, b den Osten oder Morgen, c den West oder Abend auf sich hat. Nein das Quadrat sollte mit seinen 4 Spitzen schief und anders, nehmlich also stehen:



Alsdann ist die eine Hälfte der ganzen den Garten umgebenden Mauer warm genug für Pfirschen und frühe Kirschen, die andere Hälfte derselben warm genug für Apriosen, Pflaumen, Kirschen ꝛc. Im Mittagswinkel können dann Weintrauben und Feigen, die die meiste Hitze

zu erfrieren und sonach unsre Ausländer umzubringen pflegt, befördert und erzeugt wird.

7) **nicht wider ihre Natur gezogen** seyn. Manche von ihnen haben es in der Art, eigentlich mehr als Sträucher zu wachsen, als einen Hochstamm zu bilden. Wenn man nun diesen ihren Unterwuchs, oder die tief sitzenden Zweige wegnimmt und sie schlechterdings empor und schlank von Schafte erziehen will, so erfrieren sie meistentheils. Man lasse sie doch wachsen, wie sie wollen, so bleiben sie ungekränkt und werden stark und dauerhaft.

8) **Schlechterdings nicht beschnitten** werden. Der Frost dringt sehr leicht durch die gemachten Einschnitte auf das Mark und leben der Zweige ein. Man suche sich also einzurichten, daß, wenn ja ein Zweig abgenommen werden muß, er allemal bey Zeiten d. h. sobald er nicht dicker, als eine Federspule

erfordern, gar vortreflich reifen. Nur muß durch diese Richtung des Quadrats der wichtige Vortheil nicht verlohren gehen, daß wir in unsern Garten einen Platz (vor Pfirschen und Apricosen) behalten der die Morgensonne nicht hat. Behielten wir keinen solchen Platz, so müßten wir desto eifriger befolgen was oben im Werke selbst (Febr. 1.) als ein aequivalirendes Verwahrungsmittel gegen den Schaden den diese Sonne an gedachten Baumarten anrichtet, angegeben worden ist.

spule geworden, wo es noch keine so beträchtliche Wunde verursacht, weggenommen werde. Ferner pflegen die beschnittnen Holzarten desto häufiger und schärfer empor zu schiessen, sie werden folglich hernach im Winter fast nie vom Schnee bedeckt, sondern ragen weit über den Schnee hinweg und erfrieren so weit, als sie herausragen mußten. Auch bleiben an beschnittnen Bäumen die Obertheile der allzu sehr in die Länge empor schiessenden Zweige unreif und weich, welches Holz sich dann in Winter nicht zu erhalten vermag. Stämme hingegen, oder einzelne Aeste, welche oben herein erfroren sind, müssen, wenn alle Kälte vorbey ist, scharf und bis herab ins offenbare gesunde Saftholz beschnitten werden, damit sie auf frisches Holz treiben.

9) Nicht ans Spalier, noch an ein ähnliches Geländer gelegt werden. Der Zwang, welchen man ihnen durch den Zweggzug zuziehen muß, schwächt die Zweige, daß sie dann leichter erfrieren. Es scheint ganz offenbar zu seyn, daß ein an seinen Zweigen angebundener Baum leichter, als ein frey stehender erfriert und daß die Bewegung die der Wind den Zweigen, indem er sie hin und her treibt verursacht, ein sehr wirksames Mittel sey, das Stocken des Baumsaftes (durch) welches das Erfrieren so sehr befördert

dert

dert wird) mittelst der Erschütterung, die der Wind den Zweigen und dem Samme selbst macht, merklich zu verhüten.

10) Nie in Stroh eingebunden wer-

den. Man will uns zwar sehr oft weis machen, es hielten sich die im Herbste in Stroh gebundenen zarten Baumarten unter dieser Bedeckung gar ausnehmend gut, allein die Erfahrung zeigt uns das Widerspiel. Besonders ist dies ganz sonnenklar, daß wenn man dieses Einbinden zu zeitig, nehmlich schon im November, oder gar noch früher vornimmt, es dann den Zweigen diesen großen Nachtheil bringt, daß der Baumsaft, welcher zu dieser Zeit noch nicht völlig aus ihnen zurückgetreten ist, sondern, vornehmlich bey gelinden Spätherbsten noch halb und halb in ihnen stecket, durch das warme Einbinden und den damit zugleich geraubten, heilsamen Einfluß des erschütternden Windes, der Luft und der Sonne verhindert wird, sich, wie er doch sollte, vollends ganz aus den Zweigen zurück zu ziehen und auch theils durch die Hinwegdünstung aus ihnen wegzuweichen, welche Verhinderung also Stockung des Saftes erzeugt, folglich das Erfrieren befördert. Nimmt man ferner solch eine Decke zu früh hinweg, so können nachfolgende Spätfröste uns die Reue abnöthigen, läßt man sie gegentheils zu lange darauf, so werden die hinter ihr warm stek-

ken-

kenden Knospen zum voreiligen Austrieb verleitet. Am besten also, wenn man keine Strohbedeckung braucht, sondern lediglich höchstens solche, welche ich oben (Febr. 1.) beschrieben habe. Schutz vor Morgensonne ist schlechterdings rathsam, wie ich schon vorhin (im 3ten Anhange beym Apricosenbaume) sattsam gelehrt zu haben hoffe.

11) nach Erforderniß auf ihren Wurzeln, oder auch (wenn sie noch ganz klein und nur heuer erst aus dem Saamen gezogen sind) über und über bedeckt werden, damit die Winterkälte nicht durch den Erdboden auf die noch schwachen Wurzeln, zu deren Untergange eindringe. Deckt man das ganze Bäumgen, so geschieht dies blos dadurch, daß man es, wenn im Herbst alle seine Blätter abgefallen sind und das völlige Zuwintern bevorstehet mit dürrem Baumlaube beschüttet, oder mit Erbs- oder Wickstrohe überdeckt, unter welchem es gegen die schneidenden Lüfte und gegen die Wintersonne gedecket steht. Deckt man aber nun die Wurzeln eines Baumes d. h. die Oberfläche der Erde, in welcher er mit seinen Wurzeln stehet, so geschieht dies entweder ebenfalls mit abgefallnem Baumlaube, (am aller besten ist das Buchne laub) oder durch langstrohigten Pferdmist. Letzteres hat die Bedenklichkeit bey sich, daß sich so gern die Mäuse unter den Mist lagern und dabey, mit

Ge-

Gelegenheit, die Wurzeln der Bäume zu Schanden beissen. Um die Kälte von den Wurzeln solcher ausländischen weichlichen Bäume abzuhalten, scheint es rathsam, daß man das Land um sie her niemalen spät im Herbste herumgrabe, sondern recht zeitig im Herbste oder allenfalls auch erst im Frühjahre, denn in ein umgegrabenes, folglich ganz lockres Land dringt der Frost tiefer, als in ein compactes.

Erklärung der Kupfertafel.

Fig. 1. zeigt einen **in den Spalt** gepfropften Wildling. a. der Wildling, b. das Pfropfreis. (März. 4.)

Fig. 2. das Pfropfreis zum **Spaltpfropfen.** n. der Keil des Pfropfreises.

Fig. 3. zeigt den Zuschnitt zum Pfropfen **in die Rinde.** Man sieht den Spalt, der aber hier nicht das Holz oder die Platte selbst spaltet, sondern lediglich die Rinde auf einer einzigen Seite herab.

Fig. 4. 5. zeigen das zum Pfropfen in die Rinde erforderliche **Pfropfreis;** und zwar die 4te Fig. dessen innre Seite, und die 5te dessen auswendige Seite, an welcher, auf die oben (in dem Werke, April 2.) angegebene Weise zu beiden Seiten der Länge herab, nicht aber in der Mitte, die braune Rinde abgeschärft ist.

Fig. 6. 7. 8. zeigen die Zuschnitte beym **Copuliren.** Die Erklärung findet sich bereits oben (März 5.)

Fig. 9 bis 11. gehören zum **Oculiren.** Fig. 9. zeigt fast in Lebensgröße die Gestalt des eben ausgehobenen edlen Auges, Fig. 10. den Schnitt in des Wildlingsrinde. Fig. 11.

zeigt

zeigt die gelüfteten Rindenflügel des Wildlings, hinter welche nun gleich das Reis eingepaßt werden soll. — An dem Auge (Fig. 10.) sieht man auch noch die daran gelassene Blatthälfte a., nebst Blattstiel b.

Fig. 12. 13. 14. zeigen die verschiednen Arten, auf welche man einen Durchschnitt durch ein Stämmgen machen kan, (März 4. bey Abplattung des Wildlings zum Spaltpfropfen). Fig. 12. zeigt einen mitten hindurch gehenden, oder ganz platten Durchschnitt. Fig. 13. einen etwas schrägen, aber doch mehr glatt als schrägen. Fig. 14. hingegen einen gar sehr geschrägten Durchschnitt, welchen man einen Rehfuß zu nennen gewohnt ist. Eben diese Figuren können nun auch bey der Lehre **vom Baumschnitt** (März 7.) angewendet werden, denn so gut ich einen **Stamm** platt und schräg durchschneiden kan, eben so kan ich ja auch die **Zweige**, die ich ihm wegschneide oder verstutze, entweder platt oder schräg schneiden. Das beste ist **fast ganz platt** (s. am angeführten Ort und März 4. bey Abplattung des Wildlings zum Spaltpfropfen).

Fig. 15. Ist bereits oben März 4. bey dem **Zungenpfropfen** erklärt.

Fig. 16. stellt den **Wildling**, wie er zum **Zungenpfropfen** zugeschnitten wird vor.

Er

Er zeigt uns einen Rehfußschnitt, bey x. aber bekommt er von hinten her denjenigen Schnitt der auch auf Fig. 15. mit x. bezeichnet ward, und der sich auf Fig. 24. wo sich eben dieser Wildling, von hinten her präsentirt, nochmals zeigt.

Fig. 17. zeigt den Zuschnitt des **Reises** zum **Zungenpfropfen**, bey o. ist die Zunge zu sehn die man dem, erst auch als Rehfuß geschnittenen Reise schneidet. Noch deutlicher und besser ist eben dieses Reis auf den Figuren 22. und 23. zu sehen; die erstere dieser beyden Figuren präsentirt uns nehmlich das Reis von der Seite her, die 23ste hingegen zeigt uns die inwendige oder diejenige Seite des Reises, die mit ihrer Fläche a. die Wildlingsfläche (bb. auf Fig. 16.) gerade überdeckt. Auch Fig. 18. gehört zum Zungenpfropfen.

Fig. 19. 20. gehören zum **fränkischen** Pfropfen. Die Erklärung ist bereits im Werke selbst (März 4.) gegeben worden.

Fig. 21. zeigt den Zuschnitt des zum **fränkischen** Pfropfen zugeschnittenen Reises, und zwar die inwendige Seite *)

Fig.

*) Das brauche ich ja wohl nicht erst zu erinnern, daß um den Platz zu ersparen, alle auf der Kupfertafel vorgestellte Reiser nur von ihrer un-

Fig. 26. zeigt eben dieses Reis von der Hinterseite.

Fig. 24. zeigt den Wildlingszuschnitt zum fränkischen Pfropfen von der Hinterseite.

Fig. 25. ebendenselben von der Seite anzusehen.

Fig. 27. stellt das zu bequemer Anfertigung der Copulierbänder schon oben (März 5.) beschriebene mit Band umzogene Bret vor.

Fig. 28. gehört zu März 7. und ist daselbst erläutert.

Fig 29. 30. 31. sind eben daselbst ausführlich erklärt worden.

Fig. 32. zeigt die beste Art der Raupeneisen, deren man sich bedient, um die Raupennester (siehe Januar 4.) von den Bäumen zu holen. Gemeiniglich bedient man sich zu Erreichung dieses Endzwecks gewisser Arten von Werkzeuge, welche doch in der That sehr verwerflich sind. Die meisten nehmlich sind so eingerichtet, daß sie jedesmal das ganze Zweiglein, an welchem ein Raupennest hängt, herabschneiden, oder ab-

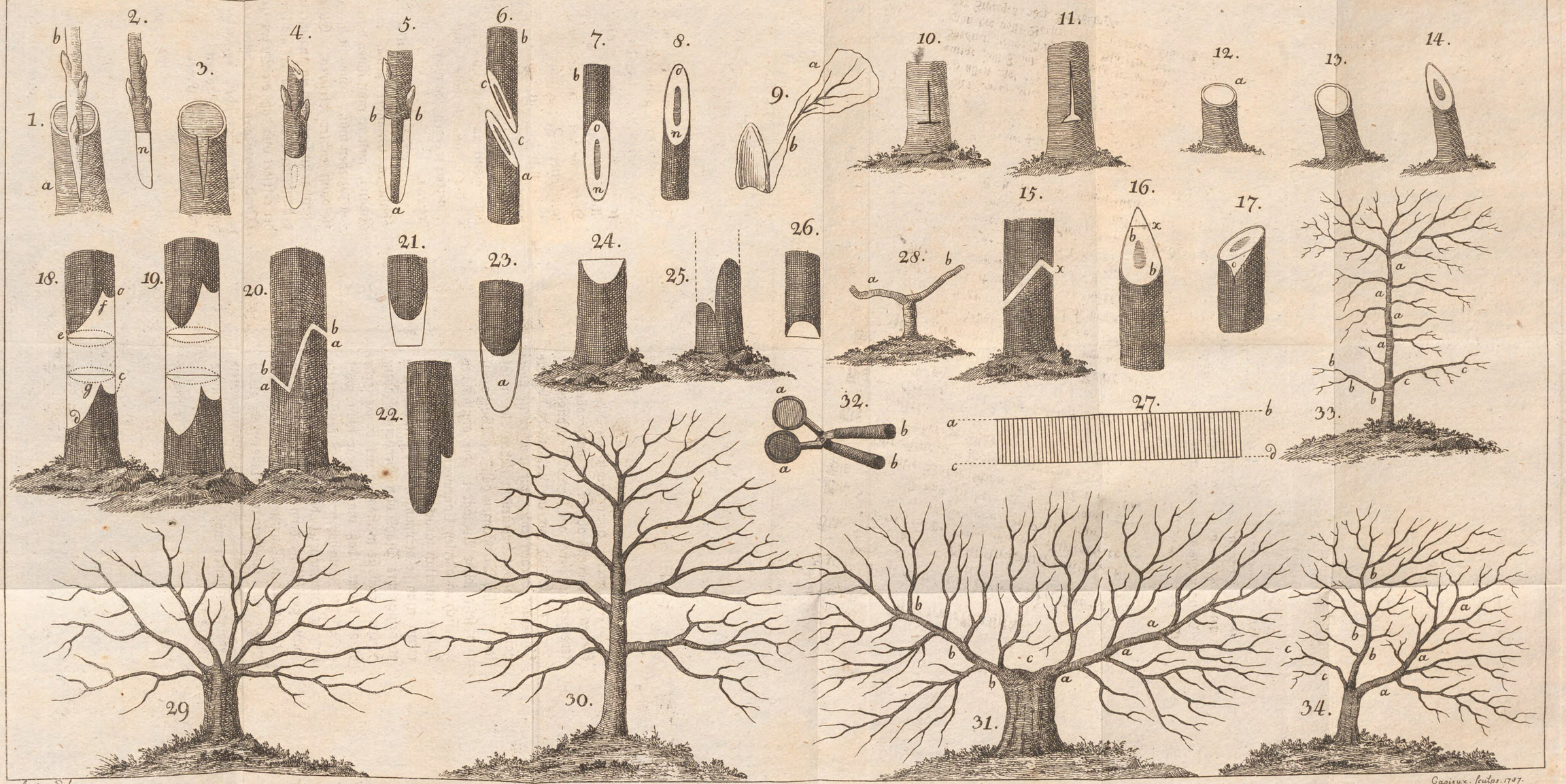
untern Seite her gezeichnet zu sehen sind, denn diese ist hier das Hauptwerk, weil an ihr der jedesmalige Zuschnitt zu lernen. Am Obertheile ist ja nichts durch Zeichnung zu erläutern, weil dieß bey allen egal aussieht, nehmlich man denke sich einige Zoll Zusatz in der Länge hinzu und einige daran stehende Augen oder Blattknospen so hat man die volle Vorstellung von diesem Obertheile der Zweiges; oder Reiseslänge.

abbrechen. Aber das heißt ja das Kind mit dem Bade ausschütten und gemahnt mich eben so, als wenn man dem Kranken, welcher an irgend einem Gliede leidet, letzteres gar wegschneiden wollte, da man es doch, ohne dies gar leicht zu heilen vermöchte. Ich war dahero immer darauf bedacht, mir eine bequemere Art von Raupeneisen zu erfinden. Dies gelang mir vollkommen. Ich weiß nicht ob an andern Orten solche Eisen, als ich mir erfand, bereits erfunden sind, genug daß ich sie bis hieher nirgends wahrgenommen noch auch von Beschreibung derselben gehört habe. Mein Raupeneisen gleicht an Gestalt vollkommen demjenigen Werkzeuge der Perükenmacher, welches sie **Querscheisen** zu nennen und beym Haarfrisiren zum Einbrennen der Haarpapilioten zu gebrauchen pflegen. Zum Raupeneisen aber muß es grösser seyn, und seine beiden Stiele bb. müssen stark und **hohl** seyn, damit man in jeden von ihnen eine lange dünne Stange einstecken könne. Mittelst dieser einbevestigten Stangen kan man nun hinauf reichen, bis in die obersten Aeste der Bäume, und zugleich von unten her, wo man steht, das ganze Werkzeug, wie eine Scheere, auf- und zumachen, also daß die beyden Klappen aa. das Raupennest zwischen sich klem-

men

men und man folglich letzteres herabziehen kan. — Sonst ließe sich solch eine Erfindung auch nach Anleitung desjenigen Werkzeugs machen, dessen man sich an Höfen, wo große Cronleuchter hoch an der Decke hängen, bedient, um von unten die Lichter zu putzen, ohne erst auf einen Stuhl oder Steige zu treten. So gut wie dieses Instrument die feine Schnuppe solch eines Wachslichts accurat ergreift und wegnimmt, ob gleich derjenige, der dies Putzen verrichtet, tief unter dem Leuchter, folglich in starker Entfernung von den über seinem Kopfe brennenden Lichtern steht, eben so gut würde sie (an einer noch längern Stange) die Raupennester herabputzen.

Fig. 33. und 34. sind bereits im Werke selbst (März 7.) hinlänglich erläutert.



Autor. del.

Capieux. sculps. 1787.

XX VIII. 88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilke, George Wilhelm Konstantin <<von>>,

George Wilh. Constantins von Wilcke monatliche Anleitung zur Beförderung einer ergiebigen Erziehung des Obstes Ein Buch für Landleute und Gärtner

Halle 1787

Oecon. 1904
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299745-0
VD18 11199555